



Bedingungen einer geringen Inanspruchnahme elementar- pädagogischer Angebote

Eine qualitative Erhebung unter Eltern in
Vorarlberg, die kaum oder keine Angebote nutzen

Dieses Werk ist mit CC BY-ND 4.0 International lizenziert.

Das Österreichische Institut für Familienforschung an der Universität Wien (ÖIF) führt als unabhängiges wissenschaftliches Institut anwendungsorientierte Studien und Grundlagenforschung zur Struktur und Dynamik von Familien, Generationen, Geschlechtern und Partnerschaften durch. Alle Angaben in diesem Bericht erfolgen ohne Gewähr und die Haftung der Mitwirkenden oder des ÖIF ist ausgeschlossen. Der Inhalt dieses Berichts gibt die Meinungen der Autorinnen wieder, welche die alleinige Verantwortung dafür tragen.

© 2025 Universität Wien, Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF)
Medieninhaber: Universität Wien, Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF)
Herausgeber: Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Mazal
Tel +43 1 4277 48901 | info@oif.ac.at | www.oif.ac.at | Wien

Titelfoto: pexels.com (Pavel Danilyuk)

ISBN 978-3-902898-16-6



Bedingungen einer geringen Inanspruchnahme elementar- pädagogischer Angebote

Eine qualitative Erhebung unter Eltern in Vorarlberg,
die kaum oder keine Angebote nutzen

ÖIF Endbericht, 29. August 2025

Die Studie wurde im
Auftrag der AK Vorarlberg
durchgeführt



www.oif.ac.at

Österreichisches Institut
für Familienforschung
an der Universität Wien
Grillparzerstraße 7/9, 1010 Wien
Tel +43 1 4277 48901
info@oif.ac.at

Projektteam

Dr. Christine Geserick (Projektleitung, Hauptautorin)
Dr. Sabine Buchebner-Ferstl

Dr. Christine Geserick

Soziologin

Christine Geserick ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Österreichischen Institut für Familienforschung (ÖIF) an der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Qualitative Forschungsmethoden, Biografieverläufe, Familien- und Geschlechterverhältnisse aus sozialhistorischer Perspektive.

Kontakt: christine.geserick@oif.ac.at

Dr. Sabine Buchebner-Ferstl

Psychologin

Sabine Buchebner-Ferstl ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Österreichischen Institut für Familienforschung (ÖIF) und führt als Psychologin Studien mit den Schwerpunkten Erziehung und Elternbildung sowie Schule und Bildung durch.

Kontakt: sabine.buchebner-ferstl@oif.ac.at

Elementarpädagogik bildet das Fundament unseres Bildungssystems – davon ist die Arbeiterkammer Vorarlberg überzeugt. Eine hochwertige, leistbare und flächendeckende Elementarbildung und -betreuung ermöglicht es Eltern in Vorarlberg erst, Familie und Beruf miteinander zu vereinbaren. Doch ihre Bedeutung reicht weit darüber hinaus: Die Unterstützung und Förderung, die bereits die Jüngsten erhalten, prägt maßgeblich ihre schulische Laufbahn und ihre späteren Chancen im Erwerbsleben.

Mit der vorliegenden Studie „Bedingungen einer geringen Inanspruchnahme elementarpädagogischer Angebote“ legt die Arbeiterkammer Vorarlberg eine fundierte qualitative Analyse vor, die Beweggründe und strukturelle Hürden untersucht, welche Eltern in Vorarlberg davon abhalten, elementarpädagogische Angebote für ihre Kinder zu nutzen. Anhand von 19 persönlichen Fallgeschichten zeichnet die Studie ein differenziertes Bild jener Vorarlberger Familien, die aus unterschiedlichen Gründen elementarpädagogische Einrichtungen nur sehr eingeschränkt oder gar nicht in Anspruch nehmen. Ziel war es, die Perspektiven dieser Eltern nachzuvollziehen und politische Handlungsfelder sichtbar zu machen, die sowohl für einen gleichberechtigten Zugang zum Arbeitsmarkt als auch für eine optimale Förderung unserer Jüngsten in den Fokus rücken müssen.

Die Studie verdeutlicht: In der Elementarbildung und -betreuung hat sich vieles zum Positiven entwickelt, und der Wert qualitativvoller früher Bildung ist unbestritten. Gleichzeitig zeigt sie auf, weshalb Vorarlberger Eltern bei der Inanspruchnahme institutioneller Bildungs- und Betreuungsangebote mitunter zögern. Die Hürden sind dabei gleichermaßen struktureller wie ideeller Natur. Die Studie bietet Einblick in die Lebenswelten und Einstellungen Vorarlberger Familien und soll neben den bekannten strukturellen Herausforderungen dazu beitragen, bestehende Vorbehalte zu verstehen, zu adressieren und abzubauen.

Als Arbeiterkammer möchten wir verstehen, welche Ängste und Wünsche Eltern bewegen, wenn es um die institutionelle Betreuung und Förderung ihrer Kinder geht. Wir wünschen uns, dass Eltern ihre Kinder morgens mit einem berechtigten guten Gefühl in eine Bildungs- und Betreuungseinrichtung begleiten können und die Kinder sich auf den Tag mit ihren Gleichaltrigen freuen. Die vorliegende Studie hilft zu verstehen, warum dies noch zu häufig nicht der Fall ist. Sie ist als politischer Auftrag zu lesen: Es gilt, über die Vorteile früher Förderung aufzuklären, Ängste ernst zu nehmen und mit echtem Reformwillen nicht nur die Rahmenbedingungen für beste elementare Bildung in Österreich zu schaffen, sondern auch ein gesellschaftliches und politisches Klima zu fördern, das Familien ihre Entscheidungen über institutionelle Bildung und Betreuung erleichtert – weil Qualität und Angebot überzeugen.

Der Zugang zu früher Bildung für alle Kinder – kostenlos, flexibel und in bester Qualität – ist die zentrale Voraussetzung für echte Wahlfreiheit. Es braucht eine Politik, die nicht nur optimale Rahmenbedingungen schafft, sondern auch Sorgen ernst nimmt und Vertrauen aufbaut.

Wir als Arbeiterkammer Vorarlberg wissen: Chancenreichtum beginnt für Kinder lange vor dem Schuleintritt und darf für Eltern nicht mit der Familiengründung enden.



Andreas Lampert
AK Direktor

Bernhard Heinzle
AK Präsident

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	10		
----------------------	-----------	--	--

2. Struktureller Hintergrund und bisherige Forschung	11		
2.1 Elementare Bildung und Betreuung in Vorarlberg	11	2.2 Elementarpädagogische Angebote: Bedeutung für Kinder und Eltern	19
2.1.1 Formen außerfamiliärer Angebote	11	2.2.1 Kindliche Entwicklung: Qualität der Angebote als Dreh- und Angelpunkt	21
2.1.1.1 Kleinkindgruppen (Kinderbetreuungseinrichtungen)	11	2.2.1.1 Qualität in der Elementarpädagogik – was ist das überhaupt?	22
2.1.1.2 Kinderspielgruppen	12	2.2.1.2 Die unterschiedlichen Qualitätsdimensionen im Kontext	26
2.1.1.3 Kindergärten	12	2.2.2 Soziale Teilhabe und Chancengleichheit	27
2.1.1.4 Tageseltern	13	2.2.2.1 Einfluss der Qualität	27
2.1.2 Besuchsquote	14	2.2.2.2 Soziale Teilhabe durch inklusive Praktiken	28
2.1.3 VIF-konforme Einrichtungen	15	2.2.3 Elternschaft, Erwerbsarbeit und der Geschlechteraspekt	29
2.1.4 Öffnungsdauer und Anwesenheitsdauer	16	2.2.3.1 Verfügbarkeit und Kosten elementarpädagogischer Angebote	29
2.1.5 Versorgungsauftrag der Gemeinden	18	2.2.3.2 Einstellungen zu mütterlicher Erwerbstätigkeit	30
2.1.6 Soziale Staffelung der Elternbeiträge	19	2.2.3.3 Kinderbetreuung als Grund für Erwerbsverzicht	34

3. Empirische Erhebung	38	6. Einstellungen zu früher Bildung und Betreuung: Was brauchen Kinder?	65
3.1 Forschungsdesign	38	6.1 Das Elternhaus als emotionale Basis und primäre Sozialisationsinstanz	65
3.1.1 Theoretisches Sampling und Feldphase	39	6.1.1 Geborgenheit und Individualität: „Du bist so und so, und ich spür’ dich“	65
3.1.2 Auswertungsmethode	39	6.1.2 Lernen: „Daheim lernst du überall. Das ist auch elementare Bildung“	66
3.2 Stichprobenbeschreibung	41	6.1.3 Werte	68
4. Fallgeschichten	42	6.2 Vorteile elementarpädagogischer Angebote	68
5. Betreuungsarrangement: Leitmotive und Praxis	52	6.2.1 Von- und miteinander lernen, Gemeinschaft, Spaß	69
5.1 Leitmotiv 1: Familiäre Sorgearbeit aus Überzeugung	52	6.2.2 Chancengleichheit: Vorteile für Kinder mit anderen Startbedingungen	70
5.1.1 Die Mutter als Hauptbetreuungsperson: „Ich denke, dass sie bei mir gut aufgehoben sind“	53	6.3 Vom richtigen Zeitpunkt: Alter, Ausmaß, Arbeitszeiten	72
5.1.2 Betreuung als partnerschaftliches Projekt: „Er ist unter der Woche zuhause“	57	6.3.1 Entwicklungsbezogene Vorbehalte: „Kleinkinder müssen noch keine Gruppe haben“	73
5.1.3 Ergänzung durch Großeltern: „Und dann war ich sehr froh, dass wir es innerfamiliär haben lösen können“	59	6.3.2 Kein Dauermodell: „Je älter sie werden, desto weniger brauchen sie einen“	74
5.2 Leitmotiv 2: Strukturell-finanzielle Bedingungen und Hürden	60	6.3.3 Betreuungsausmaß – „Wie ein Arbeitstag für uns“	76
5.2.1 Erwerbstätige Mutter als Hauptbetreuungsperson	60		
5.2.2 Nicht-geplantes Allein- oder Zuverdienermodell	61		
5.2.3 Zeitversetzte Elternschaft: „Dass fix irgendeiner daheim ist“	63		

7. Erfahrungen mit elementarpädagogischen Angeboten	79	8. Elternsein: Zwischen Selbst- und Fremdansprüchen	91
7.1 Betreuungsqualität	79	8.1 Ausdrucksstarke Semantiken: Weggeben, Abgeben, Verstellen	91
7.1.1 Positive Erfahrungen	79	8.2 Eigene Kindheit: Lebt man weiter, was man kennt?	91
7.1.2 Negative Erfahrungen	81	8.2.1 „Sie war immer da – und das möchte ich meinen Kindern auch schenken“	92
7.1.3 Der Kindergarten: „Ein Traum“, „1A“ und „ganz was anderes“	83	8.2.2 „Für sie war es normal, viel zu arbeiten – und das ist es für mich auch“	92
7.2 Verfügbarkeit	84	8.2.3 „Bei mir war es dasselbe, ich war auch nicht im Kindergarten“	93
7.2.1 „Also wir haben das extrem früh anmelden müssen“	84	8.2.4 „Warum bringst du sie mit zwei Jahren zu fremden Leuten?“	93
7.2.2 Generelle Platzknappheit	85	8.3 „Karrierefrauen“ vs. „Gluckenmütter“ – Kritik von allen Seiten	94
7.2.3 Nicht die Wunschoption: „Wir haben jetzt auch nicht die Tage gekriegt, die wir gerne hätten“	86	8.3.1 „Das wird einfach immer so belächelt: ‚Du bist nur daheim‘ (‚Gluckenmütter‘)“	94
7.2.4 Versorgungsauftrag der Gemeinden	87	8.3.2 „Boah, du gibst dein Kind aber viel her!“ („Karrierefrauen“)	96
7.3 Kosten und soziale Staffelung	88	8.3.3 „Die ist in Karenz, aber das Kind ist trotzdem in Betreuung“ („Gemütliche Mütter“)	97
		8.4 „Daheimbleiben“ vs. finanzielle Absicherung und Selbstfürsorge	98
		8.4.1 „Jede Mutter würde gern bei ihrem Kind sein“ – ein kollektives Ideal?	99
		8.4.2 Finanzielle Absicherung und der „Preis“ des „Daheimbleibens“	100
		8.4.3 Auszeit und Bewusstsein zur Selbstfürsorge: „Jeder liebt sein Kind, aber wir dürfen uns nicht vernachlässigen“	102

9. Geäußerte Wünsche an Politik und Gesellschaft	104	10. Zusammenfassung und Einordnung der Ergebnisse	109
9.1 Ausbau des elementarpädagogischen Angebots	104	<hr/>	
9.2 Betreuungsqualität: Gruppengröße, Personalausbau, Qualifikation	104	11. Generalisierbarkeit der Studienergebnisse	115
9.3 Kostengünstigere Angebote	105	<hr/>	
9.4 Geschlechtergerechtigkeit bei Elternkarenz und Teilzeitarbeit	106	12. Literaturverzeichnis	116
9.5 Wahlmöglichkeit und Anerkennung für elterliche Betreuung	106	<hr/>	
		13. Tabellen- und Abbildungsverzeichnis	121

1. Einleitung

In den letzten Jahren haben der Ausbau und die Qualitätssicherung elementarpädagogischer Angebote in Österreich und Vorarlberg spürbar an Fahrt aufgenommen. Einerseits sollen sie Eltern die Vereinbarkeit von Familie und Erwerb weiter erleichtern, andererseits sollen Kinder von qualitativ hochwertigen Angeboten der frühkindlichen Bildung profitieren. So sieht der Stufenplan, der mit dem neuen Kinderbildungs- und Betreuungsgesetz (KBBG) 2023 in Kraft getreten ist, vor, dass Kinder zukünftig ab dem vollendeten zweiten Lebensjahr einen Betreuungsplatz erhalten, sofern ihre Eltern einen Bedarf anmelden – und zwar unabhängig davon, ob und in welchem Ausmaß sie erwerbstätig sind (ab dem Betreuungsjahr 2025/26).

Was die Inanspruchnahme elementarer Betreuungs- bzw. Bildungsangebote angeht, schneidet Vorarlberg bereits jetzt vergleichsweise gut ab: Die Besuchsquote für zwei- bis fünf-jährige Kinder liegt hier bei 36,3% und für Drei- bis Fünfjährige bei 95,5%. Diese Anteile rangieren jeweils über dem Österreich-Schnitt, wenn auch nur knapp (Statistik Austria 2024a: 99). Auch die Öffnungszeiten sind vereinbarkeitsfreundlicher geworden: Während im Betreuungsjahr 2018/19 noch 55,8% aller betreuten Null- bis Zweijährigen eine VIF-konforme Einrichtung besuchten, waren es 2023/24 schon 65,3%. Noch markanter ist diese Entwicklung für die Altersgruppe der Drei- bis Fünfjährigen: Hier stieg der Anteil der VIF-konform Betreuten von 28,4% auf 62,1%, er hat sich also mehr als verdoppelt. So erscheint die Lage für Vorarlberg auf den ersten Blick vergleichsweise zufriedenstellend. Doch gilt zum Beispiel ebenso, dass Vorarlberg im Bundesländervergleich auf dem letzten Platz rangiert, was die ganztägige Nutzung von Kindertagesheimgruppen betrifft.

Es scheint also „Lücken“ zu geben, was das Zusammenspiel von Angebot und Inanspruchnahme betrifft. Wie sind diese zu erklären? Liegt es an der für Vorarlberg feststellbaren konservativeren Einstellung gegenüber der Müttererwerbstätigkeit (vgl. Kapitel 2)? Könnten kostengünstigere Angebote die Inanspruchnahme steigern? Diesen Fragen widmet sich die vorliegende Studie. Sie beschäftigt sich damit, wie Familien aus verschiedenen sozialen Kontexten die Frage der außerfamilialen Kinderbetreuung und -bildung für sich diskutieren und entscheiden. Da diese komplexen Prozesse mitsamt den dahinterliegenden subjektiven Einstellungen in statistischen Erhebungen kaum abzubilden sind, wurde ein qualitatives Forschungsdesign gewählt.

Zielgruppe der Erhebung sind Mütter und Väter in Vorarlberg, die ein Kind im Alter bis fünf Jahre haben und elementarpädagogische Angebote entweder gar nicht oder nur geringfügig nutzen. Dazu wurden im November 2024 insgesamt 19 Eltern interviewt.

Ein Wort zum Alter der Kinder: Parallel zu den elementarpädagogischen Angeboten, um die es geht, wurde die Altersgruppe auf Null- bis Fünfjährige festgelegt. Entwicklungspsychologisch betrachtet ist das eine breite Altersspanne. Für die älteren Kinder kommt damit auch der Kindergarten ins Spiel, dessen Besuch im letzten Jahr ohnehin verpflichtend ist. Das heißt, die Eltern haben hier prinzipiell keine Wahl, ob sie diese Form der elementaren Bildung in Anspruch nehmen oder nicht. Wie sich zeigen wird, gibt es für die Eltern von Kindergartenkindern aber ohnehin kaum Diskussionsbedarf, was das Für und Wider eines Kindergartenbesuchs angeht. Im Mittelpunkt ihrer Diskussionen und Überlegungen stehen vor allem Kinder im Alter von ein bis drei oder vier Jahren.

2. Struktureller Hintergrund und bisherige Forschung

Nachfolgend wird zunächst der Status Quo der Situation hinsichtlich der frühkindlichen Bildung und Betreuung für Kinder zwischen null und fünf Jahren in Vorarlberg skizziert: Es wird darum gehen, welche Angebote es gibt, wie sie rechtlich gerahmt sind und in welchem Ausmaß sie genutzt werden.

Außerdem werden empirische Studienergebnisse sozialwissenschaftlicher Arbeiten vorgestellt, die sich damit beschäftigt haben, inwieweit die Inanspruchnahme frühkindlicher Bildungs- und Betreuungsangebote für Kinder und ihre Eltern bedeutsam sind. Folgende Aspekte werden hierbei berücksichtigt:

- Bedeutung für die kindliche Entwicklung (kognitive, psychische und soziale Aspekte)
- Bedeutung für die Eltern und speziell Mütter (Gleichstellung der Geschlechter mit Blick auf die Verteilung von Erwerbs- und Sorgearbeit; finanzielle Stabilität)
- Bedeutung mit Blick auf soziale Teilhabe (die Bildungsstätte als Stützpunkt für informelle Eltern-Netzwerke und als Ort für Integration)

Ein Hinweis zur Aktualität der verwendeten statistischen Daten und der Rechtsgrundlagen: Die Interviews der qualitativen Erhebung wurden im November 2024 geführt. Damit beziehen sich die Interviewpartner:innen auf die zu dieser Zeit geltenden Rahmenbedingungen des Betreuungsjahres 2023/24. Analog dazu werden im Folgenden die während der Berichterstellung zugänglichen Daten der Kindertagesheimstatistik (2023/24) und des Vorarlberger Betreuungsatlas¹ verwendet.

2.1 Elementare Bildung und Betreuung in Vorarlberg

Das folgende Kapitel widmet sich zunächst der Angebotsstruktur und Inanspruchnahme von früher Bildung und Betreuung. Gemäß dem Fokus dieser Studie geht es dabei um Kinder im Alter zwischen null und fünf Jahren, also eine mit Blick auf die kindliche Entwicklung recht lange Phase, die im Babyalter beginnt, über das Kleinkindalter reicht und auch noch diejenigen einschließt, die als Kindergartenkinder knapp vor dem Schuleintritt stehen.

Gesetzliche Grundlage ist das im Jahr 2022 verabschiedete Vorarlberger Kinderbildungs- und -betreuungs-gesetz (KBBG), das zum 1. Jänner 2023 in Kraft trat. Mit dem Ziel, eine einheitliche Gesetzgebung für Kinder aller Altersgruppen zu schaffen, ersetzte es die beiden bis dato geltenden Gesetze: das Kindergartengesetz für Kindergärten und das Kinder- und Jugendhilfegesetz für Kinderbetreuung und Spielgruppen. Das KBBG regelt also die Bildung und Betreuung von Kindern. Ausgenommen von diesen Regelungen ist explizit die Betreuung durch Tageseltern (§ 1, Geltungsbereich).

2.1.1 Formen außerfamiliärer Angebote

Den Eltern stehen verschiedene Angebote zu Verfügung, die sie für die früh- oder elementarpädagogische Betreuung und Bildung ihrer null- bis fünfjährigen Kinder in Anspruch nehmen können. Sie gliedern sich gemäß der Einteilung nach dem Vorarlberger Landesgesetz zur Kinderbildung und -betreuung (KBBG 2022, LGBL 84/2022) und Erfassung der Vorarlberger Kindertagesheimstatistik¹ (2023/24) in die folgenden Formen:

- Kleinkindgruppen
- Kinderspielgruppen
- Kindergärten
- Tageseltern

2.1.1.1 Kleinkindgruppen (Kinderbetreuungseinrichtungen)

Bei den Kleinkindgruppen handelt es sich um Kinderbetreuungseinrichtungen, in denen pädagogische Fachkräfte für die Betreuung und frühkindliche Bildung zuständig sind. Sie sind in öffentlicher oder privater Trägerschaft. Das Angebot richtet sich an die jüngsten Kinder, die dort „grundsätzlich bis zum vollendeten dritten Lebensjahr unterstützt und betreut werden“, also bis zum dritten Geburtstag (§ 4 Abs. 2 KBBG). Das Aufnahmealter bewegt sich in den meisten Kleinkindgruppen zwischen 12 und 18 Monaten, sehr vereinzelt werden Kinder ab sechs Monaten aufgenommen, nur in einer einzigen Einrichtung schon ab drei Monaten.²

¹ Die Kindertagesheimstatistik für Vorarlberg wird jährlich als digitale Vollerhebung durchgeführt und vom Land Vorarlberg veröffentlicht. Diese Daten finden auch Einzug in die bundesweite Kindertagesheimstatistik (KTH) für ganz Österreich, die ebenfalls jährlich aufbereitet wird (Statistik Austria).

² Eigene Recherche auf dem digitalen Kinderbetreuungsatlas der AK Vorarlberg: <https://kba.ak-vorarlberg.at/> (Aufruf am 20.03.2025)

Einige der Kinderbetreuungseinrichtungen werden in Vorarlberg als so genannte Zwergengärten geführt. Sie werden meist von der Gemeinde errichtet und auf Basis eines Kooperationsvertrags von der Kinderbetreuung Vorarlberg GmbH betrieben und zur Verfügung gestellt. Aktuell gibt es 17 Zwergengärten (Stand: Juni 2025), die meisten davon im Bezirk Dornbirn.³ Das Betreuungsalter, Öffnungszeiten oder auch die Schwerpunktsetzung in den Aufnahmekriterien variieren je nach der jeweiligen Hauskonzeption. Zwar ist eine Erwerbstätigkeit der Eltern nicht zwingend Voraussetzung für die Aufnahme des Kindes, jedoch steht sie oft ganz oben auf der Kriterienreihenfolge, nach der die Anmeldungen bearbeitet werden. Weitere Kriterien sind der Wohnort, der Arbeitsort der Eltern und der Anmeldezeitpunkt.

Aufgrund der ab September 2023 in Kraft getretenen Verordnung der Vorarlberger Landesregierung über den Personaleinsatz und die Gruppengröße in Kinderbildungs- und Kinderbetreuungseinrichtungen⁴ kam es dazu, dass einige Kleinkindgruppen danach als Kindergartengruppen weitergeführt wurden – sofern nämlich in diesen Gruppen überwiegend drei- bis fünfjährige Kinder betreut wurden (Vorarlberger Kindertagesheimstatistik 2023/24: 5).

2.1.1.2 Kinderspielgruppen

Die Kinderspielgruppen (im allgemeinen Sprachgebrauch meist nur „Spielgruppen“) sind eine Besonderheit in Vorarlberg. Sie ähneln auf den ersten Blick den Kleinkindgruppen, unterscheiden sich aber von diesen dadurch, dass die Betreuung „nicht verpflichtend durch pädagogische Fachkräfte“ erfolgt (vgl. § 4 Abs 5. KBBG). Außerdem ist die Altersgruppe der betreuten Kinder im Gesetz nur vage festgehalten. Es heißt dort, dass die Kinder dort „über einen längeren Zeitraum bis zum Schuleintritt wiederkehrend unterstützt und betreut werden“ (vgl. ebd.). Auch sind die Öffnungszeiten meist kürzer und variabler als jene von Kinderbetreuungseinrichtungen. Die vergleichsweise informellere Struktur der Spielgruppen ergibt sich aus ihrer Entstehungsgeschichte, die oft auf private Elterninitiativen zurückgeht (vgl. Häfele 2021: 205). Die Kinder sollten in einem strukturierten, aber informellen Umfeld zusammenkommen können, um zu spielen, zu lernen und erste soziale Kontakte zu knüpfen. Im Laufe der Zeit wurde anstelle der elterlichen Betreuung zunehmend auch pädagogisches Fachpersonal eingesetzt (vgl. ebd.). Häfele (2021) hält fest, dass die Zahl der Spielgruppen in den letzten Jahren rückläufig war und nennt als Grund unter anderem, dass viele Spielgruppen mittlerweile wegen besserer finanzieller Fördermöglichkeiten in Kleinkindbetreuungseinrichtungen um-

gewandelt wurden, die damit den strikteren gesetzlichen Anforderungen unterliegen (ebd.: 205).

Trotzdem fanden die Spielgruppen in Vorarlberg auch in der Regierungsvorlage für das neue Landesgesetz (KBBG) eine besondere Beachtung mit dem Vorhaben, diese finanziell stärker zu berücksichtigen:

„Weiters werden im Regierungsprogramm die Spielgruppen als wichtige Ergänzung des gesamten Angebotes im Kleinkindbereich hervorgehoben und betont, dass das Land Vorarlberg gemeinsam mit den Gemeinden Schritte setzt, um die finanzielle Basis der Spielgruppen zu sichern.“

(KBBG 2022, Beilage 84/2022 – Teil B: Bericht: 2)

Ein Hinweis zur bundesweiten Statistik: Die Vorarlberger Spielgruppen finden nur dann Einzug in die österreichische Kindertagesheimstatistik (Statistik Austria), sofern sie bestimmte Kriterien einer institutionellen Kinderbetreuungseinrichtung erfüllen, wie zum Beispiel eine Betreuungszeit von mindestens 15 Stunden pro Woche (Statistik Austria 2024a:17).

2.1.1.3 Kindergärten

Der Besuch eines Kindergartens ist für Kinder im Alter ab drei Jahren bis zum Schuleintritt möglich bzw. vorgesehen. Je nach Alter des Kindes ist zwischen der Möglichkeit und der Pflicht zu unterscheiden: Kinder im Alter von drei Jahren dürfen den Kindergarten besuchen. Ein Platz ist damit allerdings nicht zwingend garantiert, sondern abhängig von der Verfügbarkeit. Diese stetig zu erhöhen, ist in den letzten Jahren ein zentrales politisches Anliegen geworden (vgl. „Versorgungsauftrag“ weiter unten).

Sobald das Kind vier Jahre alt ist und noch nicht für den Kindergarten angemeldet ist, werden die Erziehungsberechtigten von der Gemeinde zu einem sog. Elterngespräch eingeladen, in dem „eine geeignete Fachperson die positiven Auswirkungen des Besuchs einer Kindergartengruppe auf die kognitiven, sprachlichen, körperlichen und sozial-emotionalen Fähigkeiten des Kindes darzulegen hat“ (vgl. § 25 Abs. 2 KBBG). Man versucht also von öffentlicher Seite, Eltern dazu zu motivieren, dass ihr Kind mit vier Jahren eine Kindergartengruppe besucht. Verpflichtend ist der Kindergartenbesuch in diesem Alter jedoch noch nicht – es sei denn, es wird ein individueller Sprachförderbedarf festgestellt. Dies kann zum Beispiel (aber nicht ausschließlich) bei Kindern mit nicht-deutscher Erstsprache der Fall sein. Entsprechend werden Kinder, die in diesem Alter noch keinen Kindergarten besuchen, zu einer Sprachstandfeststellung eingeladen

3 vgl. <https://www.kinderbetreuung-vorarlberg.at/standorte/standorte-zwergengarten> (Aufruf am 27.06.2025)

4 vgl. <https://vorarlberg.at/-/informationen-zum-neuen-kbbg> (Aufruf am 24.06.2025)

(vgl. § 25 Abs. 1c KBBG). Wird ein Sprachförderbedarf festgestellt, muss das Kind bereits mit vier Jahren eine Kindergartengruppe besuchen.

Die allgemeine Kindergartenpflicht gilt erst für das letzte Jahr vor dem Schuleintritt, das heißt für Kinder im Alter von fünf bis sechs Jahren. Diese Besuchspflicht beginnt ab dem 1. September des Jahres, in dem das Kind fünf Jahre alt geworden ist oder des darauffolgenden Jahres, wenn der Geburtstag nach dem 31. August liegt (Stichtag). Verpflichtend ist der Besuch „halbtags“ bzw. laut Gesetz an mindestens vier Werktagen im Gesamtausmaß von 20 Stunden pro Woche (§ 26 Abs. 2 KBBG). Für diese Zeit ist der Besuch beitragsfrei („Gratiskindergarten“). Die so genannte „Kernzeit“ des verpflichtenden Besuchs kann zwar vom Träger des Kindergartens selbst festgelegt werden. Es gilt jedoch die Einschränkung, dass „nur Zeiten vormittags bis 12.30 Uhr“ in Frage kommen (ebd.: Abs. 3). Praktisch heißt das, dass Kinder, die nur den Pflichtkindergarten besuchen, meist an vier oder fünf Vormittagen dort sind. Ob ein Kind auch nach 12.30 Uhr bleibt, etwa zum Mittagessen, oder eine ggf. angebotene Nachmittagsbetreuung in Anspruch nimmt, ist Vereinbarungssache.

Der verpflichtende Besuch des letzten Kindergartenjahres kann nur in Ausnahmefällen aufgehoben werden, etwa aus medizinischen Gründen, aufgrund eines sozialpädagogischen Förderbedarfs, oder weil die Wegstrecke zum Kindergarten nicht zumutbar ist (vgl. ebd.). Auch die Alternativen einer häuslichen Betreuung oder Tageseltern-Betreuung führt das Gesetz als Ausnahmegrund an. In diesem Fall muss nachgewiesen werden, dass die entsprechende Betreuungsperson (z.B. Mutter, Vater, Tagesmutter) die „Bildungsaufgaben und Werteerziehung entsprechend dem (...) Leitfaden für die häusliche Betreuung (...) sowie dem Werte- und Orientierungsleitfaden“ wahrnimmt (§ 28 Abs 3 lit c KBBG). Diese Betreuungsalternativen zum Kindergarten dürfen wiederum nur dann gewählt werden, sofern das Kind keinen Sprachförderbedarf hat.

2.1.1.4 Tageseltern

Die Betreuung durch Tageseltern ist eine individuelle, zeitlich flexible und familienähnliche Betreuungsform, die sich von den gängigen, institutionellen Kinderbetreuungsmodellen unterscheidet und besondere Bedürfnisse (z.B. unregelmäßige Arbeitszeiten der Eltern) berücksichtigen kann. Anders als zum Beispiel Kindergärten haben Tageseltern jedoch keinen speziellen Bildungsauftrag. Diese spezielle Betreuungsform ist deshalb auch nicht

im Vorarlberger Kinderbildungs- und -betreuungsgesetz (KBBG) geregelt, sondern im Kinderhilfe- und Jugendgesetz des Landes Vorarlberg. Dort werden Tageseltern definiert als „natürliche Personen, ausgenommen nahe Angehörige und Pflegeeltern, die Kinder unter 14 Jahren für einen Teil des Tages regelmäßig und gegen Entgelt betreuen“ (§ 30 V-KJHG)⁵. Dieses Gesetz regelt außerdem die Voraussetzungen der Betreuungsperson (Eignungstest), die Pflegeaufsicht/Pflegebewilligung und die fachliche Begleitung bzw. Fortbildung. So müssen angehende Tagesmütter und -väter zunächst einen speziellen Lehrgang absolvieren. Auch ist geregelt, dass in den so genannten „Kindernestern“ (das entspricht den privaten Betreuungsräumen) maximal fünf Kinder gleichzeitig (inklusive der eigenen Kinder) betreut werden dürfen – sofern alle Kinder mindestens drei Jahre alt sind. Ansonsten darf die Gruppe aus maximal vier Kindern bestehen.

Die fachliche Begleitung wie auch die Vermittlung der Tageseltern übernimmt die Kinderbetreuung Vorarlberg GmbH, die vom Land Vorarlberg dazu beauftragt wurde und Kooperationsvereinbarungen mit Gemeinden und Betrieben hat. In ihrer Pädagogischen Konzeption (März 2025) ist nachzulesen, dass die Plätze vorrangig an Familien der Standortgemeinde vergeben werden. Außerdem bleibt die Berufstätigkeit der Eltern (weiterhin) ein entscheidender Faktor, obgleich bereits die Absicht erkennbar ist, dass sie zukünftig keine Rolle mehr spielen und außerfamiliäre Kinderbetreuung für alle Eltern prinzipiell verfügbar sein soll:

„Das Betreuungsangebot ist nicht an eine Berufstätigkeit der Erziehungsberechtigten gebunden. Freie Plätze werden jedoch vorrangig an berufstätige Erziehungsberechtigte bzw. an Familien mit besonderen Belastungen vergeben.“
(Pädagogische Konzeption Kindernest 2025:11)⁶

Die Betreuung durch Tageseltern ist vergleichsweise teuer und wird eher als Ergänzung zu institutionellen Angeboten denn als eigenständige, gleichrangige Betreuungsform gesehen. Dies klingt so bereits in der 15a-Vereinbarung an. Dort heißt es:

*„Um die Vereinbarkeit von Familie und Beruf weiter zu stärken, ist der Schwerpunkt der Bemühungen daher auf den Ausbau von elementaren Bildungsangeboten für unter Dreijährige und die Verlängerung der Öffnungszeiten für Drei- bis Sechsjährige sowie die Ergänzung durch flexible Angebote von Tageseltern zu legen.“*⁷

⁵ Fassung LGBl.Nr. 46/2019, 72/2022

⁶ vgl. <https://www.kinderbetreuung-vorarlberg.at/wp-content/uploads/2025/03/Paedagogische-Konzeption-Kindernest-2025-03-13.pdf> (Aufruf am 13.05.2025)

⁷ Vgl. <https://www.bundeskanzleramt.gv.at/agenda/verfassung/legistik/vereinbarung-gemaess-artikel-15a-bvg.html> (Aufruf am 16.05.2025)

Tabelle 1: Besuchsquote Null- bis Fünfjähriger (Einrichtungstypen)

Vollendete Jahre	Kleinkind- gruppen	Spielgruppen	Kindergärten	Anders betreut = zählt nicht zur Besuchsquote	Vorarlberg gesamt	Besuchsquote Österreich
unter 1	3,6	0	0	96,4	3,6	3,4
1 bis unter 2	34,0	1,3	0	64,6	35,4	30,6
2 bis unter 3	57,3	7,5	2,1	33,1	66,9	61,3
3 bis unter 4	26,5	6,7	57,2	9,5	90,5	89,1
4 bis unter 5	0,1	0,3	98,0	1,7	98,3	95,3
5 bis unter 6	0	0,1	98,3	1,6	98,4	97,4

Angaben in %

Quelle: Vorarlberger Kindertagesheimstatistik 2023/24; verkürzte/eig. Darstellung öif; gemäß der Originaldarstellung ohne Tageseltern („Diese Kinder sind vielfach Besucher anderer Kinderbetreuungseinrichtungen und würden deshalb doppelt gezählt“; vgl. KTH, S. 40, Tabelle 8.5); Quelle Besuchsquote Österreich: Statistik Austria 2024b, S.5.

Der eher ergänzende Charakter dieser Betreuungsform zeigt sich auch darin, dass die Kindertagesheimstatistik für die Berechnung der Betreuungsquote null- bis fünfjähriger Kinder prinzipiell auf die Tageseltern verzichtet (vgl. weiter unten, 2.1.2).

In den letzten Jahren ist die Zahl der Tageseltern in Vorarlberg zurückgegangen: Zuletzt wurden 93 Kinder von 43 Tageseltern betreut: 74 im Alter von null und zwei Jahren und 19 im Alter zwischen drei und fünf Jahren (Vorarlberger KTH 2023/24: 97; Stichtag: 1.9.2023). Vor 20 Jahren hatte die Vorarlberger Tagesheimstatistik aus 2003/04 noch 155 Tagesmütter verzeichnet (vgl. Vorarlberger Tagesheimstatistik 2023/24: 53).⁸

Trotzdem sind die Tageseltern in der Vorarlberger Betreuungslandschaft durchaus von Bedeutung, nicht zuletzt im Zusammenhang mit dem Versorgungsauftrag der Gemeinden (vgl. weiter unten, 2.1.5).

2.1.2 Besuchsquote

Für das Betreuungsjahr 2023/24 (Stichtag: 1.9.2023) verteilen sich auf die oben erläuterten Betreuungsformen gemäß der Vorarlberger Kindertagesheimstatistik die Kinder wie folgt:

→ 5.339 Kinder wurden in eine Kleinkindgruppe aufgenommen,

→ 837 Kinder wurden in eine Kinderspielgruppe aufgenommen,

→ 11.563 Kinder wurden im Kindergarten angemeldet,

→ 93 Kinder wurden von Tageseltern betreut.

Wie diese Zahlen mit Blick auf die Inanspruchnahme zu interpretieren sind, gibt die so genannte Besuchsquote an. Sie misst den Anteil der Kinder in institutionellen Kinderbildungs- und -betreuungseinrichtungen im Vergleich zur gleichaltrigen Wohnbevölkerung. In der bundesweiten Kindertagesheimstatistik (Statistik Austria 2024a) wird mittlerweile der Begriff der Besuchsquote (und nicht mehr Betreuungsquote) verwendet, um zu betonen, dass der Besuch nicht ausschließlich der Betreuung dient, sondern eben auch Zugang zu frühkindlicher Bildung bietet. Der Betreuungs- oder Besuchsquote ist nicht zu entnehmen, wie viele Stunden pro Woche das Kind dort verbringt; aufgezeichnet wird nur die Anmeldung in der jeweiligen Einrichtung mit Stichtag zum 1. September (vgl. Tabelle 1).

Die Besuchsquote steigt mit zunehmendem Alter der Kinder: Im ersten Lebensjahr (null bis unter ein Jahr) werden lediglich 3,6 % der Kinder in Vorarlberg außerfamilial betreut, und zwar in allen Fällen in einer Kleinkindgruppe. Im zweiten Lebensjahr besucht bereits mehr als jedes dritte Kind (35,4 %) eine Einrichtung, auch hier ist es fast immer eine Kleinkindgruppe. Im dritten

⁸ In der Kindertagesheimstatistik werden ausschließlich jene Tageseltern-Arrangements gezählt, die über die Kinderbetreuung Vorarlberg GmbH vermittelt wurden.

Lebensjahr besuchen zwei Drittel (66,9%) eine institutionelle Einrichtung, weiterhin ist das fast immer eine Kleinkindgruppe. Im vierten Lebensjahr sind schon 90,5% der Kinder in einer Einrichtung für elementare Bildung angemeldet, wobei in dieser Altersgruppe die Verteilung am heterogensten ist: Die meisten haben bereits einen Kindergartenplatz (57,2%), doch auch Kleinkindgruppen und Spielgruppen sind noch von Bedeutung. Im vierten und fünften Lebensjahr schließlich besuchen jeweils rund 98% der Vorarlberger Kinder eine elementare Bildungsinstitution, fast ausschließlich ist das der Kindergarten – zumal in der letzten Altersgruppe das verpflichtende Kindergartenjahr gilt.

Die Besuchsquote der Vorarlberger Kinder liegt insgesamt etwa auf dem Niveau des Bundesdurchschnitts, und sie liegt für alle Altersgruppen sogar leicht darüber. Eine weitergehende Interpretation der Zahlen ist nicht möglich, da bei dieser Gegenüberstellung der Vorarlberger Daten mit dem Österreich-Schnitt zu berücksichtigen ist, dass in der bundesweiten Statistik die Vorarlberger Spielgruppen nicht berücksichtigt werden.

Richtet man den Blick ausschließlich auf diese vereinheitlichten Daten der bundesweiten Kindertagesheimstatistik, gilt auch hier, dass Vorarlberg sogar etwas über dem Durchschnitt rangiert: Die Besuchsquote für die Vorarlberger Kinder im Alter von null bis zwei Jahre liegt demnach bei 36,3% (Österreich: 32,8%) und für Drei- bis Fünfjährige bei 95,5% (Österreich: 94,0%) (Statistik Austria 2024a: 99).

Wie erläutert wird die Berechnung der Besuchsquote normalerweise ohne die Betreuung durch Tageseltern vorgenommen. Die österreichweite Kindertagesheimstatistik hat jedoch 2024 erstmals zusätzlich eine „erweiterte Besuchsquote“ berechnet, wobei jene Tageseltern hinzugezählt wurden, „die zumindest ein Kind für 15 Stunden je Woche betreuen“ (Statistik Austria 2024a: 14). Weil es nur vergleichsweise wenige Tageseltern gibt, rangiert diese erweiterte Besuchsquote jedoch nur marginal über der herkömmlichen. Für Drei- und Vierjährige liegt die erweiterte Besuchsquote in Vorarlberg um nur 0,3 bzw. 0,1 Prozentpunkte höher (ebd.: 12f).

2.1.3 VIF-konforme Einrichtungen

Der „Vereinbarkeitsindikator für Familien“ (kurz VIF) wurde bereits 2006 gemeinsam von der Arbeiterkammer Wien und der Statistik Austria entwickelt und als elementarer Bestandteil in die Vereinbarung gemäß Art. 15a B-VG über die Elementarpädagogik für die Kindergartenjahre 2022/23 bis 2026/27 integriert.

Der VIF kann auf Kinderbetreuungseinrichtungen und Kindergärten angewendet werden⁹ und bildet ab, inwieweit die jeweilige Einrichtung erwerbstätigen Eltern eine möglichst lückenlose Betreuung ihrer Kinder gewährleisten kann. Der VIF-Indikator setzt sich aus vier Kriterien zusammen. Das Angebot der Einrichtung ist dann VIF-konform, wenn:

- die wöchentliche Öffnungszeit mindestens 45 Stunden beträgt, wobei von Montag bis Freitag geöffnet sein muss („K45“),
- die tägliche Öffnungszeit mindestens 9,5 Stunden beträgt („K9,5“),
- es ein tägliches Mittagessen gibt, zumindest von Montag bis Donnerstag („K4“),
- die maximale Schließzeit pro Jahr 25 Betriebstage beträgt („K25“).¹⁰

Wie hoch der Anteil an allen betreuten Kindern in VIF-konformen Einrichtungen ist, kann der bundesweiten Kindertagesheimstatistik entnommen werden. Zuletzt (Besuchsjahr 2023/24) befanden sich unter den Null- bis Zweijährigen, die in Vorarlberg eine Einrichtung besuchen, 65,3% in einer VIF-konformen Einrichtung. Unter den Drei- bis Fünfjährigen waren es 62,1% (Statistik Austria 2024b: 114f). Damit befinden sich – vereinfacht zusammengefasst – knapp zwei von drei betreuten Vorarlberger Kindern im Alter zwischen null und fünf Jahren in einer VIF-konformen Einrichtung. Diese Werte liegen (knapp) über dem Österreich-Schnitt, der für Null- bis Zweijährige 63% beträgt und für Drei- bis Fünfjährige 57,8% (ebd.).

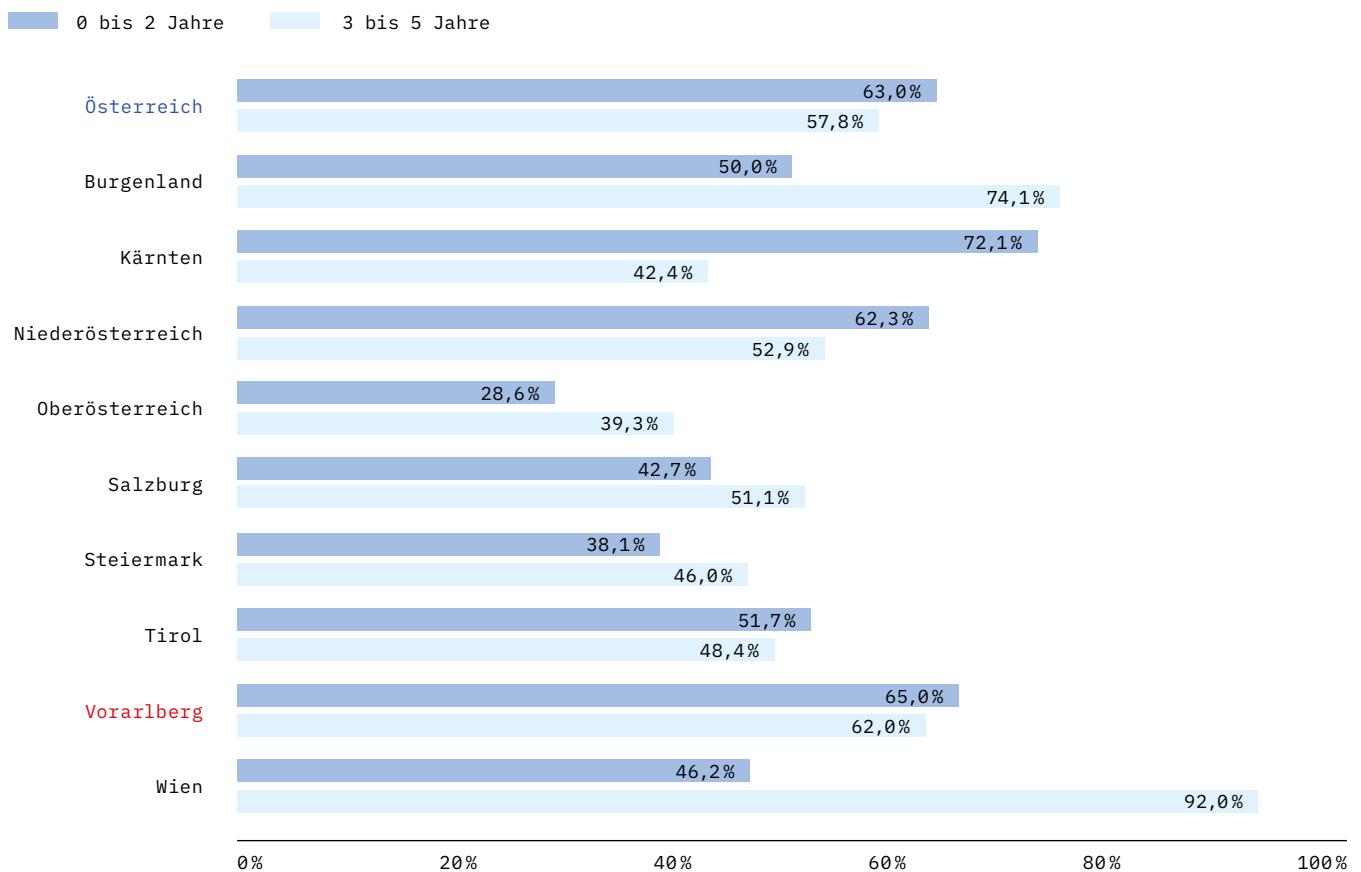
Besonders in jüngerer Vergangenheit hat sich in Vorarlberg mit Blick auf vereinbarkeitsfreundliche Öffnungszeiten viel getan: Während im Betreuungsjahr 2018/19 noch 55,8% aller betreuten Null- bis Zweijährigen eine VIF-konforme Einrichtung besuchten, waren es 2023/24 schon 65,3% (vgl. Tabelle 2). Noch markanter ist diese Entwicklung für die Altersgruppe der Drei- bis Fünfjährigen: Hier stieg der Anteil der VIF-konform Betreuten von 28,4% auf 62,1%, er hat sich also mehr als verdoppelt.

Eine besonders hohe Quote von Kindern, die eine VIF-konforme Einrichtung besuchen, hat der Bezirk Dornbirn: 83% der Null- bis Zweijährigen und 81,7% der Kinder im Alter zwischen drei und fünf Jahren besuchen dort eine Einrichtung, die den VIF-Kriterien entspricht.

⁹ Kinderspielgruppen sind nicht integriert, da sie andere Voraussetzungen haben.

¹⁰ vgl. <https://vbg.arbeiterkammer.at/kba> (Aufruf am 15.11.2024)

Abbildung 1: Kinder in VIF-konformen Einrichtungen (Bundesländer)



Datenquelle: Statistik Austria, Österr. Kindertagesheimstatistik 2023/24, Stichtag: 1.9.2023; Basis: Betreute Kinder; eig. Darstellung öif

Trotz dieser positiven Entwicklung bleibt festzuhalten, dass etwa jedes dritte betreute Kind eine Einrichtung besucht, die den Kriterien der Vereinbarkeit nicht entspricht, was mit Blick auf die elterliche Erwerbsbeteiligung bedeutet, dass – sofern nicht eine weitere Betreuung in Anspruch genommen wird – eine Vollzeitbeschäftigung beider Eltern bzw. eines alleinerziehenden Elternteils kaum möglich sein wird.

Inwieweit und wo VIF-konforme Einrichtungen verfügbar sind, kann im Kinderbetreuungsatlas der Vorarlberger Arbeiterkammer online recherchiert werden (<https://kba.ak-vorarlberg.at>). Demnach erfüllen derzeit (Stand: Mai 2025) 68,2% der 170 Kleinkindgruppen alle vier Kriterien. Unter den 290 Kindergartengruppen ist hingegen nicht einmal jede zweite (45,5%) VIF-konform, auch wenn die Einrichtungen in einzelnen Kriterien jeweils besser abschneiden. Bei beiden Einrichtungstypen ist es die wöchentliche und v.a. die tägliche Öffnungszeit, die seltener eingehalten werden kann und die damit die (insgesamte) VIF-Konformität der Einrichtung gefährdet.

Für das Kriterium „tägliches Mittagessen“ (K4) ist der Tabelle 3 zu entnehmen, dass von allen Kindergartenkindern 69,7% eine Einrichtung besuchen, die ein Mittagessen anbietet, und unter den Kleinkindgruppen-Kindern sind es schon 83,4%. Trotzdem ist Vorarlberg das einzige Bundesland, wo es im Bereich der Kleinkindbetreuung Einrichtungen gibt, die zwar „ganztägig“ geöffnet haben, aber dennoch über Mittag schließen. Das betrifft 12 der 158 Ganztags-Einrichtungen (vgl. Statistik Austria 2024a: 72; Tabelle 2). Auch im Kindergartenbereich gibt es 12 Ganztags-Einrichtungen mit mittäglicher Schließzeit. Allerdings steht Vorarlberg mit dieser Besonderheit hier nicht ganz allein: Auch in Oberösterreich gibt es vier solcher Kindergärten, in Tirol zwei (ebd.).

2.1.4 Öffnungsdauer und Anwesenheitsdauer

Die österreichweite Kindertagesheimstatistik verwendet eine etwas moderatere Bezugsgröße, was die ganztägige Öffnungsdauer von Kinderbetreuungseinrichtungen betrifft; sie gilt bereits ab sechs Stunden pro Tag

Tabelle 2: Anteil der VIF-konform Betreuten (Alter, Jahr und Bezirk)

	2018	2019	2020	2021	2022	2023
Altersgruppe: 0 bis 2 Jahre						
Vorarlberg	55,8	58,7	61,5	63,9	63,5	65,3
Bludenz	44,3	42,6	51,0	54,7	46,5	45,4
Bregenz	51,4	56,3	56,6	54,8	60,0	63,9
Dornbirn	71,2	79,0	78,6	82,0	85,9	83,0
Feldkirch	52,2	49,9	56,0	62,2	55,3	61,6
Altersgruppe: 3 bis 5 Jahre						
Vorarlberg	28,4	41,5	42,1	44,8	45,1	62,1
Bludenz	17,9	21,5	18,3	24,7	15,7	47,1
Bregenz	31,8	36,8	38,5	38,6	41,4	52,7
Dornbirn	42,1	64,0	60,3	62,8	62,2	81,7
Feldkirch	19,1	39,9	44,6	49,2	51,7	65,5

Angaben in %

Quelle: Vorarlberger Kindertagesheimstatistik 2023/24: S. 114ff); verkürzte/eig. Darstellung öif; gemäß der Originaldarstellung ohne Tageseltern („Diese Kinder sind vielfach Besucher anderer Kinderbetreuungseinrichtungen und würden deshalb doppelt gezählt“; vgl. KTH, S. 40, Tabelle 8.5)

(Statistik Austria 2024a: 7) – statt der 9,5 Stunden, die im VIF-Indikator enthalten sind. Demnach wurden im Betreuungsjahr 2023/24 in Vorarlberg 79,8% der Kleinkindgruppen und 94,4% der Kindergärten als Ganztagsbetrieb geführt. Bezogen auf alle außerfamilialen Betreuungseinrichtungen für null- bis fünfjährige Kinder wurden 88,3% dieser Einrichtungen als Ganztagsbetrieb geführt. In den anderen acht Bundesländern lag dieser Anteil jeweils über 90%, wobei Wien mit 99,4% den Spitzenwert erreicht (Statistik Austria 2024a: 8).

Auf der Ebene der Inanspruchnahme, erhoben als Anwesenheitsdauer oder „betreute Zeit“, weist Vorarlberg die Besonderheit auf, dass hier die Kinder überdurchschnittlich oft nur halbtags eine Einrichtung besuchen. Damit ist ihre Anwesenheitsdauer kürzer als von Kindern in den anderen Bundesländern. Nur 17,9% der Vorarlberger Kleinkindgruppen-Kinder sind dort ganztags, im Österreichschnitt ist es immerhin mehr als jedes zweite Kind (57,7%). In Vorarlberg dominiert der ausschließliche Vormittagsbesuch, sowohl bei den Kindergruppen-

Kindern (74,1%) als auch bei den Kindergarten-Kindern (82,1%). Wie passen nun Angebot (Öffnungsdauer) und Inanspruchnahme (Anwesenheitsdauer) im Gesamtkontext zusammen? Es liegt die Vermutung nahe, dass die Nutzung um einiges hinter dem Angebot zurückbleibt, denn es werden – wie oben dargestellt – 79,8% der Kleinkindgruppen als Ganztagsbetrieb geführt, aber nur 17,9% der Kleinkindgruppen-Kinder besuchen ihre jeweilige Gruppe ganztags. Jedoch kann man diese Daten nicht unmittelbar aufeinander beziehen, da sie auf Fallebene nicht miteinander verknüpft ausgewiesen sind – im Sinne von: ein Kind besucht die Kindergruppe nur vormittags, obwohl genau diese Einrichtung ganztags geöffnet hat. Oder eben umgekehrt: Ein Kind besucht eine nur halbtags geöffnete Kindergruppe, obwohl diese Familie eigentlich einen Ganztagesplatz sucht. Insofern wird es lokal sowohl Ganztagsangebote geben, die ungenutzt bleiben, als auch an manchen Orten ein Optimierungsbedarf der Öffnungszeiten besteht.

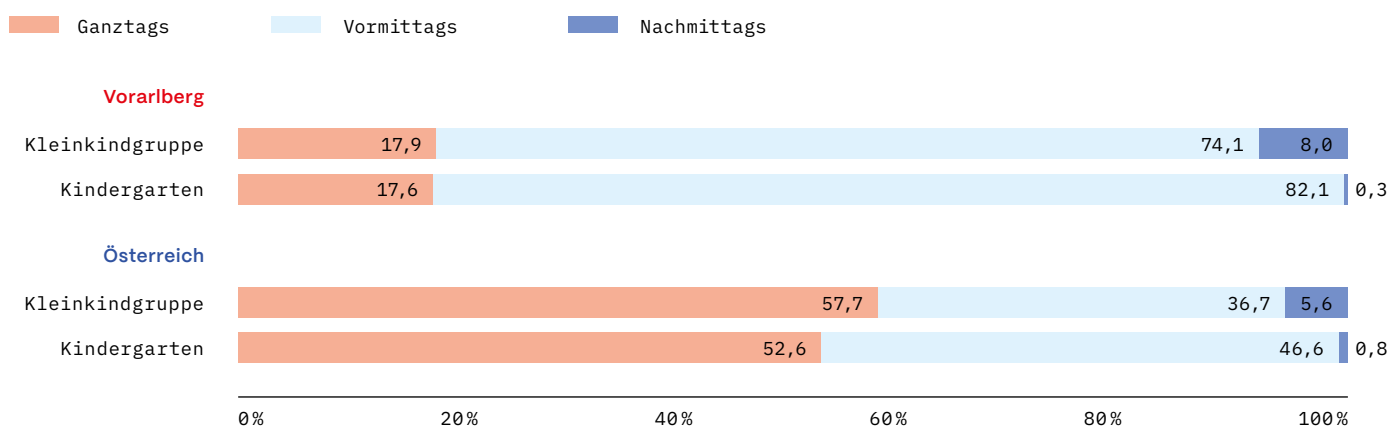
Tabelle 3: Anteil der VIF-konformen Gruppen in Vorarlberg (2024/2025)

	K45	K9,5	K4	K25	Alle (= VIF-konform)
Kleinkindgruppen (n=170)	70,6	68,8	83,4	100	68,2
Kindergartengruppen (n=290)	50,7	49,3	69,7	82,1	45,5

Angaben in %

Quelle: Daten des AK Kinderbetreuungsatlas online; eig. Recherche und Berechnung öif (Datum: 20.05.25)
 K45 = wöchentliche Öffnungszeit von mindestens 45 Stunden; K9,5 = tägliche Öffnungszeit von mindestens 9,5 Stunden;
 K4 = Angebot eines Mittagessens von zumindest Montag bis Donnerstag; K25 = maximal 25 geschlossene Betriebstage pro Jahr

Abbildung 2: Anwesenheitsdauer (Vorarlberg und Österreich)



Datenquelle: Österreichische Kindertagesheimstatistik (Statistik Austria 2024a: Tabelle 11); eigene, verkürzte Darstellung öif

Inwieweit lokales Angebot und Bedarf bzw. Inanspruchnahme zusammenpassen, wird letztlich erst auf der Ebene jeder einzelnen Familie sichtbar. Auf dieser Ebene setzt die Bedarfserhebung an, die seit Einführung des neuen KBBG von jeder Gemeinde verpflichtend durchgeführt werden muss und den Eltern damit „Gelegenheit zur Bekanntgabe ihres tatsächlichen Bedarfes“ gibt (§ 6 KBBG). Parallel dazu erhebt die Gemeinde im Zuge der Angebotsplanung, wie viele Plätze in Kleinkindgruppen, Kindergartengruppen und Kinderspielgruppen zu welchen Zeiten zur Verfügung stehen. Diese Erhebungen zu Bedarf und Angebot sind Teil vom so genannten Versorgungsauftrag der Gemeinde.

2.1.5 Versorgungsauftrag der Gemeinden

In den letzten Jahren wurde ausgiebig diskutiert, inwieweit es einen Rechtsanspruch auf einen Platz in

einer Betreuungs- und Kinderbildungsstätte geben soll. Schließlich wurden gesetzliche Neuerungen geschaffen, die den Anspruch auf einen Platz tatsächlich garantieren sollen. Zwar gibt es auch mit der Einführung des neuen Kinderbildungs- und -betreuungsgesetzes (KBBG) 2022 de facto keinen Rechtsanspruch auf einen solchen Platz. Jedoch ist in §6 KBBG festgehalten, dass die Gemeinden einen so genannten Versorgungsauftrag zu erfüllen haben.

Dieser regelt, dass die Wohnsitzgemeinde sicherstellen soll, dass alle Kinder, deren Eltern einen Bedarf anmelden, und zwar unabhängig von einer etwaigen Erwerbstätigkeit, einen Platz für ihr Kind erhalten sollen. Der Versorgungsauftrag gilt somit für alle Kinder, deren Eltern einen Bedarf melden.¹¹ Hierin wird das wachsende Verständnis erkennbar, dass – wie zuvor von der Arbeiterkammer gefordert¹² – elementarpädagogische Einrichtungen auch für Kinder im Frühkindalter eine Bildungsfunktion

11 Online-Dokument der Vorarlberger Landesregierung: „Kinderbildungs- und -betreuungsgesetz. Änderungen/Verbesserungen“. Link: https://vorarlberg.at/documents/302033/28080886/%C3%84nderungen___Verbesserungen.pdf/b673e4c9-d6e2-0258-dc5f-a9fba61d74f9?t=1718024597654 (Aufruf: 07.04.2025)

12 vgl. Gemeinsamer Antrag der Fraktionen FCG, FSG, Hak, Gemeinsam und NBZ an die 194. Vollversammlung der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Vorarlberg am 7. Mai 2024: „Elementarbildung fördern und verbessern“

innehaben und nicht mehr auf ihre Betreuungsfunktion reduziert werden sollten. Insofern ist im Kontext des Versorgungsauftrags der Begriff des Bildungsauftrags von zentraler Bedeutung.

Wie viele Plätze für das kommende Kindergartenjahr in einer Gemeinde benötigt werden, ermittelt die so genannte Bedarfserhebung. Dabei werden die Erziehungsberechtigten bis Ende April des jeweiligen Jahres postalisch dazu eingeladen, der Gemeinde mitzuteilen, ob und in welchem Ausmaß sie für ihr Kind im neuen Jahr (jeweils ab 1. September) einen Betreuungsplatz benötigen. Vor dem Jahr 2023 gab es diese Erhebungen ausschließlich für die Angebotsplanung von Kindergärten. Seit dem Inkrafttreten des KBBG zum 1. Jänner 2023 wird zusätzlich der Bedarf von Plätzen für Kinder im Kleinkindalter erhoben, so dass künftig der Bedarf für Plätze in allen elementarpädagogischen Einrichtungen abgebildet ist.¹³

Der Anspruch auf einen Platz wurde ab 2023 in einen Stufenplan ausgebaut, gestaffelt nach verschiedenen Altersgruppen:

- Seit dem Betreuungsjahr 2023/2024 gilt der Versorgungsauftrag für Kinder ab drei Jahren,
- ab dem Betreuungsjahr 2025/2026 steht allen Kindern ab zwei Jahren ein Platz zu.

Die nachgefragten Plätze können in Kleinkindgruppen, Kindergartengruppen, Kinderspielgruppen oder auch über Tageseltern bereitgestellt werden, wobei die Eltern nicht selbst über den Einrichtungstyp entscheiden können.

In welchem zeitlichen Ausmaß der Besuch tatsächlich gewährt werden soll, gibt das KBBG nicht eindeutig vor. Jedenfalls wird eine Rahmenzeit von Montag bis Freitag und von 7.30 Uhr bis 17.30 Uhr genannt, innerhalb derer das Angebot „bedarfsgerecht“ bereitgestellt werden soll, d.h. entsprechend dem angemeldeten Bedarf der Eltern (§ 6 Abs. 3 KBBG). Für die jüngeren Kinder, also diejenigen, die das zweite Lebensjahr vollendet haben, „muss der Betreuungsplatz innerhalb der Rahmenzeit im Ausmaß von zumindest fünf Stunden zur Verfügung stehen“ (§ 6 Abs. 5 KBBG).

Gelingt es der Gemeinde nicht, die in der Bedarfserhebung gewünschten Plätze zur Verfügung zu stellen, muss ein so genannter Maßnahmenplan erstellt werden, so dass die Nachfrage doch noch bedient werden kann. Im KBBG wird darauf hingewiesen, dass „insbesondere

Möglichkeiten interkommunaler Zusammenarbeit sowie das Angebot privater Rechtsträger einschließlich solcher in betrieblichen Kinderbildungs- und -betreuungseinrichtungen zu berücksichtigen (sind)“ (§ 6 Abs. 2 KBBG).

2.1.6 Soziale Staffelung der Elternbeiträge

Bereits im Jahr 2016 wurde in Vorarlberg die so genannte „soziale Staffelung“ der Elternbeiträge zur Kinderbetreuung eingeführt. Damit soll erreicht werden, dass die Inanspruchnahme öffentlich bereitgestellter Kinderbetreuung nicht von der Finanzkraft der Eltern abhängt. Deshalb zahlen Familien mit geringerem Haushaltseinkommen weniger für einen Betreuungsplatz als Eltern mit höherem Einkommen. Die Elternbeiträge sind entsprechend gestaffelt. Die Ermäßigungen gelten für den Besuch von Kindergartengruppen, Kleinkindgruppen, Spielgruppen und für die Inanspruchnahme von Tageseltern.

Anspruchsberechtigt sind all jene Eltern, die Sozialhilfe oder Wohnbeihilfe beziehen oder nachweisen, dass ihr Haushaltseinkommen bestimmte Einkommensgrenzen unterschreitet. Die Ausgestaltung der Maßnahme wurde in den letzten Jahren mehrfach modifiziert, so dass die Kosten für die Eltern immer geringer werden. Aktuell (Stand: März 2025) bedeutet die Staffelung, dass es vier Stufen gibt, entlang derer sich der Elternbeitrag für die Betreuungskosten prozentual reduziert (Stufe 2–4) oder sogar ganz entfällt (Stufe 1), so dass die Inanspruchnahme kostenlos ist. Diese „Gratis-Stufe“ wurde mit September 2024 eingeführt. Die Unterstützung bezieht sich jeweils auf eine Besuchszeit von 25 Stunden pro Woche, ab der 26. Stunde zahlen Eltern 1 Euro pro Stunde.¹⁴

Das Instrument der sozialen Staffelung ist für die vorliegende Studie deshalb von Interesse, weil die Frage zu klären sein wird, ob manche Eltern eventuell aus Kostengründen auf elementarpädagogische Angebote für ihre Kinder verzichten und ein universelles Gratis-Angebot sie zur Inanspruchnahme motivieren könnte.

2.2 Elementarpädagogische Angebote: Bedeutung für Kinder und Eltern

Außerfamiliäre, insbesondere institutionelle elementarpädagogische Betreuung und Bildung steht ganz oben auf der Liste jener Themen, die für ideologische Grabenkämpfe geradezu prädestiniert scheinen. Die Diskussionen um die Auswirkungen früher außerfamiliärer Betreuung auf die Entwicklung, das Wohlbefinden und das Verhalten von Kindern gestalten sich oft höchst kontrovers und widersprüchlich.

¹³ Der Versorgungsauftrag richtet sich im Übrigen nicht nur an Eltern mit Kindern im Kleinkind- und Kindergartenalter, sondern reicht bis ins Schulalter hinein, konkret bis zum 14. Lebensjahr des Kindes.

¹⁴ Quelle: Folder „Soziale Staffelung“ der Vorarlberger Landesregierung <https://vorarlberg.at/documents/302033/28119936/Folder%20Soziale%20Staffelung%202024.pdf/f619940c-ea6c-b7a4-1dd5-b3db68c3048f?t=1718361646325> (Aufruf am 07.03.2025)

Mitunter werden auf beiden Seiten Vorstellungen beschworen, die von Schwarz-Weiß-Denken geprägt sind und wenig mit der Realität zu tun haben. Auf der einen Seite haben wir hier das Bild des gestressten, verzweifelten Einjährigen, der acht Stunden täglich mit zehn oder mehr anderen Gleichaltrigen um die Aufmerksamkeit der überforderten Betreuerin buhlen muss. Von seinen wichtigsten Bezugspersonen – oft ist hier in erster Linie die Mutter gemeint – böswillig abgeschoßen, entwickelt er sich aufgrund der gestörten Bindung zu einem unglücklichen, verhaltensauffälligen Kind. Auf der anderen Seite werden mit frühkindlicher Betreuung, insbesondere im Verständnis von Elementarbildung, oft sehr hohe Erwartungen von optimaler Förderung auf allen Ebenen mit weitreichenden Auswirkungen auf die gesamte Lebensspanne sowie von einer Garantie für Chancengleichheit verknüpft, ohne die Notwendigkeit bzw. das Fehlen oder Vorhandensein entsprechender Rahmenbedingungen ausreichend zu thematisieren. Der frühe Besuch einer elementarpädagogischen Einrichtung an sich stellt keineswegs sicher, dass Kinder mit Migrationshintergrund, die zuhause wenig Förderung erfahren, später in der Volksschule problemlos zu Gleichaltrigen aufschließen können.

Aus wissenschaftlicher Sicht herrscht über weite Strecken Konsens über das Potenzial, das in elementarpädagogischen Angeboten steckt. Diese Erkenntnis spiegelt sich auch in politischen Maßnahmen und Initiativen wie der Europäischen Kindergarantie wider: Am 14. Juni 2021 wurde vom EU-Rat eine Empfehlung zur Einführung einer Europäischen Garantie für Kinder angenommen, welche zum Ziel hat, sozialer Ausgrenzung entgegenzuwirken und einen effektiven Zugang bedürftiger Kinder zu Gesundheitsversorgung und Bildung sicherzustellen. Nicht nur wichtige internationale und nationale Institutionen wie die UNICEF oder das Deutsche Kinderhilfswerk, sondern auch die Kinder selbst haben an dieser Empfehlung mitgewirkt.

Der Elementarbildung wird in der Europäischen Kindergarantie eine zentrale Bedeutung beigemessen. Es wird darin u.a. Bezug auf Grundsatz 11 der Europäischen Säule sozialer Rechte genommen, worin festgehalten wird, dass Kinder das Recht auf hochwertige, bezahlbare frühkindliche Bildung und Betreuung sowie auf Schutz vor Armut haben. Ein besonderer Fokus liegt dabei auf Kindern aus benachteiligten Verhältnissen und der Förderung der Chancengleichheit.

Im Dezember 2023 wurde von der österreichischen Bundesregierung der Nationale Aktionsplan Österreichs zur Umsetzung der Europäischen Garantie für Kinder beschlossen. Der Unterpunkt „Frühkindliche Bildung, Erziehung und Betreuung“ stellt hierbei eines von sechs Kernelementen dar:

„Frühkindliche Bildung, Betreuung und Erziehung trägt essenziell zur Sozialisation und zu einer guten Entwicklung eines jeden Kindes bei und ist daher für die Chancen und Möglichkeiten im späteren Leben von großer Bedeutung. Insbesondere für vulnerable Kinder im Sinne der Europäischen Garantie für Kinder hat der Zugang zu qualitativ hochwertigen, elementaren Bildungsangeboten sehr positive Auswirkungen auf spätere Bildungsergebnisse und ihre Entwicklungsmöglichkeiten im Erwachsenenalter.“ (Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz 2023: 18)

Neben den direkten Auswirkungen auf die kindliche Entwicklung kann die Inanspruchnahme elementarpädagogischer Angebote auch unter dem Aspekt der sozialen Teilhabe betrachtet werden. Diese kann wiederum auf die Kinder bezogen werden, betrifft aber ebenso die Eltern bzw. die gesamte Familie. So kommen durch den Besuch einer Betreuungseinrichtung nicht nur die Kinder in Kontakt mit anderen Kindern, sondern auch die Eltern kommen in Kontakt mit anderen Eltern. Nicht zu vergessen ist, dass auch Erwerbstätigkeit eine wichtige Form der sozialen Teilhabe darstellt, welche durch außerfamiliäre elementarpädagogische Angebote wesentlich erleichtert bzw. oft überhaupt erst ermöglicht wird. Da Kinderbetreuung nach wie vor gerade in den ersten Lebensjahren des Kindes sehr stark als Primat der Mütter gesehen wird, betrifft diese Thematik in erster Linie Frauen, die sich – anders als Väter – auch heute noch oft dafür rechtfertigen müssen, wenn sie „trotzdem“ weiterhin am Erwerbsleben teilnehmen möchten. Natürlich spielen auch finanzielle Aspekte, etwa auch im Kontext der sozialen Absicherung und Unabhängigkeit, eine wichtige Rolle.

In der folgenden Literaturdiskussion sollen folgende Fragestellungen im Mittelpunkt stehen:

- Inwiefern sind frühkindliche Bildungsinstitutionen tatsächlich in der Lage, einerseits generell die Entwicklung von Kindern in positiver Weise zu fördern und andererseits einen wesentlichen Beitrag zur Chancengleichheit zu leisten? Welche Voraussetzungen müssen gegeben sein, um diese Versprechen einzulösen?
- Welche Rolle spielen elementarpädagogische Einrichtungen für die soziale Teilhabe von Eltern, insbesondere auch im Hinblick auf die Erwerbstätigkeit von Müttern?
- Welchen Stellenwert hat frühkindliche Bildung für Eltern? Haben Eltern Vertrauen in die entsprechenden Institutionen und sind sie von dem positiven Einfluss auf ihr Kind überzeugt? Oder herrscht

eher die Vorstellung vor, dass die elterliche, insbesondere mütterliche Betreuung die bessere und kindgerechtere Variante darstellt und „Fremdbetreuung“ in den ersten Lebensjahren möglichst geringgehalten werden sollte?

2.2.1 Kindliche Entwicklung: Qualität der Angebote als Dreh- und Angelpunkt

Eine rasche Durchsicht der Literatur, welche zu den Effekten von frühkindlicher Bildung auf die Entwicklung von Kindern, existiert, offenbart auf den ersten Blick ein heterogenes Bild. Eine Tendenz zur Beobachtung positiver Effekte ist in Bezug auf die kognitive Entwicklung, insbesondere im Hinblick auf mathematische Fähigkeiten, aber auch die Sprache (Drange & Havnes 2019, Sylva 2010, Chor et al. 2016) auszumachen. In wenigen Fällen wurden aber auch ausbleibende oder sogar negative Auswirkungen auf die kognitive Entwicklung beobachtet (Carta & Rizzica 2018, Fort et al. 2020).

Sehr gemischt fallen die Befunde hinsichtlich des Sozialverhaltens aus: Während etwa Sylva (2010) im Rahmen der EPPE-Studie mehr prosoziales Verhalten und eine bessere Selbstregulation berichtet, verweisen andere Studien (z.B. Berger et al. 2021, Baker et al. 2008) auf Defizite im sozio-emotionalen Bereich bei früher „Fremdbetreuung“.

Ein ebenso uneinheitliches Bild ergibt sich im Hinblick auf das Versprechen der Erhöhung von Chancengleichheit: Während dieses in manchen Fällen offenbar eingelöst wird und benachteiligte Kinder im Vergleich besonders profitieren (Havnes & Mogstad 2015, Berger et al. 2021), scheint das institutionelle Kinderbetreuungsangebot anderswo die Kluft zwischen privilegierten und benachteiligten Kindern noch zusätzlich zu vergrößern (Salchegger et al. 2020, Kuger et al. 2012).

Bei genauerer Betrachtung sprechen die auf den ersten Blick widersprüchlichen Befunde zu den Auswirkungen frühkindlicher Bildung auf die kindliche Entwicklung eine eindeutige Sprache: Ausschlaggebend ist die Qualität des Betreuungsangebots. Nur wenn diese auf hohem Niveau gewährleistet ist, sind die Voraussetzungen gegeben, dass die Kinder auf kognitiver, sozialer und emotionaler Ebene von der Betreuung profitieren (vgl. z.B. Tietze et al. 2013). Nicht umsonst ist auch in der einleitend erwähnten Europäischen Kindergarantie vom einem Zugang zu „qualitativ hochwertigen, elementaren Bildungsangeboten“ die Rede.

Der Qualitätsaspekt bietet über weite Strecken eine plausible Erklärung für länderspezifische Unterschiede im Hinblick auf die beobachteten Effekte der Elementarbildung auf die kindliche Entwicklung. So wurden positive Effekte insbesondere in den nordischen Ländern

beobachtet (z.B. Drange Havnes 2019 für Norwegen), welche sich durch eine sehr hohe Qualität auszeichnen, was etwa den Betreuungsschlüssel oder die Ausbildung der Pädagog:innen betrifft. Im Gegensatz zu Österreich oder Deutschland profitieren Kinder aus benachteiligten Familien besonders stark vom Besuch elementarpädagogischer Einrichtungen. Dies ist nicht zuletzt dadurch begründet, dass – anders als in den nordischen Ländern – in Österreich oder Deutschland Kinder aus Familien mit Migrationshintergrund (z.B. Türkei) eher Einrichtungen schlechter(er) Qualität besuchen und die Schere zwischen privilegierten und benachteiligten Kindern dadurch noch weiter vergrößert wird (Schober & Spiess 2013).

Überwiegend positive Effekte werden beispielsweise auch für Australien berichtet (Chor et al. 2016). Australien zeichnet sich ebenso durch einen starken Fokus auf den Qualitätsaspekt aus. So wurde bereits 1994 ein für alle Kindertagesstätten verpflichtendes Qualitätssicherungs- und Akkreditierungssystem etabliert, an welches die Auszahlung staatlicher Fördermittel geknüpft ist. In einem aufwendigen Prozess müssen Einrichtungen nachweisen, dass sie insgesamt 52 Kriterien erfüllen, die sich auf vier unterschiedliche Qualitätskomponenten beziehen. Bereits Ende 1995 hatten sich nahezu alle Einrichtungen diesem Akkreditierungsprozess unterzogen.

Der Blick auf Italien (z.B. Carta & Rizzica 2018, Fort et al. 2020) offenbart hingegen ein tendenziell negatives Bild. Ähnlich wie in Kanada (Baker 2008) wurden negative Effekte insbesondere für Kinder aus bessergestellten Familien berichtet:

“... one additional day care month at age 0-2 reduces intelligence quotient by 0.5% (4.7% of a standard deviation) at age 8-14 in a relatively affluent population. The magnitude of this negative effect increases with family income. Similar negative impacts are found for personality traits. (...) We also find that for the better-off families in this population, an additional month in day care 0-2 reduces agreeableness and openness by about 1% and increases neuroticism by a similar percentage.” (Fort et al. 2020: 158ff)

Während in Italien für den Kindergartenbereich Qualitätsvorgaben existieren und die Einhaltung des Bildungsplans zumindest durch eine regionale Stelle überprüft wird, finden in Kinderkrippen lediglich Kontrollen durch regionale (Gesundheits-)Behörden statt, die auf Sicherheits- und Hygieneaspekte fokussieren (Walter-Laager 2019).

Was die Situation in Kanada betrifft, so wurden negative Auswirkungen auf die kindliche Entwicklung im Rahmen

eines 1997 in der Provinz Quebec eingeführtes Programm für die öffentliche Kinderbetreuung beobachtet. Ziel war es, Mütter durch das Angebot subventionierter Kinderbetreuung stärker in den Arbeitsmarkt zu bringen. Mit dieser Initiative konnten überwiegend bessergestellte Familien mit überdurchschnittlichem Einkommen erreicht werden, die vor der Reform keinen Anspruch auf Unterstützung gehabt hatten (Lefebvre & Merrigan 2015).

Die Schlussfolgerung, die Fort et al. (2020) für Italien ziehen, können auch auf die Situation in Kanada übertragen werden: Ist die Betreuungsqualität in Elementarbildungseinrichtungen von geringer Qualität, finden Kinder aus gut situierten, bildungsnahen Familien zuhause tendenziell bessere Entwicklungsbedingungen vor:

“These findings are consistent with the hypothesis from psychology that children in day care experience fewer one-to-one interactions with adults, with negative effects in families where such interactions are of higher quality.”
(Fort et al. 2020: 158)

Klucniok (2017) spricht in diesem Zusammenhang von verlorenen Ressourcen. Auf die Auswirkungen der Qualität in elementarpädagogischen Einrichtungen speziell auf Kinder aus benachteiligten Familien wird im Abschnitt „Soziale Teilhabe und Chancengleichheit“ näher eingegangen.

2.2.1.1 Qualität in der Elementarpädagogik – was ist das überhaupt?

Um in eine Qualitätsdiskussion einsteigen zu können, ist es vorab erforderlich, die zentrale Frage zu klären: Was macht eine qualitätsvolle elementarpädagogische Betreuung überhaupt aus?

Häfele (2021) führt insgesamt fünf Kriterien an, an denen sich die Qualität einer Betreuungseinrichtung messen lässt:

- Pädagogische Orientierungsqualität
- Pädagogische Strukturqualität
- Pädagogische Prozessqualität
- Organisations- und Managementqualität
- Qualität des Familienbezugs

(1) Pädagogische Orientierungsqualität

Mit der pädagogischen Orientierungsqualität sind die pädagogischen Konzepte der Einrichtung und deren Auswirkungen auf das pädagogische Handeln der Betreuungspersonen angesprochen. Insbesondere geht es hier

auch um die persönlichen und fachlichen Vorstellungen der Pädagog:innen über die Entwicklung und Bildung von Kindern, welche etwa durch Aus- und Weiterbildung, aber auch durch eigene Erfahrungen und gesellschaftliche Erwartungshaltungen geformt werden (Häfele 2021: 139).

Eine gute Orientierungsqualität zeigt sich etwa darin, dass die Einrichtung über ein fundiertes pädagogisches Konzept verfügt, in dem die pädagogischen Ziele in klarer und differenzierter Weise dargestellt sind. Unterschiedliche Schwerpunktsetzungen sind dabei möglich, z.B. ein enger Bezug zur Natur oder ein Fokus auf Bewegung oder Musik.

Nach Stamm & Edelmann (2013) sind es drei Zielbereiche, die sich kulturübergreifend als zentral herausgestellt haben und an denen sich ein pädagogisches Konzept im Wesentlichen orientiert: Kognitive Fähigkeiten, soziales und emotionales Verhalten sowie Motivation. Stamm (2010) nahm anhand der deutschen Bildungspläne eine Präzisierung dieser Zielbereiche vor, welche zentrale pädagogische Grundsätze in individualistischen Gesellschaften widerspiegeln:

Kognitive Fähigkeiten:

- Neugier und Erfahrung als Grundlage des Wissenserwerbs aufbauen und ermöglichen
- Problemlösefähigkeit erwerben und nutzen
- Rationales und kritisches Denken lernen

Soziales und emotionales Verhalten:

- Konfliktfähig werden
- Sich in eine Gruppe integrieren können
- Lernen, Kinder und Erwachsene zu respektieren

Motivation:

- Individuelle Leistungsbereitschaft aufbauen
- Gefühl der Selbstwirksamkeit aufbauen
- Individuelle Identität aufbauen

Für eine hohe Orientierungsqualität ist es selbstverständlich nicht ausreichend, dass das pädagogische Konzept sich an diesen Leitlinien orientiert, sondern maßgeblich ist, inwieweit und mit welchen Mitteln diese Ziele in der Einrichtung auch angestrebt und erreicht werden (können).

Ein wichtiger Punkt, der in diesem Zusammenhang angesprochen werden sollte, ist jener, dass die oben genannten Kriterien für eine gute Orientierungsqualität vor dem Hintergrund einer individualistisch geprägten Gesellschaft zu sehen sind. Elementarpädagogische Einrichtungen werden jedoch auch von Kindern besucht, die aus kollektivistisch geprägten Kulturen mit zum Teil abweichenden

pädagogischen Zielsetzungen stammen. Damit soll keineswegs eine Wertung verbunden sein, welche individualistisch orientierte Kulturen als überlegen erachtet. Es soll damit jedoch auf die Bedeutung kultureller Besonderheiten im Kontext der Elementarpädagogik verwiesen werden. Diese erstreckt sich auch auf andere Qualitätsdimensionen wie etwa die Prozessqualität, die unter anderem die Interaktion zwischen Betreuungsperson und Kind definiert und betrifft nicht zuletzt auch die Elternarbeit, in der sich die Qualität des Familienbezugs widerspiegelt (siehe weiter unten).

Eine ausführliche Diskussion des kulturellen Aspekts in der Bildung und Erziehung von Kindern findet sich bei Keller (2011).

(2) Pädagogische Strukturqualität

Ein zentrales Qualitätskriterium, welches in der (politischen) Diskussion häufig im Mittelpunkt steht, ist die sogenannte Strukturqualität, also gleichsam die Rahmenbedingungen, unter denen die pädagogische Arbeit stattfindet.

Die Strukturqualität umfasst dabei folgende Aspekte (vgl. z.B. Viernickel et al. 2015: 34f):

- Personalschlüssel bzw. Fachkraft-Kind-Relation
- Gruppengröße
- Qualifikation des Personals
- Ausmaß der mittelbaren pädagogischen Arbeit (kein direkter Kind-Kontakt)

Personalschlüssel bzw. Fachkraft-Kind-Relation

Die Betreuungsqualität hängt naturgemäß stark davon ab, für wie viele Kinder eine Betreuungsperson verantwortlich ist und wie sehr sie sich somit dem einzelnen Kind widmen kann. Die Begriffe „Personalschlüssel“, „Betreuungsschlüssel“ und „Fachkraft-Kind-Relation“ werden in der Literatur zum Teil uneinheitlich verwendet. Die ersten beiden Begriffe nehmen lediglich auf den Anstellungsschlüssel Bezug, d.h. darauf, wie viele Betreuungspersonen im Verhältnis zur Anzahl der betreuten Kinder in der Einrichtung tätig sind. Bei der Fachkraft-Kind-Relation handelt es sich hingegen um eine davon abgeleitete Kenngröße, welche das tatsächliche Verhältnis von anwesenden pädagogisch Tätigen und anwesenden Kindern in der Betreuungssituation beschreibt (vgl. Viernickel et al. 2015: 34).

Viernickel et al. (2015: 46ff) bieten einen tabellarischen Überblick über die Empfehlungen verschiedener Institutionen zum Betreuungsschlüssel, darunter etwa der Deutschen Liga für das Kind oder der American Academy of Pediatrics & American Public Health Association. Ein

Teil der Empfehlungen bezieht sich dabei speziell auf die Fachkraft-Kind-Relation. Zusammenfassend lassen sich für die einzelnen Altersgruppen folgende Richtlinien dafür ableiten, welcher Betreuungsschlüssel bzw. welche Fachkraft-Kind-Relation als geeignet und förderlich für das Kind erachtet werden kann:

- 0–1 Jahre: Für die jüngste Altersgruppe wird ein Betreuungsschlüssel bzw. eine Fachkraft-Kind-Relation von 1:2 bis 1:3 empfohlen, da Säuglinge auf allen Ebenen eine sehr intensive Betreuung erfordern.
- 1–2 Jahre: In diesem Alter wird ein Betreuungsschlüssel bzw. eine Fachkraft-Kind-Relation von 1:3 bis 1:4 als geeignet erachtet, da Kleinkinder erste Schritte in Richtung Unabhängigkeit machen, aber weiterhin viel Aufmerksamkeit benötigen.
- 2–3 Jahre: Hier reichen die Empfehlungen von 1:3 bis 1:5 und entsprechen damit weitgehend jenen für die Altersgruppe der 1-bis 2-Jährigen.
- 3–6 Jahre: Die überwiegende Mehrheit der Empfehlungen liegt im Bereich 1:10.

Ein Problem im Hinblick auf die Fachkraft-Kind-Relation ergibt sich jedoch aus dem Umstand, dass nicht immer gleich viele Kinder in der Gruppe anwesend sind. Für welche Zeiten sollen die Empfehlungen gelten? Inwieweit werden Randzeiten berücksichtigt? Viernickel und Fuchs-Rechling (2015: 85) schlagen ein elaboriertes Berechnungsmodell zur Bemessung des Personaleinsatzes und zur Bestimmung des Personalschlüssels vor, das Faktoren wie Arbeitszeitumfang der einzelnen Fachkraft, die Anzahl der Vollzeitäquivalent-Stellen sowie Gruppengröße und Alter der Kinder berücksichtigt.

Gruppengröße

Viernickel et al. (2015:34) definieren die Gruppengröße als die Anzahl der Kinder, die einer organisatorischen Einheit zugerechnet werden.

Empirische Ergebnisse, aus denen sich Empfehlungen hinsichtlich der Gruppengröße ableiten lassen, liegen hauptsächlich für altershomogene, geschlossene Gruppen vor. Für altershomogene Gruppen mit Unter-Dreijährigen sehen die Empfehlungen eine Gruppengröße von vier bis sechs (0–12 Monate), sechs bis acht (13–24 Monate) und acht (25–36 Monate) vor (vgl. Viernickel et al. 2015: 49).

Im Gegensatz zu den USA, wo altershomogene, geschlossene Gruppen den Regelfall darstellen, sind Länder wie Österreich oder Deutschland allerdings durch einen hohen Anteil an altersgemischten und offenen Gruppen geprägt. Offene und teiloffene Gruppen sind dadurch gekennzeichnet, dass die Gruppenzusammensetzung nicht

konstant ist und die Kinder im Laufe des Tages oder der Woche auch unterschiedlichen Gruppen zugeordnet sein können. Es existieren zumeist sogenannte „Funktionsräume“, welche unterschiedliche Angebote für die Kinder bieten.

Die Empfehlungen für altersgemischte Gruppen im Alter von null bis drei Jahren reichen von sechs bis zu 15 Kindern pro Gruppe (Viernickel et al. 2015: 49). Haug-Schnabel & Bensel (2013) empfehlen für altersgemischte Gruppen von null bis sechs Jahren eine Gruppengröße von 15 Kindern, worunter sich maximal fünf Kinder unter drei Jahren befinden sollten. In offenen oder teil-offenen Gruppen ist die Gruppengröße im Allgemeinen höher als in geschlossenen Gruppen. Es konnten jedoch keine Hinweise gefunden werden, inwieweit Empfehlungen für geschlossene Gruppen auch auf diese Gruppenstrukturen übertragen werden können.

Qualifikation des Personals

Die Anforderungen an Personen, die in elementarpädagogischen Einrichtungen tätig sind, sind in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten massiv gestiegen. Neben Betreuungs- und Pflegetätigkeiten haben Aufgaben wie die Umsetzung des Bildungsrahmenplans sowie die Beobachtungs- und Dokumentationsarbeit der kindlichen Entwicklungen stark an Bedeutung gewonnen (vgl. Pözl-Stefanec 2020). Elementarpädagog:innen müssen sich zudem verstärkt mit Themen wie pluralistischen Lebens- und Familienformen, Geschlechterrollen, Migration und Inklusion von Kindern mit besonderen Bedürfnissen auseinandersetzen. Das Ausbildungscurriculum der Bildungsanstalten für Elementarpädagogik wird diesen steigenden Anforderungen in der Berufspraxis allerdings nur bedingt gerecht (Pözl-Stefanec 2017, 2020).

Laut dem aktuellen Eurydicebericht (European Commission 2025) zählt Österreich zu den wenigen Ländern in Europa, in denen keine akademische Ausbildung vorausgesetzt wird, um in einer elementarpädagogischen Einrichtung tätig zu sein, weder in einer leitenden Funktion noch als pädagogische Fach- oder Assistenzkraft. In den meisten EU-Ländern wird für eine leitende Funktion zumindest ein Bachelor-Abschluss vorausgesetzt.

Die Vorteile einer tertiären Elementarpädagogik-Ausbildung werden unter anderem darin gesehen, dass ein Wissenschaftsbezug zur beruflichen Praxis hergestellt wird und damit zu einer Professionalisierung im Bereich der Elementarpädagogik beigetragen wird (Koch 2021).

Oberhuemer & Schreyer (2017) weisen darauf hin, dass eine universitäre Ausbildung allerdings nicht per se eine Qualitätssteigerung in der täglichen Praxis bedingt:

„Personen mit Hochschulausbildung sind nicht automatisch besser ausgebildet, was das Alltagsgeschehen in Kitas betrifft. Es kommt auf die Ausbildungsqualität an und die Vermittlung einer gelungenen Balance zwischen Wissen, Reflexion und Alltagskompetenzen sowie auf ein kompetent begleitendes Fachberatungs- und Fortbildungssystem – auch um auf mögliche Spannungen vor Ort zwischen Kolleginnen mit ‚alter‘ und ‚neuer‘ Ausbildung einzugehen.“ (Oberhuemer & Schreyer 2017: 13)

Auch Stamm (2013) erachtet die berufliche Handlungskompetenz, Kinder individuell und ihrer sozialen Herkunft entsprechend zu fördern als wichtiger als einen formalen Hochschulabschluss. Das zentrale Ziel von Aus- und Weiterbildungen im elementarpädagogischen Bereich solle somit in der Vermittlung von forschungsbasiertem Wissen über die kindliche Entwicklung und die Arbeit mit Familien liegen.

Essenziell sei es außerdem, Trainingsmöglichkeiten zu schaffen, um bedeutsame und fähigkeitsrelevante Interaktionen mit dem einzelnen Kind einzuüben. Die Autorin verweist auf die Bedeutung der Bindungserfahrung vor allem in den ersten drei Lebensjahren für die Entwicklung des Kindes. Die Gestaltung von Bindungsbeziehungen müsse daher zu einem Schlüsselement beim Erwerb beruflicher Handlungskompetenz werden:

„Eine sichere Bindung ist die notwendige Grundlage für die kognitive, soziale und emotionale Entwicklung. Wie die Erwachsenen mit ihnen umgehen, mit ihnen kommunizieren, wie sie angeregt werden, welche Materialien ihnen zur Verfügung gestellt und in welchen Umgebungen sie Erfahrungen machen können – das sind zentrale Elemente jeder frühkindlichen Bildungsförderung.“ (Stamm 2013: 22f)

(3) Pädagogische Prozessqualität

Die sogenannte „Prozessqualität“ bezieht sich im Wesentlichen auf den Umgang und die Interaktion mit dem Kind. Mittels ECERS-R (Early Childhood Environment Rating Scale Revised) (Harms, Clifford & Cryer 2015, Orig. 1998), dem nach Viernickel (2015) international bekanntesten und am häufigsten eingesetzten Messverfahren zur Messung der Prozessqualität, werden insgesamt sieben Subskalen erfasst:

- Platz und Ausstattung
- Betreuung und Pflege
- Sprachliche und kognitive Anregung
- Aktivitäten
- Interaktionen
- Strukturierung der pädagogischen Arbeit
- Eltern und Erzieher:innen

Mit dem KES-R (Tietze et al. 1997) existiert auch eine deutschsprachige Fassung der ECERS-R. Im Zentrum steht bei der Prozessqualität die Interaktionsgestaltung zwischen Pädagog:in und Kind. Diese steht wiederum in engem Zusammenhang zu Merkmalen der Strukturqualität, insbesondere einer optimalen Fachkraft-Kind-Relation, um etwa eine über das Mindestmaß hinausgehende sprachliche und kognitive Anregung überhaupt erst zu ermöglichen.

Zu Räumlichkeiten und Ausstattung von Kinderbetreuungseinrichtungen haben Bensel et al. (2015) eine Reihe von Empfehlungen ausgearbeitet. So werden etwa neben einem Gruppenraum und einem Außengelände ein separater Schlafräum auch für Kinder über drei Jahre, ein Bewegungsraum, ein separater Essraum sowie weitere Räume zur Differenzierung der pädagogischen Arbeit als wichtig erachtet. Auch für Leitung und Team sollen bestimmte Räume in ausreichender Größe zur Verfügung stehen wie beispielsweise ein Aufenthalts- und Besprechungsraum. Was die Größe der Räumlichkeiten für die Kinder betrifft, so werden im Innenbereich (Gruppen- plus Nebenraum) sechs Quadratmeter pro Kind und im Außenbereich 15 Quadratmeter pro Kind als ausreichend erachtet.

Nicht zuletzt nehmen die Autor:innen auf die gesundheitsgerechte Ausstattung Bezug: Dazu gehören unter anderem eine gute Belüftung der Räume, Schallschutz, gute Beleuchtungs- und Farbkonzepte sowie Barrierefreiheit.

(4) Organisations- und Managementqualität

Ein weiterer Qualitätsaspekt, der in den letzten zwei Jahrzehnten zunehmend an Bedeutung gewonnen hat und vor allem eine Aufgabe der pädagogischen Leitung darstellt, lässt sich mit dem Begriff des Qualitätsmanagements erfassen (vgl. Häfele 2021). Qualitätsmanagement ist im „Bundesländerübergreifenden BildungsRahmenPlan für elementare Bildungseinrichtungen in Österreich“ (BMBWF 2020) neben der Struktur-, Prozess- und Orientierungsqualität explizit als Qualitätskriterium erfasst. Es geht darum, Qualitätsziele zu vereinbaren und diese im Sinne der Qualitätssicherung einer regelmäßigen Überprüfung zu unterziehen.

(5) Qualität des Familienbezugs

Die Qualität des Familienbezugs wird im Wesentlichen dadurch bestimmt, inwieweit die Einbeziehung und Mitwirkung der Eltern gegeben ist und wie gut die Zusammenarbeit zwischen Elternhaus und Betreuungseinrichtung funktioniert (vgl. Häfele 2021).

Die Familie stellt den bedeutsamsten und prägendsten Bildungsort in den ersten Lebensjahren dar. Die Rahmenbedingungen, die ein Kind in der Familie vorfindet, wirken sich in allen Bereichen (kognitiv, sozial-emotional) deutlich stärker auf seine Entwicklung aus als jegliche außerfamiliale Betreuung (Tietze et al. 2013, Melushi et al. 2015, NICHD 2002, Barnes et al. 2010, Stein et al. 2013). Dabei sind es jedoch weniger die soziodemografischen Faktoren, sondern ist es vielmehr das familiäre Anregungsniveau, das eine bedeutende Rolle spielt (Heckmann (2011).

Wie Studien belegen, vermögen elementarpädagogische Angebote durchaus auch familiäre Dynamiken im Sinne des Kindes zu beeinflussen. So konnte etwa im Rahmen des US-amerikanischen Head-Start-Programms (vgl. Gelber & Issen 2011) sowie in einer Untersuchung aus Deutschland (Jessen et al. 2022) gezeigt werden, dass die Betreuung in der Kindertagesstätte zwar die elterliche Gesamtzeit mit dem Kind reduziert, jedoch den Anteil der Aktivitäten an der gemeinsam mit dem Kind verbrachten Zeit erhöhte. Dies traf insbesondere für Mütter mit geringer Bildung zu. Zudem konnten Sandner und Thomsen (2020) einen Rückgang von Kindesmisshandlung durch die Verfügbarkeit elementarpädagogischer Angebote feststellen. Eine mögliche Erklärung ist, dass diese Veränderungen auf einem entlastenden Effekt für die Eltern beruhen könnten. Diese sind weniger überfordert mit der Erziehung und Betreuung ihres Kindes, neigen daher weniger zu Gewalt und können sich besser „wirklich“ ihren Kindern widmen. Eine weitere Erklärung ist, dass die Bedeutung der kognitiven Förderung durch z.B. Vorlesen den Eltern durch die elementarpädagogische Betreuung bewusst gemacht wird. Dies kann am besten durch ein aktives Einbeziehen der Familie ermöglicht werden (siehe Abschnitt „Soziale Teilhabe von Kindern und ihren Familien“).

Die Bedeutung des Familienbezugs zeigt sich aber auch darin, dass diejenigen Angebote besonders wirksam sind, welche eine ausgeprägte Familienkomponente beinhalten (Stamm 2013). Die Autorin hebt hervor, wie entscheidend es ist, dass Familien- und Elternarbeit unbedingt milieu- und kulturspezifisch variieren sollte, um eine Wirksamkeit entfalten zu können.

Stamm & Edelmann (2013) geben Beispiele für die möglichen Herausforderungen und Missverständnisse, die sich aus kulturellen Unterschieden ergeben können:

„Diese unterschiedlichen kulturellen Skripte verweisen darauf, dass sich auch die Vorstellungen darüber, was eine gute frühkindliche Bildung, Betreuung und Erziehung kennzeichnet, völlig unterschiedlich manifestieren können. (...) Eine Erzieherin, welche kollektivistisch ausgerichteten Eltern zurückmeldet, dass ihr Kind eher still und wenig zielstrebig sei sowie kaum eigene Bedürfnisse äußere, wird die Eltern mit Bestimmtheit irritieren, wenn diese Verhaltensweisen als veränderungsbedürftig eingeschätzt werden, gehören sie doch gerade zum Kern angestrebter Erziehungsziele von Mitgliedern kollektivistisch orientierter Gesellschaften.“ (Stamm & Edelmann 2013: 332)

„Kinder lernen vor allem von Menschen, in sozialen Interaktionen und durch emotionale Beziehung zu ihnen. Deshalb hängt der Ertrag früher Bildungsprozesse von Beziehungs- und Bindungsprozessen ab (...). Bildungsangebote werden nur dann vom Kind wirklich wahrgenommen, wenn sie in funktionierenden Beziehungen eingebettet sind, die mit denen bestehen, die dem Kind Bildung vermitteln wollen. (...) Die Beziehungsqualität zwischen Lehrendem und Lernenden wirkt sich auf die Kompetenzentwicklung und damit den Lernerfolg nicht nur in den ersten Lebensjahren, sondern im gesamten Bildungsverlauf deutlich aus.“ (Becher-Stoll 2018:1)

Das vermeintliche Desinteresse von Familien mit Migrationshintergrund ergibt sich zudem häufig auch aus kulturell unterschiedlichen Strukturen des Bildungssystems. So ist aus kulturvergleichenden Studien bekannt, dass in den Herkunftsländern dieser Familien die Verantwortung für die Bildung häufig bei den staatlichen (Bildungs-)Institutionen gesehen wird und eine Mitarbeit der Eltern von diesen auch gar nicht erwünscht ist (vgl. Stamm 2013, Stamm & Edelmann 2013).

Milieuspezifische Elternarbeit erfordert laut Stamm (2013), neben den für sozial privilegierte Milieus passenden „Komm-Strukturen“, gezielt auch „Geh-Strukturen“ zu schaffen, um benachteiligte und bildungsferne Familien besser einzubinden. Als Beispiel können etwa die Early Excellent Centers in England angeführt werden, von denen es auch einige in Deutschland gibt. Die Eltern werden im Rahmen einer integrativen Familienarbeit aktiv in die Bildungsprozesse ihrer Kinder einbezogen und profitieren von niederschweligen Zusatzangeboten, zum Beispiel im Bereich der Beratung, Gesundheitsvorsorge oder Arbeitsintegration (Horn 2012).

2.2.1.2 Die unterschiedlichen Qualitätsdimensionen im Kontext

Die einzelnen Qualitätsdimensionen können nicht getrennt voneinander betrachtet werden. Sie sind eng miteinander verwoben und stehen in Wechselwirkung zueinander. Die Interaktionsgestaltung zwischen Pädagog:innen und Kind als wesentlicher Bestandteil der Prozessqualität kann dabei als zentrales Element erachtet werden, an dem sich die Qualität einer elementarpädagogischen Einrichtung ermesen lässt. Aus entwicklungspsychologischer Sicht stellt eine gelungene Beziehungsgestaltung die Grundlage für Wohlbefinden, Lernen und eine gesunde Entwicklung der Kinder dar:

Die zentrale Bedeutung der Interaktionsqualität für Bildungsprozesse kann durch eine Reihe von Studien bestätigt werden (vgl. z.B. Bensel 2018, Kluczniok 2020). Dabei sind nicht nur positive Konsequenzen einer hohen Interaktionsqualität gut dokumentiert, sondern auch die negativen Auswirkungen bei unzureichender Qualität unter anderem auf die kognitive und sprachliche Entwicklung der Kinder (Bauerlein 2013).

Die Interaktionsqualität steht wiederum in engem Zusammenhang zu Merkmalen der Strukturqualität, insbesondere der Fachkraft-Kind-Relation. Kann dem einzelnen Kind nicht genug Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet werden, da eine Fachkraft für zu viele Kinder gleichzeitig verantwortlich ist, ist es schwierig, zu jedem einzelnen Kind eine stabile, vertrauensvolle Beziehung aufzubauen. Da (kindliches) Lernen in erster Linie über Beziehung läuft, spielen Häufigkeit und Qualität der Interaktion eine ganz wesentliche Rolle für gelingende Entwicklungs- und Bildungsverläufe des Kindes. Pädagog:innen, die für weniger Kinder zuständig sind, können jedem einzelnen Kind nicht nur mehr Zeit und Aufmerksamkeit schenken, sondern verhalten sich auch sensibler, freundlicher, fürsorglicher und bieten entwicklungsangemessenere und variantenreichere Spiel- und Lernmaterialien an (Viernickel et al. 2015: 37).

Auch die Qualifikation des Personals als weiterer Bestandteil der Strukturqualität nimmt Einfluss auf die Interaktion und deren Qualität. Whitebook et al. (1989) ermittelten im Rahmen der National Child Care Staffing Study (NCCS), an der sich 227 US-amerikanische elementarpädagogische Einrichtungen beteiligten, dass in Einrichtungen, in denen Pädagog:innen mit höheren formalen Abschlüssen und einschlägiger fröhpädagogischer Qualifikation beschäftigt sind, in mehrererlei Hinsicht eine höhere Qualität gegeben war. So fanden in höherem Ausmaß entwicklungsgemäße Aktivitäten in einer kindorientierten Lernumgebung statt und die höher qualifizierten Mitarbeiter:innen interagierten feinfühlicher

mit den Kindern. Auch Blau (1999) sowie Howes (1997) konnten für elementarpädagogische Angebote in den USA positive Zusammenhänge zwischen der Qualifikation des Personals und kindlichen Entwicklungsparametern beobachten.

Nicht zuletzt nimmt auch die Orientierungsqualität der Einrichtung ebenso wie der pädagogischen Kraft selbst Einfluss auf die Interaktion. Das pädagogische Konzept bzw. das dahinterstehende Bild des Kindes beispielsweise als lernendes Wesen und autonome Persönlichkeit prägt maßgeblich den alltäglichen Umgang und das Miteinander in der Einrichtung.

2.2.2 Soziale Teilhabe und Chancengleichheit

Wie einleitend erwähnt, stellt die Förderung der Chancengleichheit speziell im Rahmen der elementarpädagogischen Bildung ein zentrales Element der Europäischen Kindergarantie dar. Einer Benachteiligung etwa aufgrund der Herkunft frühzeitig entgegenzuwirken, ist eine wichtige Voraussetzung dafür, die soziale Teilhabe für Kinder aus nicht privilegierten Familien auch langfristig, zum Beispiel auf dem Arbeitsmarkt, zu ermöglichen. Als vulnerable Gruppen werden im Nationalen Aktionsplan die folgenden genannt:

- Kinder aus sozioökonomisch schlechter gestellten Haushalten
- Kinder mit Migrationshintergrund aus bestimmten Herkunftsländern
- Kinder mit Behinderung

Insbesondere Kinder aus Zuwandererfamilien nicht privilegierter Milieus erfahren über ihre gesamte Bildungskarriere häufig eine doppelte Benachteiligung – einerseits durch ihren Migrationshintergrund, andererseits auch durch ihre soziale Herkunft (Lokhande 2016).

Die Elementarbildungseinrichtung legt als Ort der Integration im Idealfall den Grundstein für einen Chancenausgleich, der es langfristig möglich macht, die ungünstigeren Startbedingungen zu kompensieren.

Obgleich gerade für Kinder aus benachteiligten Familien eine möglichst frühzeitige außerfamiliäre elementarpädagogische Betreuung förderlich sein kann (vgl. z.B. Anders 2013), besuchen diese seltener eine entsprechende Einrichtung beziehungsweise treten erst zu einem späteren Zeitpunkt in eine solche ein (Schober & Spiess 2013).

Köppel-Turyna & Graf (2021) nennen folgende Voraussetzungen, um benachteiligten Kinder durch den Besuch einer pädagogischen Einrichtung Chancengleichheit zu ermöglichen:

- **Zugänglichkeit:** Es muss eine ausreichende Verfügbarkeit von Kinderbetreuungsangeboten gegeben sein. Da benachteiligte Familien auch häufig weniger mobil sind, spielt die Wohnortnähe bzw. die Erreichbarkeit eventuell eine größere Rolle.
- **Kosten:** Einem früheren Eintritt in eine elementarpädagogische Einrichtung stehen oft (zu) hohe Kosten entgegen, die benachteiligte Familien nicht aufbringen können.
- **(Betreuungs-)Qualität:** Diese spielt bei benachteiligten Kindern eine besonders große Rolle (siehe nächster Abschnitt).
- **Flexibilität:** Benachteiligte Eltern sind häufiger von atypischen oder variablen Arbeitszeiten betroffen (z.B. Schichtarbeit) oder stehen noch in Ausbildung. Sie sind besonders angewiesen auf Öffnungszeiten, die ihren Bedürfnissen entsprechen.

2.2.2.1 Einfluss der Qualität

Der Qualitätsaspekt kommt Studien zufolge bei Kindern, die aus benachteiligten Familien stammen, ganz besonders zum Tragen. Im Rahmen der NUBBEK-Studie (Nationale Untersuchung zur Bildung, Betreuung und Erziehung in der frühen Kindheit), die 929 Zweijährige umfasste, wurde nachgewiesen, dass Kinder mit türkischem oder russischem Migrationshintergrund in ihrer sprachlichen Entwicklung nur beim Besuch einer Einrichtung mit hoher Qualität profitierten. Was die sozial-emotionale Entwicklung betraf, wiesen diese Kinder beim Besuch einer Einrichtung mit niedriger oder mittlerer Qualität besonders schlechte Ergebnisse auf, auch im Vergleich zur ausschließlich familialen Betreuung (Beckh et al. 2014).

Benachteiligte Kinder sind also bei unzureichender Qualität einem doppelten Risiko ausgesetzt, da sie nicht nur wenig vom Besuch einer Einrichtung profitieren, sondern sich diese sogar noch zusätzlich negativ auf ihre Entwicklung auswirken kann. Für Deutschland wurde zudem mehrfach nachgewiesen, dass der Anteil der (benachteiligten) Kinder mit Migrationshintergrund gerade in Einrichtungen mit geringerer Qualität besonders hoch ist (Schmidt & Smidt 2014, Tietze et al. 2013). Dies dürfte auch auf Österreich übertragbar sein (Salchegger et al. 2021). Dabei spielt sicherlich auch der Umstand eine Rolle, dass in Einrichtungen mit einer hohen Anzahl an benachteiligten Kindern auch die Anforderungen deutlich höher sind und die Sicherstellung der Qualität ohne geeignete (zusätzliche) Rahmenbedingungen somit auch deutlich schwieriger ist. Eine sozialräumliche und ethnische Segregation beim Besuch von elementarpädagogischen (und in späterer Folge schulischen) Einrichtungen trägt dazu bei, dass sich das Ideal der Chancengleichheit

erheblich schwieriger realisieren lässt (Schmidt & Smidt 2014). Eine großangelegte europäische Studie zur elementarpädagogischen Betreuung konnte zeigen, dass sich benachteiligte Kinder in einem Setting mit guter sozialer Durchmischung besser entwickelten als in homogenen Gruppen (Melushi et al. 2015).

Festzuhalten ist allerdings, dass eine hohe Einrichtungsqualität keineswegs automatisch auch einen Beitrag zur Chancengleichheit leistet, also den benachteiligten Kindern die Möglichkeit bietet, zu den privilegierten aufzuschließen. Grund dafür ist, dass in qualitativ hochwertigen Einrichtungen häufig der sogenannte Matthäus-Effekt („Wer hat, dem wird gegeben“) zum Tragen kommt (Kluczniok 2017, Pavolini & Van Lancker, 2018). Dies bedeutet, dass Kinder, die im häuslichen Umfeld eine hohe Anregungsqualität vorfinden, die sich in der Einrichtung bietenden Ressourcen besser zu nutzen vermögen und vergleichsweise stärker von hoher Qualität profitieren als Kinder mit weniger guten Voraussetzungen (Salchegger et al. 2021, Bruneforth et al. 2012). Auch wenn Kinder aus benachteiligten Elternhäusern ebenfalls von der hohen Qualität profitieren, kann es demzufolge geschehen, dass sich die Schere entgegen den Erwartungen zusätzlich vergrößert.

Um diesen Effekt zu minimieren und sicherzustellen, dass bei höherer Qualität gerade die benachteiligten Kinder besonders profitieren, ist es in der Regel zusätzlich erforderlich, diesen Kindern besondere Aufmerksamkeit zu widmen (Kuger 2012, Schmidt & Smidt 2014, Walter-Laager & Meier Magistretti 2016). Die kompensatorischen Effekte, die durch erfolgreiche Programme wie (Early) Head Start in den USA belegt sind (Love et al. 2002), erfordern ein hohes Maß an zusätzlichen Anstrengungen und Ressourcen, rechnen sich aber auf lange Sicht. Spezielle Programme in den USA für benachteiligte afroamerikanische Kinder waren in Studien (z.B. Heckman et al. 2010a, 2010b; Conti et al. 2016) mit positiven Effekten im Erwachsenenalter auf Bildung, Beschäftigung, Einkommen und gesundheitsfördernden Verhaltensweisen sowie mit weniger Kriminalität verbunden.

Die Notwendigkeit, ausreichend Ressourcen bereitzustellen, betrifft insbesondere auch die Sprachförderung von Kindern mit nicht-deutscher Muttersprache. Für eine effektive Sprachförderung benachteiligter Kinder in Kindertagesstätten sind umfassende und längerfristige Förderinitiativen erforderlich – kurzzeitige und kostengünstige Intervention haben sich in diesem Bereich als wenig wirksam erwiesen (Schmidt & Smidt 2014).

Neben der Schaffung entsprechender Bedingungen vor Ort, d.h. in der Einrichtung selbst, wird als weitere Voraussetzung für die erfolgreiche Begleitung und Förderung benachteiligter Kinder die Einbindung der Familie

gesehen (Schmidt & Smidt 2014, Walter-Laager & Meier Magistretti 2016). Auf diesen Aspekt wird im nachfolgenden Abschnitt näher eingegangen.

2.2.2.2 Soziale Teilhabe durch inklusive Praktiken

Die Einbindung der Familie in die elementarpädagogische Betreuung stellt, wie auch weiter oben (vgl. „Qualität des Familienbezugs“) beschrieben, eine wichtige Voraussetzung dar, um die kognitive und sozial-emotionale Entwicklung des Kindes entsprechend zu fördern. Damit werden die sozialen Teilhabemöglichkeiten des Kindes aktuell aber auch mit Blick auf die Zukunft unterstützt.

Durch die Einbeziehung der Familie wird aber ebenso den Eltern die Möglichkeit zur sozialen Teilhabe, auch im Sinne der Integration geboten. Dies geschieht einerseits durch die sozialen Kontakte, die sich mit Pädagog:innen und anderen Eltern im Betreuungskontext ergeben, andererseits aber auch – speziell für Mütter – durch die Integration in den Arbeitsmarkt (siehe Kapitel 2.3). Dieses Eingebundensein wirkt wiederum in positiver Weise auf die Entwicklungschancen der Kinder zurück:

„Vor Ort können wiederum Kulturen, Strukturen und Praktiken (...) die Teilnahme und Partizipation aller Familien (d.h. auch benachteiligter Familien) an Angeboten ermöglichen. Familien können auch außerhalb der Einrichtung, das heißt in ihrer gesamten Lebenslage, gestärkt werden und so ihre gesellschaftlichen Teilhabechancen verbessern – zum Beispiel indem sie soziale Netzwerke ausbauen, die ihnen und ihren Kindern Unterstützung bieten, indem sie durch die gesicherte Kinderbetreuung einer Erwerbstätigkeit nachgehen können, indem ihre arbeitsmarktrelevanten Kompetenzen, ihre bildungs- und Erziehungskompetenzen sowie ihre Selbstwirksamkeit gestärkt werden. All diese Faktoren führen wiederum dazu, dass sich die Chancen für ihre Kinder erhöhen, im Wohlergehen aufzuwachsen (...).“
(Sthamer 2013:11)

Benachteiligte Familien sind allerdings häufig mit einer Reihe von Zugangsschwellen konfrontiert, die sie daran hindern, elementarpädagogische Angebote in Anspruch zu nehmen (Bird & Hübner 2010). Dazu zählen neben finanziellen und räumlichen Hürden (zu teuer, schwer erreichbar) ebenso zeitliche (mit der Arbeitszeit inkompatible Öffnungszeiten) sowie kulturelle (Sprache, Religion). Benachteiligte Eltern sind aber oft auch von negativen Erfahrungen mit Autoritäten geprägt oder befürchten, nicht in ein Angebot zu passen (hierarchische und soziale Zugangsschwellen).

In der Studie von Sthamer (2013) wurde u.a. im Rahmen von Gruppeninterviews mit Expert:innen sowie mit Eltern der Frage nachgegangen, wie soziale Teilhabe von Familien gelingen kann. Von den Expert:innen wurde eine Reihe von Bedingungsfaktoren genannt, die die Teilhabe von Familien erhöhen können, darunter:

- Die Entwicklung von einer Betreuungszu einer Bildungseinrichtung
- Die Flexibilität bezüglich der Betreuungszeiten
- Die Ermöglichung materieller Entlastung
- Eine effektive Bedürfnisermittlung
- Transparenz auf allen Ebenen
- Kooperation und Öffnung der Einrichtung in den Sozialraum (z.B. Zusammenarbeit mit Schulen, Feste)
- Das Schaffen von Strukturen für Mitbestimmung und aktive Teilnahme (z.B. Projekte, die verschiedene Kulturkreise ansprechen)

Eine wertschätzende, ressourcenorientierte, kultursensible Haltung der Einrichtung bildet hierfür die unverzichtbare Basis.

Die fachliche Sicht deckt sich dabei über weite Strecken mit jener der Eltern. Aus der Perspektive der Eltern spielen folgende Aspekte bei der sozialen Teilhabe eine Rolle:

- Information und Transparenz als Grundlage von Teilhabe
- Aktive Beteiligung durch Mitbestimmung und Mitwirkung (Elternvertretung, Befragungen...)
- Vertrauen und Bindung durch einen wertschätzenden Umgang
- Identifikation und gemeinsame Aktivitäten
- Erwartungen und Überzeugungen der Eltern bzgl. Einrichtungsarbeit
- Inklusionsansätze für Kinder und Eltern (vgl. ebd.)

2.2.3 Elternschaft, Erwerbsarbeit und der Geschlechteraspekt

Die Inanspruchnahme elementarpädagogischer Angebote steht in engem Zusammenhang mit der Arbeitsmarktpartizipation von Eltern und speziell Müttern. In den ersten Lebensjahren des Kindes sind es vor allem sie, die aus dem Arbeitsprozess vorübergehend ausscheiden bzw. in Teilzeit wechseln. Dies ist auch mit langfristigen Auswirkungen auf die persönliche Einkommenssituation und in weiterer Folge mit der Höhe der Pension verbunden. Der Gender Pay Gap misst die Differenz der durchschnitt-

lichen Stundenlöhne der Bruttostundenlöhne zwischen Männern und Frauen relativ zu den Löhnen der Männer. Mit einem Gender Pay Gap von etwa 20 % liegt Österreich im Ländervergleich deutlich über dem EU-Schnitt von rund 14 %. Dies ist auch durch den hohen Anteil an Teilzeitarbeit bedingt. Während etwa in Dänemark oder Frankreich Frauen im Alter von 25 bis 49 Jahren eine Teilzeitquote von 25 % aufweisen, liegt der entsprechende Anteil in Österreich mit rund 50 % doppelt so hoch (Köppl-Turyna & Graf 2021).

2.2.3.1 Verfügbarkeit und Kosten elementarpädagogischer Angebote

Die generelle Verfügbarkeit elementarpädagogischer Angebote stellt eine wichtige Grundvoraussetzung dar, um es Eltern zu erleichtern oder überhaupt erst zu ermöglichen, einer Erwerbstätigkeit nachzugehen. Da die Zuständigkeit für die kinderbezogene Sorgearbeit insbesondere in den ersten Lebensjahren immer noch überwiegend bei der Mutter liegt (vgl. Wernhart 2023), bedeutet das Fehlen eines entsprechenden Angebots zumeist, dass im Falle einer Erwerbstätigkeit der Mutter auf informelle Arrangements zurückgegriffen wird, welche wiederum weiblich geprägt sind.

Chthon et al. (2020) konnten in einem Ländervergleich nicht nur Auswirkungen einer geringen Inanspruchnahme von formeller Kinderbetreuung auf die Erwerbsbeteiligung der Mütter selbst feststellen, sondern auch auf jene von älteren Frauen ab 50. Da informelle Betreuung häufig von Großmüttern abgedeckt wird, vergrößert sich der Gender employment gap in dieser Altersgruppe erneut, da offensichtlich eine Reihe von älteren Frauen die Arbeitszeit zugunsten der Enkelbetreuung reduziert oder auch früher aus dem Erwerbsleben ausscheidet.

Ein Ländervergleich zeigt für die OECD-Staaten eine klare Korrelation zwischen den Partizipationsraten der Kinder an formellen Einrichtungen der Elementarpädagogik und der Arbeitsmarktbeteiligung der Mütter (vgl. Köppl-Turyna & Graf 2021). Nur wo die weibliche Arbeitsmarktbeteiligung bereits hoch ist, führt der Ausbau des elementarpädagogischen Angebots zu keinem (weiteren) signifikanten Anstieg der mütterlichen Erwerbstätigkeit. Dies wurde etwa für Norwegen beobachtet (Havnes und Mogstad 2011). Umgekehrt zeigen sich besonders ausgeprägte Effekte auf die Arbeitsmarktbeteiligung von Frauen im ländlichen Raum sowie in Ländern bzw. bei ethnischen Gruppen, die grundsätzlich durch geringe Frauenerwerbstätigkeit geprägt sind. Nollenberger und Rodríguez-Planas (2015) untersuchten beispielsweise die Auswirkungen eines öffentlichen Ganztagsbetreuungsangebotes für unter Dreijährige in Spanien in einem Umfeld, das von geringer Frauenerwerbsbeteiligung und mangelnder öffentlicher Kinderbetreuungsinfrastruktur geprägt war.

Sie ermittelten, dass für jedes zehnte zusätzliche Kind in öffentlicher Betreuung statistisch betrachtet zwei Mütter eine Beschäftigung aufnehmen. Auch für Italien konnten positive Auswirkungen des Aufbaus des Betreuungsangebotes für Unter-Dreijährige auf die Erwerbsquote von Frauen ermittelt werden (Carta & Rizzica 2018).

Bauernschuster & Schlotter (2015) wiesen für Deutschland nach, dass die Einführung eines Rechtsanspruchs auf einen Kinderbetreuungsplatz für Kinder ab drei Jahre nicht nur zu einem deutlichen Anstieg der Inanspruchnahme, sondern auch zu einem Anstieg der Beschäftigungsquote von Frauen geführt hat.

Wenig überraschend spielt es aber auch eine Rolle, wie bedürfnisgerecht das verfügbare Angebot ist: So zeigt eine Studie zur elementaren Kinderbildungs- und -betreuung in Salzburg einen signifikanten Zusammenhang zwischen der Qualität des Angebots im Sinne des Vereinbarkeitsindicators für Familien (VIF, vgl. Kapitel 2.1.3) in den einzelnen Gemeinden und der Erwerbs- und Teilzeitquote der Frauen im Erwerbsalter mit zumindest einem Kind (Fischer & Grössenberger 2024).

Neben der generellen Verfügbarkeit hat sich vor allem der Kostenfaktor als wesentlicher Hebel für die verstärkte Erwerbspartizipation von Frauen erwiesen. In einem Literaturüberblick ermittelten Neuwirth et al. (2021) eine Steigerung der Wahrscheinlichkeit eines Erwerbseintritts zwischen 0,02 % und 0,78 % bei Reduktion der Kinderbetreuungskosten um 1 %. In einer Umfrage für Vorarlberg gaben knapp zwei Drittel (64 %) an, dass sie mehr Betreuungsangebote in Anspruch nehmen würden, sofern diese gratis zur Verfügung gestellt werden würden. Dies gilt besonders für Personen mit niedrigem Einkommen (Arbeiterkammer Vorarlberg 2024: 12).

Speziell für Mütter mit geringem Einkommen stellen die Kosten der Kinderbetreuung eine generelle Hürde dar, in den Erwerb zurückzukehren bzw. einzusteigen, da es sich schlichtweg „nicht rechnet“, wenn der Großteil des Erwerbseinkommens für die externe Betreuung aufgewandt werden muss. Die Wahrscheinlichkeit, eine Erwerbstätigkeit aufzunehmen, steigt daher für einkommensschwache Mütter, wenn Kinderbetreuung kostengünstig angeboten wird. Baum (2002) ermittelte eine Steigerung der Wahrscheinlichkeit, dass eine geringverdienende Mutter ein Jahr nach der Geburt des Kindes erwerbstätig ist, von 41 auf 48,5 %, wenn ein Kostenzuschuss von 30 % gewährt wird. Zwei Jahre nach der Geburt war eine Steigerung von 53,8 % auf 62 % zu beobachten.

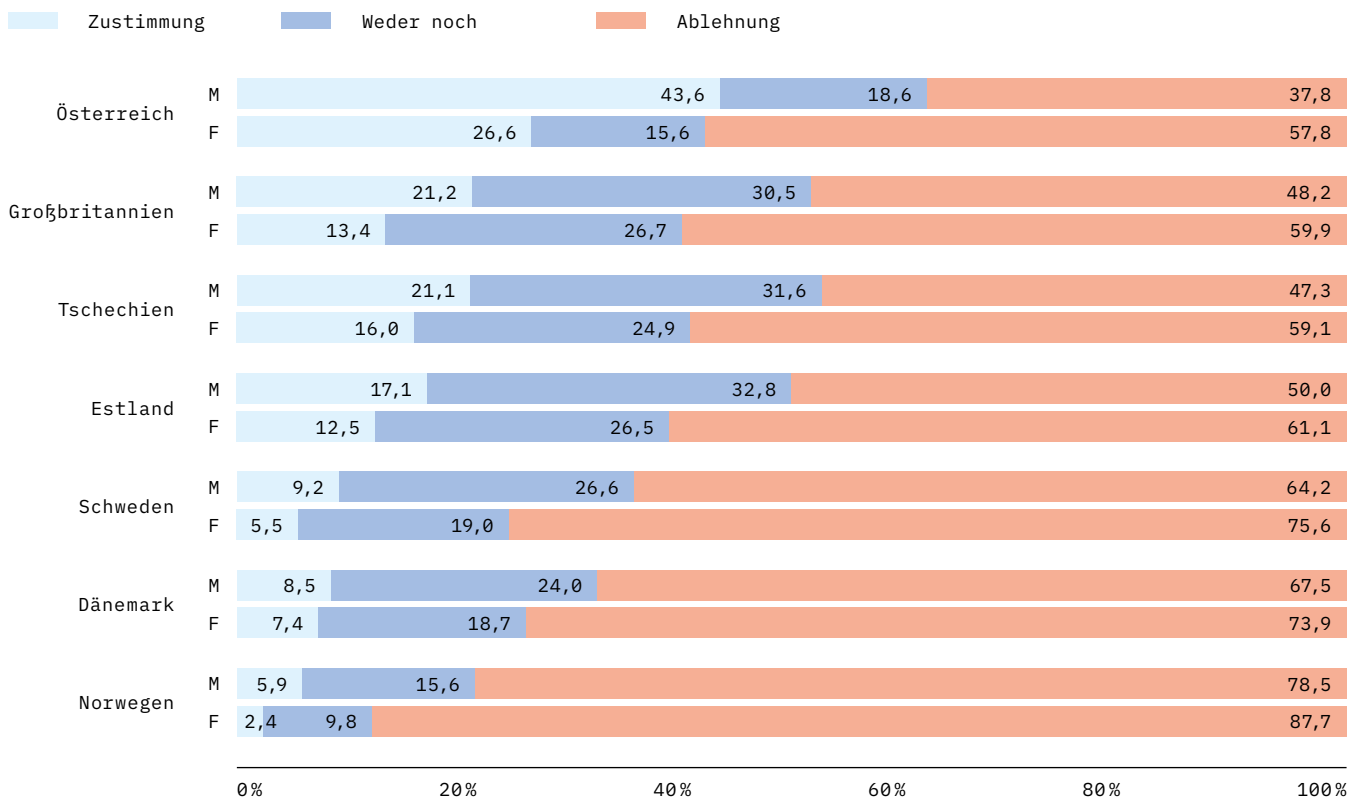
Bei Müttern mit höherem Einkommen bzw. bei jenen, die bereits im Erwerb stehen, wirkt sich eine finanzielle Unterstützung hingegen vor allem auf die Zahl der Wochenstunden aus. Eine Analyse zur Ausweitung von staatlich geförderten Kinderbetreuungsplätzen zwischen 2007 und 2014 in Deutschland ergab signifikante Auswirkungen dieser Maßnahme auf die Erwerbstätigkeit von Frauen (Müller & Wrohlich 2018), wobei dies insbesondere auf eine Steigerung einer Wochenarbeitszeit von 20 bis 25 Stunden um zehn Prozentpunkte zurückzuführen war. Der Anteil der Frauen, die entweder in Vollzeit oder in Teilzeit unter 20 Stunden beschäftigt waren, blieb hingegen konstant. Die diesbezüglichen Effekte beschränkten sich zudem in erster Linie auf Frauen mit mittleren Bildungsabschlüssen.

Eine weitere Beobachtung war, dass die finanzielle Förderung elementarpädagogischer Angebote umso höher ausfallen muss, je jünger das Kind ist, um die Erwerbsneigung der Mütter zu steigern (Powell 1997, Baum 2002). Es ist anzunehmen, dass insbesondere vor dem dritten Lebensjahr des Kindes Vorbehalte bestehen, eine außerfamiliäre Betreuung in Anspruch zu nehmen und dass der Wunsch, diese Betreuung selbst zu übernehmen, eine große Rolle spielt.

2.2.3.2 Einstellungen zu mütterlicher Erwerbstätigkeit

Die Ergebnisse der Europäischen Wertestudie aus 2017/18 verorten Österreich an der Schnittstelle zwischen traditionellen und egalitären Rollenbildern. Während nichteheliche Lebensgemeinschaften sowie gleichgeschlechtliche Partnerschaften im Europavergleich auf hohe Akzeptanz stoßen, reiht sich Österreich hinsichtlich der mütterlichen Erwerbstätigkeit weit entfernt von anderen westeuropäischen Ländern (ausgenommen Italien) ein, im Bereich von Russland, Ungarn oder Polen. Immerhin 47 % der befragten Personen in Österreich stimmen der Aussage „Kinder leiden darunter, wenn die Mutter berufstätig ist“ zu. Im Vergleich dazu liegen die Raten in den nordeuropäischen Ländern lediglich zwischen elf und 16 Prozent. Österreich liegt damit im Vergleich von 33 europäischen Ländern unter jenen zehn, die dieser erwerbsablehnenden Haltung am häufigsten zustimmen. Mit 57 % sogar noch etwas höher liegt in Österreich die Zustimmung zur Aussage „Im Allgemeinen leidet das Familienleben darunter, wenn die Frau vollzeitig berufstätig ist“. Diese Ergebnisse weisen nicht nur auf im Europavergleich sehr traditionelle Werthaltungen hin, sondern nicht zuletzt auch auf eine gesellschaftliche starke Polarisierung hinsichtlich der Einstellungen zur mütterlichen Erwerbstätigkeit in Österreich (vgl. Berghammer & Schmidt 2020).

Abbildung 3: Einstellung: Leidet ein Kind bei erwerbstätiger Mutter? (international)



Quelle: GGP 2022/23, eig. Berechnungen ÖIF; Altersgruppe 18–59 Jahre; M = Männer; F = Frauen.

Originalfrage: „In welchem Ausmaß stimmen Sie der folgenden Aussage zu? „Ein Kind, das noch nicht zur Schule geht, leidet unter der Erwerbstätigkeit der Mutter“. Die 5-polige Skala („stimme sehr zu“ bis „stimme überhaupt nicht zu“ wurde hier zusammengefasst in „Zustimmung“, „weder noch“ und „Ablehnung“.

Die aktuellen Daten des Generations and Gender Programmes (GGP 2023) weisen in eine ähnliche Richtung (vgl. Neuwirth et al. 2023).¹⁵ Im Vergleich von sieben Ländern, für die aktuell (Stand: Juni 2025) Daten verfügbar sind, liegt die Zustimmung zur Aussage „Ein Kind, das noch nicht zur Schule geht, leidet unter der Erwerbstätigkeit der Mutter“ in Österreich am höchsten (vgl. Abbildung 3). Obgleich Männer diese Ansicht durchgängig häufiger vertreten als Frauen, liegt das Ausmaß der Zustimmung bei österreichischen Männern mit 43,6 % besonders hoch. Nur etwas mehr als ein Drittel weist diese Aussage zurück.

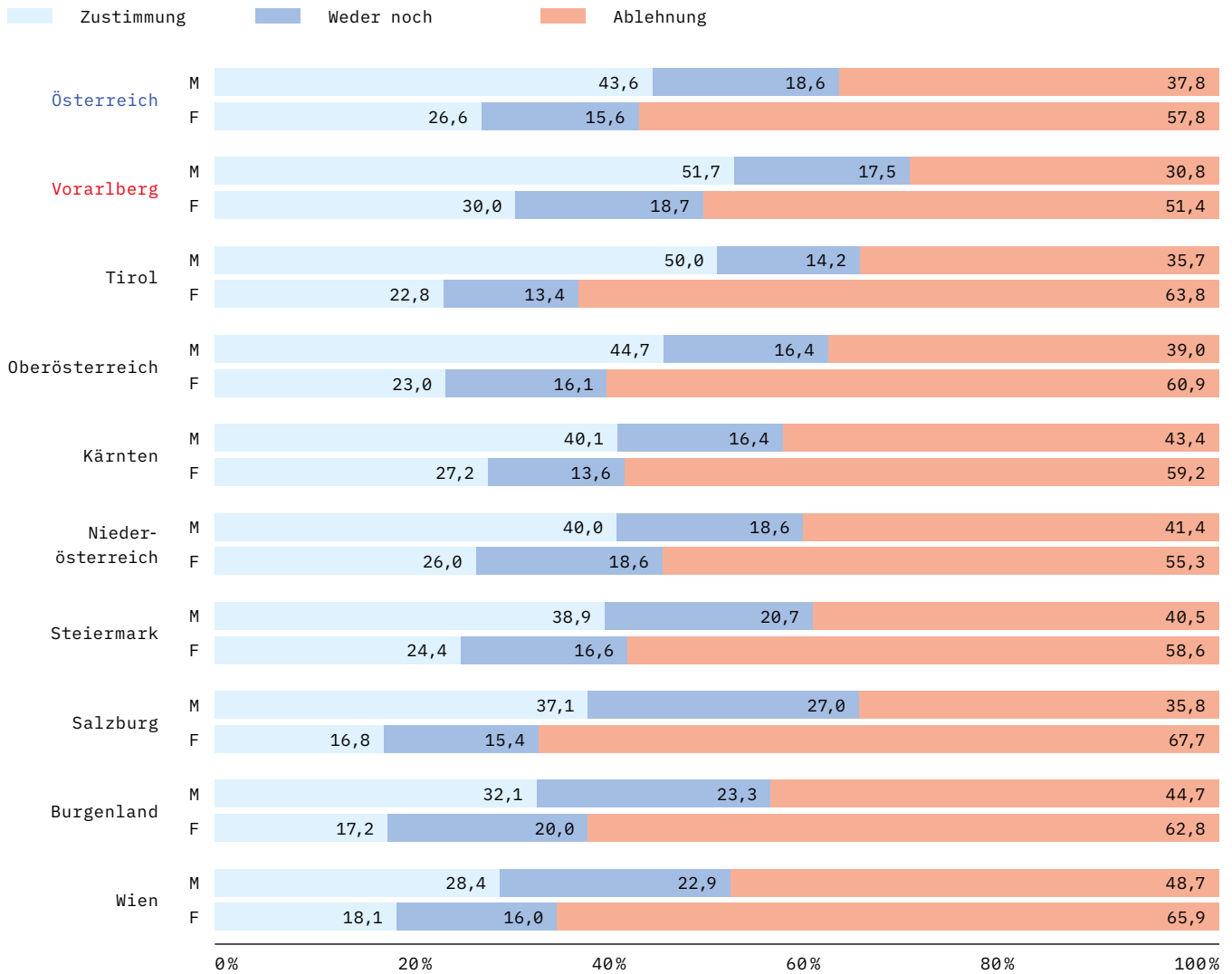
Betrachtet man die Ergebnisse für Österreich auf Bundesländerebene, so zeigt sich, dass Vorarlberg hinsichtlich der Aussage, dass ein Vorschulkind darunter leidet, wenn seine Mutter erwerbstätig ist, sowohl unter den Männern

als auch den Frauen den höchsten Grad der Zustimmung erreicht. Vorarlberg erweist sich in der Analyse somit als jenes Bundesland, welches hinsichtlich der mütterlichen Erwerbstätigkeit am traditionellsten eingestellt ist.

Im Rahmen des GGP wurde darüber hinaus in einigen teilnehmenden Ländern – darunter in Österreich – die Frage gestellt, wie viele Stunden die Mutter eines zweijährigen Kindes erwerbstätig sein sollte. Die Frage lautete konkret: „Stellen Sie sich eine Familie mit Mutter, Vater und einem zweijährigen Kind vor. Wie viele Stunden pro Woche sollte die Mutter berufstätig sein?“ In der nachfolgenden Abbildung 5 sind die Angaben der Befragten aus den Ländern Österreich und Dänemark exemplarisch gegenübergestellt. Dänemark zählt, wie bereits dargestellt, gemeinsam mit Norwegen und Schweden zu den Ländern, in denen weniger als 10 % der Befragten der Ansicht sind,

¹⁵ Beim GGP handelt es sich um eine internationale Panel-Erhebung der UNICEF, die in Österreich in den Jahren 2008/09, 2012/13 sowie erneut 2022/23 unter der Leitung des Österreichischen Instituts für Familienforschung durchgeführt wurde (vgl. Neuwirth, Buber-Ennsner & Fux 2023).

Abbildung 4: Einstellung: Leidet ein Kind bei erwerbstätiger Mutter? (Bundesländer)



Quelle: GGP 2022/23, eig. Berechnungen ÖIF; Altersgruppe 18–59 Jahre;
M = Männer; F = Frauen

dass ein Kind im vorschulischen Alter unter der Erwerbstätigkeit der Mutter leidet. In Dänemark werden rund 70 % der Kinder unter drei Jahren mindestens eine Stunde pro Woche außerfamilial betreut, während der Anteil in Österreich bei etwa einem Viertel liegt (2023).¹⁶

Wie aus der Abbildung 5 ersichtlich ist, zeigen sich eklatante Unterschiede zwischen den beiden Ländern. In Österreich wird überwiegend, d.h. von mehr als zwei Dritteln, eine Wochenarbeitszeit von maximal 20 Stunden als angemessen erachtet. Knapp ein Viertel der befragten Frauen und Männer plädiert für eine erweiterte Teilzeittätigkeit im Ausmaß von 21–35 Stunden. Dass die

Mutter eines zweijährigen Kindes einer Vollzeitbeschäftigung (36–40 Stunden) nachgeht, stellt für weniger als 6 % der Respondent:innen den Idealfall dar. Ganz im Gegensatz dazu steht Dänemark, wo über 40 % der Frauen und sogar knapp 60 % der Männer für die mütterliche Vollzeitbeschäftigung plädieren und ein Erwerbsausmaß unter 20 Wochenstunden nur von einem sehr geringen Prozentsatz der Befragten (unter 5 %) präferiert wird.

Differenziert man die österreichbezogenen Ergebnisse nach Bundesland, ist es wiederum Vorarlberg, das hinsichtlich der mütterlichen Erwerbstätigkeit am stärksten traditionell geprägt ist (Abbildung 6). Vorarlberg ist

¹⁶ <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1129311/umfrage/betreuungsquote-von-kleinkindern-in-der-europaeischen-union-eu/> (Aufruf am 11.07.25)

Abbildung 5: Ideales Erwerbsausmaß für Mutter eines 2-jährigen Kindes (Österreich / Dänemark)

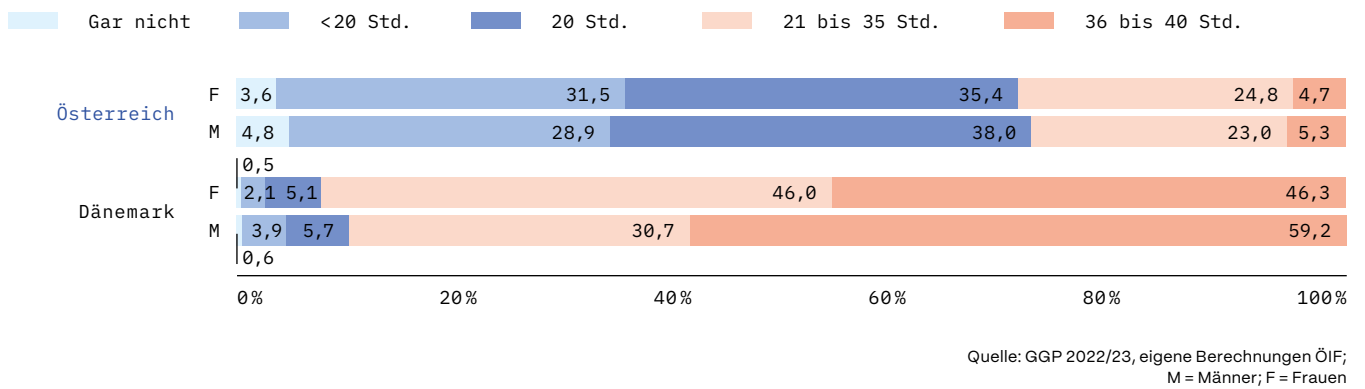


Abbildung 6: Ideales Erwerbsausmaß für Mutter eines 2-jährigen Kindes (Bundesländer)

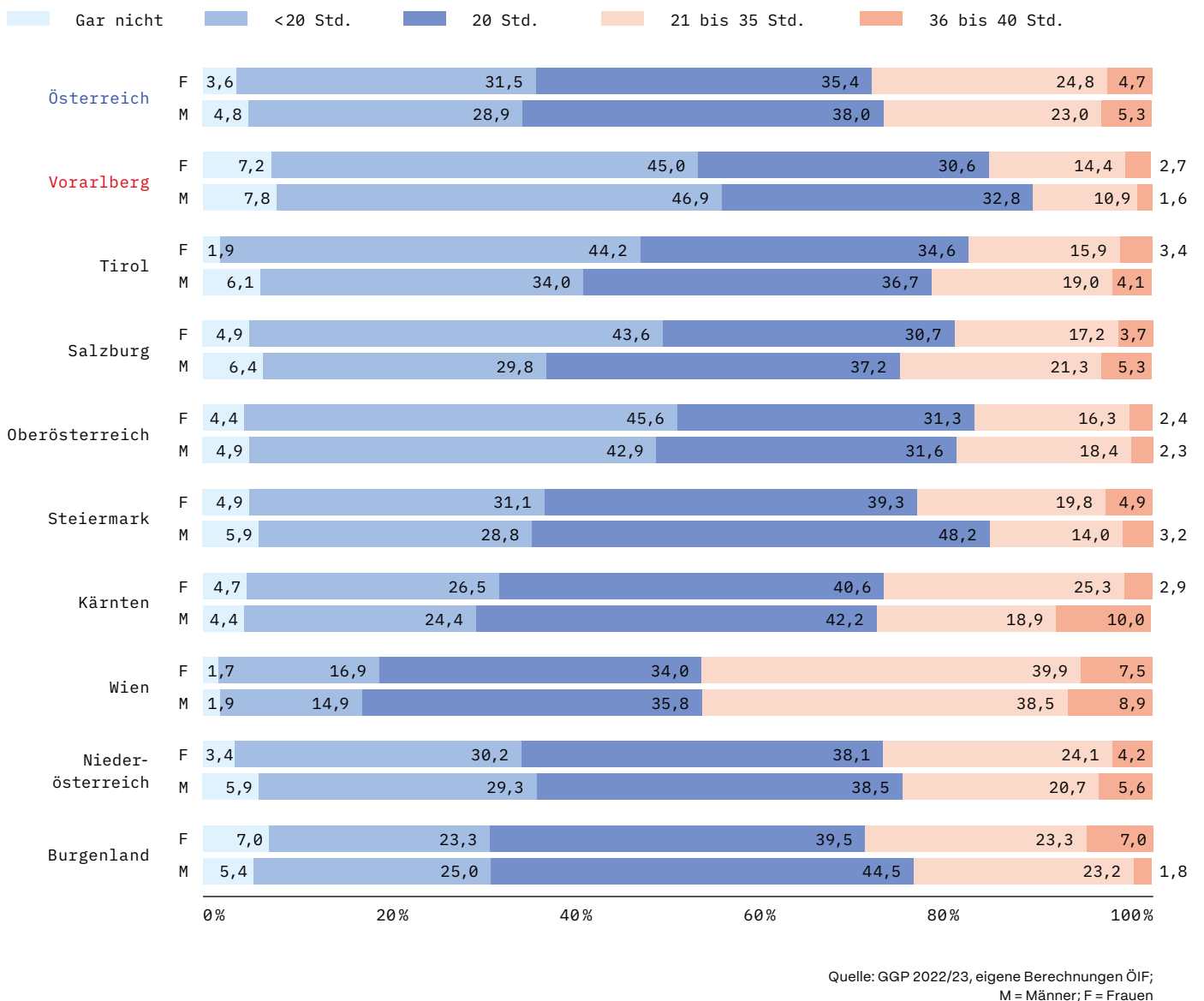
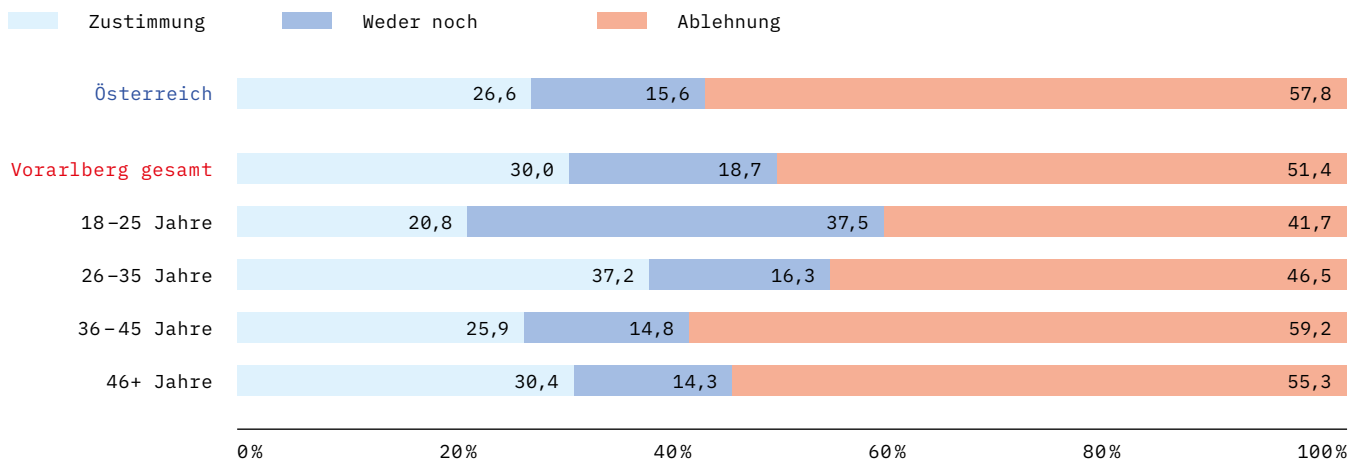


Abbildung 7: Einstellung: Leidet ein Kind bei erwerbstätiger Mutter? (Mütter Vorarlberg)



Quelle: GGP 2022/23, eigene Berechnungen ÖIF

auch das einzige Bundesland, in dem der Median¹⁷ der idealen Stundenzahl nicht bei 20, sondern lediglich bei 16 Wochenstunden liegt.

Die Vermutung, dass die Befragten in Vorarlberg generell eine traditionellere Einstellung im Hinblick auf Geschlechterrollen vertreten, lässt sich hingegen nicht bestätigen. So unterscheiden sich Vorarlberger:innen beispielsweise nicht von Respondent:innen aus den übrigen Bundesländern hinsichtlich der Frage, ob Kinderbetreuung für Frauen wichtiger sei als für Männer oder ob Frauen besser dafür geeignet seien.

Vor diesem Hintergrund ist auch ein weiterer Befund interessant, der aufgrund der vergleichsweise geringen Fallzahlen allerdings nur mit Vorbehalt gelten kann: Während sich bundesweit, aber auch international, überwiegend die Tendenz zeigt, dass ältere Befragte häufiger als junge die Vorstellung vertreten, dass (kleine) Kinder unter der mütterlichen Erwerbstätigkeit „leiden“, ist es in Vorarlberg gerade die Gruppe der 26- bis 35-jährigen Frauen, die dieser Aussage am stärksten zustimmt. Dies ist vermutlich nicht zufällig genau jene Altersgruppe, die auch am häufigsten selbst Kinder im vorschulischen Alter hat – und damit zum Ausdruck bringt, dass sie sich als Mütter von Kindern in diesem Alter selbst am besten für die Betreuungsaufgaben geeignet sehen.

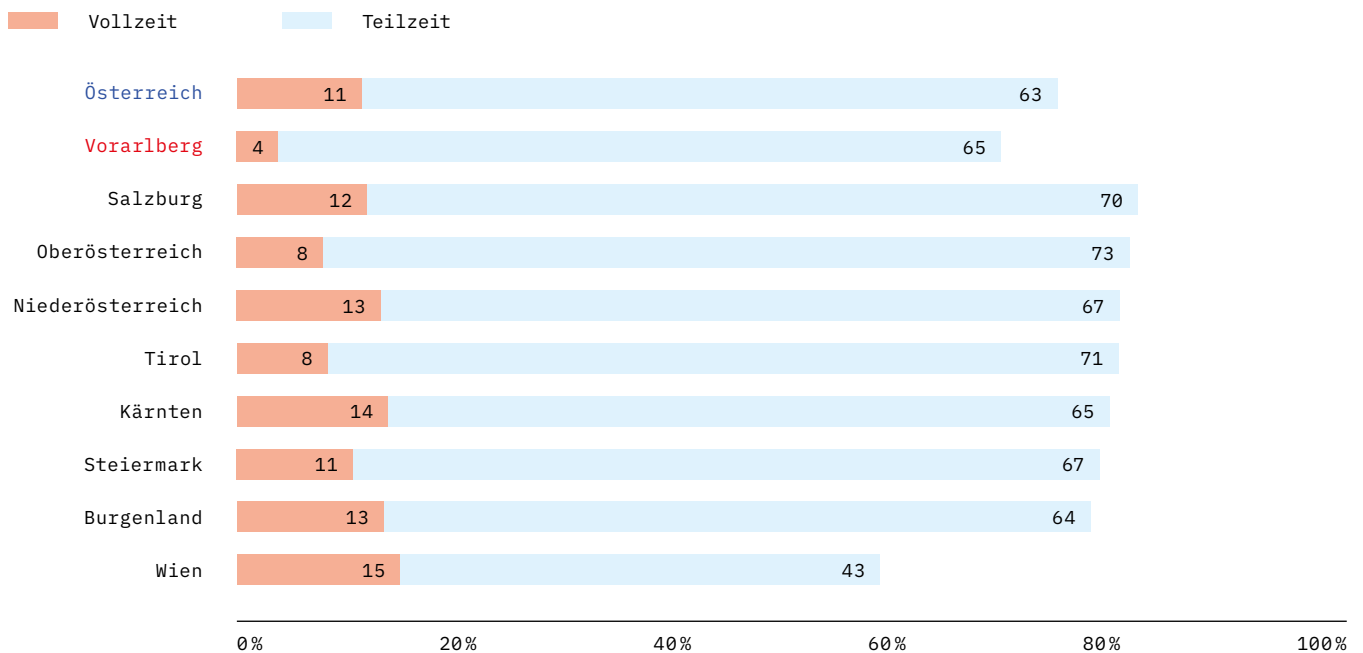
2.2.3.3 Kinderbetreuung als Grund für Erwerbsverzicht

Bezüglich der Müttererwerbstätigkeit weist Vorarlberg im Vergleich zu anderen Bundesländern einige Besonderheiten auf (vgl. Abbildung 8). So haben Vorarlberger Mütter mit einem Kind zwischen zwei und fünf Jahren österreichweit die niedrigste Vollzeit-Erwerbsquote: Gerade einmal 4% dieser Mütter waren im Jahr 2024 Vollzeit erwerbstätig. Im Österreichdurchschnitt sind es 11% (Mikrozensus 2024; eig. Berechnung ÖIF). Die Teilzeitquote der Vorarlberger Mütter beträgt aktuell 65%, im Österreichschnitt sind es 63%. Auch insgesamt (Vollzeit + Teilzeit) ist die Müttererwerbsbeteiligung in Vorarlberg vergleichsweise schwach ausgeprägt, sie rangiert mit 69% auf dem vorletzten Platz, vor Wien (58%).

Unter den Vorarlberger Müttern mit Kindern im Alter unter einem Jahr geben 21,5% an, überhaupt nicht erwerbstätig zu sein, weil sie ihr Kind selbst betreuen wollen (vgl. Tabelle 4). In diesem Anteil sind Mütter in Elternkarenz nicht enthalten, da diese ja prinzipiell in einem Arbeitsverhältnis stehen und lediglich karenziert sind (41,4%). Das heißt, diese 21,5% haben sich bewusst für ein Fernbleiben aus dem Erwerbsmarkt zugunsten der Kinderbetreuung entschieden. Ihr Anteil ist in Vorarlberg deutlich höher als der Österreichschnitt (17,2%)

¹⁷ Median: Jeweils die Hälfte plädiert für mehr bzw. für weniger Wochenstunden.

Abbildung 8: Mütterliche Erwerbsbeteiligung (Kind 2–5 Jahre; 2024)



Quelle: Daten Mikrozensus 2024 (Arbeitskräfteerhebung); eig. Berechnung und Darstellung öf; Teilzeit: bis 35 Stunden/Woche; Vollzeit: ab 35 Stunden/Woche

und wird nur von Wien übertroffen (26,6 %). Dieser Anteil ist auch deshalb beachtlich, weil andere Betreuungsaspekte eine weitaus geringere Rolle spielen: Nur 1,4 % der Vorarlberger Mütter geben an, sie seien deshalb nicht erwerbstätig, weil sie „kein passendes Betreuungsangebot“ gefunden haben, und weitere 1,7 % finden die „Betreuungskosten zu hoch“. Insofern erscheint das Bestreben, die Kinder selbst zu betreuen weitaus gewichtiger als das Vorhandensein geeigneter Angebote. Anders ausgedrückt: Selbst wenn eine grundsätzlich adäquate außerfamiliale Betreuungsstruktur vorhanden ist, gibt es einen nicht unwesentlichen Anteil von Müttern, die ihre Kinder in den ersten 12 Monaten selbst betreuen möchten.

Für Vorarlberger Mütter der nächsthöheren Altersgruppe (zwei bis fünf Jahre) liegt der Anteil jener, die nicht erwerbstätig sind, weil sie ihre Kinder selbst betreuen wollen, noch bei 9,9%. Das heißt, jede zehnte Mutter dort ist aus dem Erwerbsmarkt ausgestiegen (oder ist ihm ferngeblieben), weil sie selbst die hauptsächliche Betreuung ihrer Kinder wahrnehmen möchte. Dieser Anteil liegt im Bundesländervergleich sogar an der Spitze. Weit aus verbreiteter ist in diesem Alter der Kinder jedoch das Arrangement, dass die Mutter einer Teilzeitbeschäftigung nachgeht. Auch hier wurde nach dem Hauptgrund der Arbeitssituation gefragt (d.h. warum arbeitet man Teilzeit statt Vollzeit?), und es zeigt sich abermals, dass der

Wunsch, die Kinder hauptsächlich selbst zu betreuen der gewichtigste Grund ist: 42,3 % der Vorarlberger Mütter mit einem Kind im Alter zwischen zwei und fünf Jahren begründen die Wahl ihres Teilzeit-Arrangements damit, dass sie ihr Kind selbst betreuen wollen. Zu hohe Kosten (9,8 %) oder eine fehlende Verfügbarkeit von Angeboten (9,1 %) werden seltener als Gründe genannt. Andere Gründe, die nichts mit dem Thema Betreuung zu tun haben, werden kaum angeführt. Diese Verteilung ist in den anderen Bundesländern ähnlich, d.h. im Hinblick auf die Begründung einer Teilzeitbeschäftigung zeigt Vorarlberg keine Unterschiede. Die Besonderheit Vorarlbergs macht vielmehr die Tatsache aus, dass mehr Mütter überhaupt nicht erwerbstätig sind – und zwar aus dem Grund, dass sie selbst ihre Kinder betreuen wollen.

Tabelle 4: Mütterliche Erwerbssituation & Begründung (Kind 0–1 Jahre; Bundesländer)

Erwerbsstatus	Gründe	BGL	KTN	NÖ	OÖ	SBG	STM	T	W	VBG	Ö
Mutterschutz		5,7	5,0	6,5	4,5	5,6	7,1	5,9	4,3	10,6	5,7
Elternkarenz		40,1	41,6	40,5	45,6	35,7	43,1	44,0	32,2	41,4	40,0
Vollzeit erwerbstätig		6,5	5,6	6,9	4,5	4,7	6,1	3,8	7,9	2,4	5,8
Teilzeit erwerbstätig	Nicht wegen Betreuungspflichten	1,8	1,7	1,5	1,9	1,5	3,4	0,3	1,3	1,4	1,7
	Betreuungsangebot zu teuer	0,5		1,2	2,5	1,5	4,0	2,0	2,1	0,7	2,0
	Kein passendes Betreuungsangebot	1,6	0,7	3,0	5,1	6,3	3,3	3,3	1,0	2,3	3,0
	Möchte selbst betreuen	13,5	11,3	12,9	11,8	16,6	9,1	13,2	7,7	6,8	11,0
	Sonstige Gründe	0,5	2,9	0,3	2,8	1,5	1,1	2,1	2,2	0,4	1,7
Arbeitssuche		7,3	3,2	2,8	2,6	6,0	1,9	3,1	3,8	4,1	3,3
Keine Arbeitssuche, kein Arbeitswunsch	Nicht wegen Betreuungspflichten	7,4	7,5	3,9	2,9	2,2	4,3	5,2	2,9	3,6	3,8
	Betreuungsangebot zu teuer	3,2	1,8	1,1	2,0	2,1	1,2	1,0	5,0	1,7	2,3
	Kein passendes Betreuungsangebot		2,0	1,0	1,4	0,7	0,7	1,1	1,8	1,4	1,3
	Möchte selbst betreuen	11,5	15,0	16,7	11,7	14,6	13,4	14,1	26,6	21,5	17,2
	Sonstige Gründe	0,4	1,6	1,4	0,7	1,0	1,2	1,0	1,1	1,7	1,1

Angaben in %

Quelle: Daten Mikrozensus 2024 (Arbeitskräfteerhebung); eig. Berechnung und Darstellung öif;
 Teilzeit: bis 35 Stunden/Woche; Vollzeit: ab 35 Stunden/Woche
 Gebietsabkürzungen in tabellarischer Reihenfolge: Burgenland, Kärnten, Niederösterreich,
 Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol, Wien, Vorarlberg, Österreich (Bundesweit)

Tabelle 5: Mütterliche Erwerbssituation & Begründung (Kind 2–5 Jahre; Bundesländer)

Erwerbsstatus	Gründe	BGL	KTN	NÖ	OÖ	SBG	STM	T	W	VBG	Ö
Mutterschutz		0,8	0,7	1,6	0,3	1,4	1,1	0,8	1,6	2,0	1,0
Elternkarenz		1,2	1,9	0,3	0,9	0,6	2,9	1,0	0,6	1,1	1,1
Vollzeit erwerbstätig		14,8	13,3	13,7	13,0	7,8	11,8	10,5	8,2	3,8	11,3
Teilzeit erwerbstätig	Nicht wegen Betreuungspflichten	6,5	5,1	4,9	3,6	4,2	4,1	5,7	2,4	2,5	4,7
	Betreuungsangebot zu teuer	5,0	4,4	4,1	10,4	8,7	9,2	10,7	9,1	9,8	8,2
	Kein passendes Betreuungsangebot	3,2	8,9	10,0	9,1	12,3	6,3	12,2	8,3	9,1	8,5
	Möchte selbst betreuen	26,6	44,8	43,1	42,9	45,4	48,6	36,7	50,2	42,3	39,7
	Sonstige Gründe	2,0	0,6	3,0	0,7	2,2	1,3	1,9	1,3	1,4	1,7
Arbeitssuche		14,1	11,1	5,1	8,8	7,0	4,9	6,1	4,7	8,5	8,6
Keine Arbeitssuche, kein Arbeitswunsch	Nicht wegen Betreuungspflichten	12,1	3,3	6,0	3,3	3,1	4,6	4,6	5,5	6,8	6,0
	Betreuungsangebot zu teuer	0,6	1,6	1,2	1,0	0,9	1,2	2,7	1,0	1,7	1,2
	Kein passendes Betreuungsangebot	2,7	0,8	0,2	0,2	0,4	0,2	0,9	0,5	0,3	1,0
	Möchte selbst betreuen	9,4	3,3	6,6	5,8	5,5	3,4	5,3	6,2	9,9	6,6
	Sonstige Gründe	1,0	0,3	0,2		0,5	0,4	0,7	0,3	0,7	0,5

Angaben in %

Quelle: Daten Mikrozensus 2024 (Arbeitskräfteerhebung); eig. Berechnung und Darstellung öif;
 Teilzeit: bis 35 Stunden/Woche; Vollzeit: ab 35 Stunden/Woche
 Gebietsabkürzungen in tabellarischer Reihenfolge: Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol, Wien, Vorarlberg, Österreich (Bundesweit)

3. Empirische Erhebung

Der vorherige Abschnitt hat gezeigt, dass das Zusammenspiel zwischen Angebot, lokal-regionalen Bedürfnissen und tatsächlicher Inanspruchnahme anhand der quantitativ-strukturellen Daten letztlich nicht vollständig nachgezeichnet werden kann. Insbesondere bleibt die Frage offen, wie die offenbar bestehende Lücke zwischen Angebot und Nachfrage zu interpretieren ist.

Diese Erkenntnis verdeutlicht die Grenzen einer rein quantitativen Herangehensweise und macht deutlich, wie wichtig eine ergänzende qualitative Untersuchung ist, wie sie in der vorliegenden Studie unternommen wurde. Es soll eruiert werden, welchen Bedarf verschiedene Eltern haben, welche Einstellungen zu frühkindlicher Betreuung und Bildung ihre Entscheidungen rahmen, wie sie die bestehenden elementarpädagogischen Angebote beurteilen und inwieweit sie diese nutzen (können) – oder weswegen sie darauf verzichten.

Die vorliegende Studie beschäftigt sich mit der Lebenssituation von Eltern in Vorarlberg, die ein Kind im Alter zwischen null bis fünf Jahre haben und elementarpädagogische Angebote entweder gar nicht oder nur geringfügig in Anspruch nehmen. Für die bereits kindergartenpflichtigen Kinder bedeutet „geringfügig“, dass sie den Kindergarten maximal im vorgeschriebenen Ausmaß von 20 Stunden pro Woche besuchen, also in der Praxis meist an vier bis fünf Vormittagen.

Im Zentrum steht die Frage: Welche Vorstellungen, Wünsche, Vorbehalte und praktische Probleme haben Vorarlberger Eltern in Bezug auf die Nutzung elementarpädagogischer Angebote für ihre 0- bis 5-jährigen Kinder?

Konkrete forschungsleitende Fragestellungen waren:

- Wie erläutern Eltern ihre Situation, dass sie gar keine oder kaum elementare Betreuungsangebote in Anspruch nehmen?
- Welchen Nutzen verbinden Eltern mit einer nicht-familialen Kinderbetreuung? (Stichwort: elementare Bildung und Möglichkeit der Erwerbsbeteiligung v.a. für Mütter)
- Auf welchen Ebenen werden umgekehrt Vorbehalte oder Wünsche angeführt?

- Inwieweit können finanzielle Erleichterungen (Stichwort „soziale Staffelung“) zur Inanspruchnahme motivieren?
- Inwieweit kommen geschlechterspezifische Rollenbilder zum Tragen, wenn es um die Rolle der Mutter und des Vaters im Familien- und speziell Betreuungsgefüge geht?
- Welche Rolle spielen infrastrukturelle Rahmenbedingungen (z.B. Öffnungszeiten oder Erreichbarkeit einer Einrichtung)?
- Wie ist es um die Informiertheit der Eltern bestellt, was den Versorgungsauftrag der Gemeinde angeht?

Diese Fragestellungen haben sich im Verlauf der Studie weiter konkretisiert bzw. wurden um weitere Fragen ergänzt, die sich im Forschungsprozess als themenrelevant herausstellen. Dazu gehörten zum Beispiel die Frage nach der Aufteilung der Erwerbs- und Sorgearbeit innerhalb der Familie, der Bedeutung der eigenen Erwerbsarbeit oder auch die Frage, ab welchem Alter man sich eine außerfamiliale Betreuung überhaupt vorstellen kann.

3.1 Forschungsdesign

Um die subjektive Ebene der Alltagsorganisation der kindbezogenen inner- oder außerfamilialen Sorgearbeit möglichst umfassend zu verstehen und interindividuell nachvollziehen zu können, wurde ein qualitativer Forschungsansatz gewählt. Das qualitative, und damit offene, Gesprächsformat der leitfadengestützten Interviews hat dabei den Vorteil, dass die Interviewpartner:innen ihre Einstellungen, Entscheidungsgrundlagen oder Alltagspraktiken in ihrer eigenen Sprache und mit ihrer eigenen Schwerpunktsetzung zum Ausdruck bringen können. Außerdem ermöglicht das nicht-standardisierte Gesprächsformat, dass sie selbst Themen einbringen können, die für sie relevant sind und möglicherweise bislang unberücksichtigt geblieben sind. In der qualitativen Analyse der Interviewdaten wird es schließlich darum gehen, (1) die Lebenswelt der Eltern nachzuzeichnen und (2) verschiedene Elterntypen herauszuarbeiten, um die unterschiedlichen Bedürfnisse in Bezug auf frühe Bildung und Betreuung darzustellen.

Zur Konkretisierung der forschungsleitenden Fragestellungen und zur Vorbereitung für die Haupterhebung mit den Eltern wurde zunächst eine Gesprächsrunde mit Expert:innen durchgeführt. Diese setzte sich aus Personen zusammen, die aus dem praktischen und wissenschaftlichen Bereich der Elementarpädagogik kommen, darunter eine Elementarpädagogin, eine Tagesmutter, eine Frauen- und Elternberaterin und eine Soziologin. Die Gesprächsrunde fand im September 2025 statt und wurde von den beiden Studienautorinnen moderiert.

Die Daten für die Haupterhebung mit den Eltern wurden in leitfadengestützten Face-to-Face-Interviews erhoben, die teilweise im Einzel- und teilweise im Fokusgruppen-Setting durchgeführt wurden. Ausgewertet wurde inhaltsanalytisch. Auch grundlegende Prinzipien der Grounded Theory Methodologie wurden im Forschungsprozess berücksichtigt, etwa das theoretische Sampling.

3.1.1 Theoretisches Sampling und Feldphase

Theoretisches Sampling bedeutet, dass die zu untersuchenden Fälle idealerweise sukzessive so ausgewählt werden, dass ein möglichst breites Spektrum an unterschiedlichen Lebensrealitäten und Einstellungen abgebildet werden können (Glaser & Strauss 1967:53). Im Fall der vorliegenden Studie bedeutete das, dass wir zum Beispiel Personen erreichen wollten, die entweder zufrieden oder unzufrieden damit sind, dass ihr Kind kaum oder gar nicht außerfamilial betreut wird. Ebenso sollten die möglicherweise unterschiedlichen Sichtweisen aufgrund von Erwerbsstatus, Geschlecht, Migrationsgeschichte, Familiensituation, Bildungsmilieu und Wohnregion eingefangen werden – alles Bedingungen, die sich im Vorab-Interview mit den Expertinnen als relevant für die Inanspruchnahme und Bewertung von elementarer Bildung angedeutet hatten.

Die Rekrutierung eines möglichst facettenreichen Samples wurde von der AK Vorarlberg unterstützt. Mit Einspielungen auf Social Media (Instagram, Facebook), Newsletter und Bewerbung in Deutsch-Sprachkursen wurden Eltern zur Teilnahme eingeladen. Die Idee zur Einladung über Deutsch-Sprachkurse entstand deshalb, weil wir auch jene Personen erreichen wollten, die einen anderen ethnischen Hintergrund und eine andere Muttersprache haben.

Schließlich haben 19 Personen an der Erhebung teilgenommen. Dazu fanden Ende November 2024 vier Fokusgruppen in Feldkirch und Bregenz statt. Außerdem wurden drei Einzelinterviews mit Migrantinnen geführt, denen eine Person für das Dolmetschen zur Seite stand, und zwar für Türkisch, Bosnisch und Spanisch. Ein

weiteres Einzelinterview wurde telefonisch nachgeholt, weil der Vater nicht an der Fokusgruppe vor Ort hatte teilnehmen können. Insgesamt haben also acht Interviews stattgefunden:

- Eine Fokusgruppe mit 4 Personen in Bregenz
- Eine Fokusgruppe mit 4 Personen in Feldkirch
- Eine „Mini“-Fokusgruppe¹⁸ mit 2 Personen in Feldkirch
- Eine Fokusgruppe mit 5 Personen in Bregenz
- Drei Einzelinterviews mit Dolmetsch in Feldkirch
- Ein Telefoninterview

Alle Interviews wurden von der Erstautorin geführt und waren als teil-strukturierte Gespräche gestaltet. Richtungsweisend war ein Leitfaden mit einigen Stichpunkten, die in jedem Interview zur Sprache kommen sollten. Die Gespräche wurden digital aufgezeichnet und im Anschluss transkribiert.

Es wurde wortwörtlich transkribiert, dabei wurden grammatikalische Fehler, wie sie im gesprochenen Wort leicht passieren, korrigiert. Der Vorarlberger Dialekt wurde zwecks besserer Lesbarkeit ins Schriftdeutsch ausgeglättet (z.B. „zuhause“ statt „zhüs“). Dort, wo vorarlbergerische Wörter im Kontext als besonders bildhaft und semantisch relevant erschienen, wurden sie beibehalten und erläutert (z.B. „Kinder verstellen“ für „Kinder institutionell betreuen lassen“, vgl. Kapitel 8). Die im Text verwendeten Zitate werden jeweils mit ihrer Fundstelle angegeben, z.B. „Pos. 34“ für Position 34 im Transkript. Wörter, die besonders betont wurden, werden in GROSS-BUCHSTABEN geschrieben. Ausgelassene (oder unverständliche) Wörter oder Sätze werden mit (...) markiert.

3.1.2 Auswertungsmethode

Die Datengrundlage bilden somit 19 transkribierte Interviews, Feldnotizen ergänzen das Material. Die Auswertung orientiert sich an der Vorgehensweise der inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse (QIA) nach Kuckartz (2018). Diese beinhaltet sowohl eine Analyse auf Fallebene (vertikale Analyse) als auch den Vergleich der Fälle untereinander (horizontale Analyse), um Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den Lebenswirklichkeiten, Einstellungen und Alltagspraktiken herauszuarbeiten. Aus diesen unterschiedlichen Themen wurde ein Kategoriensystem gebildet, das die Grundlage für die Kapitel dieses Berichts sind.

¹⁸ Das Interview war als Fokusgruppe mit fünf Personen geplant, drei sind aber nicht erschienen.

Tabelle 6: Überblick über die Erzählpersonen

Nr.	Pseudonym	Alter	Kinderzahl	Alter Kinder ¹⁾	Stunden betreut ²⁾	Erwerbstätig ³⁾	Wohnortgröße	Erstsprache
01	Lina	36	2	4 & 11m	25/0	fallweise	> 20.000	Türkisch/Dt.
02	Ruth	38	2	3 & 1	10/0	-	< 10.000	Deutsch
03	Nora	40	3	9 & 4 & 5m	0	TZ	< 10.000	Deutsch
04	Pia	31	4	5 & 4 & 2 & 8m	25/15/0/0	-	< 10.000	Deutsch
05	Elise	2x*	2	5 & 2	25/11	-	< 10.000	Türkisch
06	Iman	31	1	2	16	TZ	> 20.000	Bosnisch
07	Sarah	22	1	2m	0	-	< 10.000	Spanisch
08	Bernadette	33	4	8 & 5 & 4 & 2	0	-	10–20.000	Deutsch
09	Frida	37	2	5 & 2	0	TZ	< 10.000	Deutsch
10	Hilde	38	2	4 & 2	0	TZ	10–20.000	Deutsch
11	Julia	29	1	8m	0	-	> 20.000	Deutsch
12	Felix	43	2	5 & 2	25/12	VZ	> 20.000	Deutsch
13	Aliyah	31	2	10 & 2	11	TZ	> 20.000	Swaheli
14	Nina	37	3	14 & 4 & 3	20/0	VZ	> 20.000	Deutsch
15	Sofia	41	1	2	0	TZ	> 20.000	Deutsch
16	Katja	32	3	12 & 9 & 4	0	TZ	10–20.000	Serbisch/Dt.
17	Sevgi	37	2	4 & 2	20/12	TZ	10–20.000	Türkisch
18	Rosa	36	2	3 & 1	0	-	< 10.000	Deutsch
19	Max	30	1	1	8	VZ	> 20.000	Deutsch

Quelle: ÖIF 2025;

1) Alter in Jahren: Kinder unter 1 Jahr werden mit Monaten („m“) angegeben. Das „&“ zählt mehrere Kinder auf.

2) Das Betreuungsausmaß („Stunden betreut“) wird nur für die Kinder bis 5 Jahre angegeben.

3) TZ = Teilzeit, VZ = Vollzeit. Der Erwerbsstatus bezieht sich auf die derzeit ausgeübte Tätigkeit, eine Karenzierung zählt hier als «nicht erwerbstätig» (-) – auch wenn das formaliter so nicht stimmen mag.

* Alter von Elise nicht genau bekannt.

3.2 Stichprobenbeschreibung

In der Tabelle 6 sind grundlegende Informationen zu den 19 Personen zusammengestellt, die an der Studie teilgenommen haben, davon 17 Mütter und zwei Väter. Jeder wurde gebeten, sich selbst ein Pseudonym auszuwählen, das für die zitierten Interviewpassagen verwendet wird.

Die Erzählpersonen sind zwischen 22 und 43 Jahre alt, haben zwischen ein und vier Kinder, die zwischen ein paar Monaten und 14 Jahre alt sind. Für die Analyse der aktuellen Betreuungssituation wurden entsprechend des Studienfokus ausschließlich Erzählungen über Kinder berücksichtigt, die noch nicht zur Schule gehen. Nur für diese Altersgruppe ist das Stundenausmaß der Betreuung in der Tabelle 6 dargestellt. Es beträgt zwischen 0 und maximal 25 Stunden pro Woche. Die maximale Betreuungszeit von 25 Stunden betrifft dabei die älteren Kinder, die vormittags den Kindergarten besuchen.

Zwölf Personen sind erwerbstätig, drei von ihnen haben eine Vollzeitstelle, die anderen arbeiten in einem Teilzeitmodell, eine Mutter übernimmt fallweise kleinere, selbstständige Tätigkeiten.

Um eine fallweise Nachverfolgung der Teilnehmenden unbedingt auszuschließen, sind die Wohnorte bzw. Wohnregionen nicht genannt. In der verwendeten Dreier-Klassifizierung wird jedoch ersichtlich, ob die Erzählperson eher ländlich wohnt (< 10.000 Einwohner:innen), städtisch (10.000–20.000 Einwohner:innen) oder aus einer größeren Stadt kommt (> 20.000 Einwohner:innen). Zur letzten Kategorie zählen Dornbirn, Feldkirch und Bregenz.

Ein Wort zur Anonymisierung bezüglich Wohnort: In den Interviews wurden mitunter konkrete Erfahrungen aus einzelnen Gemeinden geschildert. Um zu vermeiden, dass einzelne Gemeinden in ein negatives Licht gerückt werden – etwa durch Aussagen über eine unzureichende Betreuungssituation – wurden auch auf den ersten Blick harmlose Äußerungen entweder nicht wiedergegeben oder anonymisiert.

4. Fallgeschichten

01 Lina

„Mir macht es auch Spaß, mit ihr etwas zu machen. Ich habe den ganzen Tag mit ihr planen können. (...) Ich denke, die ersten drei Jahre sollen sie einfach bei den Eltern sein und das halt genießen.“

(Lina, Pos. 34f)

Im Folgenden werden die Erzählpersonen anhand einer Fallzusammenfassung vorgestellt. Sie geben Einblicke und Kontextinformationen zur jeweiligen Lebenssituation und Organisation der Kinderbetreuung. Die Fallzusammenfassungen sind Ergebnis der fallspezifischen Datenanalyse und gehen damit über biografische Skizzen hinaus. Sie erlauben Einblicke in das Zusammenspiel von Ausbildung, familialem Hintergrund, Partnerschaftskonstellation, Erwerbssituation, Betreuungsmanagement wie auch persönlichen Einstellungen und Wünschen. Damit ist jede Fallgeschichte ein typisches Portrait für die Erzählperson. Es enthält bereits wörtliche Zitate. Ein besonders charakteristisches Zitat aus dem Interview ist der jeweiligen Fallgeschichte vorangestellt.

Lina ist Mutter zweier Töchter, die elf Monate und vier Jahre alt sind. Sie ist Dolmetscherin für Deutsch-Türkisch und studiert Jus. Sie ist damit in ihrer türkischstämmigen Familie die erste Frau, die einen akademischen Abschluss anstrebt: „Ich habe es in meiner Familie geschafft“, sagt sie mit etwas Stolz. Derzeit arbeitet sie nur ab und zu als Dolmetscherin („wenn man mich braucht“) und ist „eigentlich mit der Kleinen zuhause“. Ihr Mann ist erwerbstätig und hat seine Arbeitszeiten umgeschichtet, damit er auch mal morgens zu Hause sein und Lina unterstützen kann. Ihre vierjährige Tochter geht vormittags in den Kindergarten und besuchte außerdem ein halbes Jahr lang zweimal wöchentlich die dortige Nachmittagsbetreuung. Mit der war sie jedoch unzufrieden, besonders, seit es einen „Tantenwechsel“ gab und nicht pädagogisch ausgebildete Quereinsteiger:innen dort arbeiten, mit denen Linas Tochter schlechte Erfahrungen gemacht hat. Sie selbst habe „die Krise bekommen“ und ihre Tochter dort wieder abgemeldet. In den Vormittags-Kindergarten allerdings gehe ihre Tochter sehr gern. Sie wurde als zunächst ausschließlich Türkisch sprechendes Kind sprachlich sehr gut gefördert, außerdem gab die Pädagogin Lina wertvolle Tipps für zuhause an die Hand. Prinzipiell wären auch Linas Eltern als Betreuungspersonen verfügbar, sie leben im selben Haus und betreuen auch Linas Nichten. Sie aber verzichtet darauf, „will alles mit ihr (der Tochter) selber machen“, zum Beispiel auch, was die sprachliche Förderung angeht. Deshalb hat sie ihre Erwerbstätigkeit auf ein Minimum reduziert und nimmt nur sporadisch kleinere Aufträge an. Sie findet, dass Kinder die ersten drei Jahre bei den Eltern sein und das „auch genießen“ sollten.

02 Ruth

„Ihm (dem Partner) wäre es schon auch wichtig, dass ich wieder schaffen gehen würde. Also da sind wir anderer Meinung, weil ich möchte schon daheim bleiben. Ich habe das einfach auch so gehabt: Die Mama ist bei mir daheim geblieben.“ (Ruth, Pos. 45)

Ruth ist 38 Jahre alt und lebt mit ihrem Partner und den beiden Kindern im Alter von ein und drei Jahren zusammen. Sie ist Lehrerin, aber zurzeit nicht erwerbstätig, der Kinder wegen. Sie ordnet sich selbst als „schon sehr traditionell“ ein, weil ihr Partner das Familieneinkommen sichert und sie bei den beiden Kindern „daheim“ ist. „Allerdings“ besucht ihre dreijährige Tochter für zehn Stunden pro Woche eine Wald- und Wiesen-Spielgruppe, sie sei „sehr gern dort“. Ihr Partner würde es durchaus begrüßen, wenn Ruth bereits jetzt wieder ins Erwerbsleben einsteigen würde, dem Familieneinkommen zuliebe. Sie möchte jedoch ausschließlich für ihre Kinder da sein, so wie sie es aus ihrem Elternhaus kennt. Ihre Mutter war Hausfrau und Mutter, bis Ruth auf „eine höhere Schule ging“. Selbst im Schulalter sei es für sie „damals richtig schlimm gewesen, dass sie wieder schaffen gegangen ist“. Deshalb möchte Ruth auch dann noch als Mutter präsent sein, wenn ihre Kinder älter sind. Sie wünscht sich für diese Form der ausschließlich elterlichen Betreuung mehr Wertschätzung, auch finanziell („dass dort vielleicht mehr Geld da ist“). Eine betreuerische Unterstützung durch Großeltern hat das Paar nicht, teilweise wohnortbedingt, aber auch, weil ihre Mutter bereits verstorben ist. Ihr Vater wäre als einziger Großelternanteil vor Ort, sei aber keine ideale Betreuungsperson („Er fühlt sich einfach nicht ganz wohl und ist froh, wenn er sie wieder abgeben kann“). Würde ihre Mutter noch leben, hätte sie sich vorstellen können, in ihren Beruf zurückzukehren. Sie sagt: „Wenn die Mama noch leben würde, dann hätte ich mich vielleicht getraut zu sagen: Okay, ich gehe wieder schaffen.“

03 Nora

„Das Miteinander, das ist so wichtig für später, für das ganze Leben. Für immer. Das sind aber so feine Nuancen, wo natürlich in einer öffentlichen Kinderbetreuung gar nicht drauf eingegangen werden KANN.“ (Nora, Pos. 27)

Nora lebt mit ihrem Mann und ihren drei Kindern im Alter von fünf Monaten, vier Jahren und neun Jahren in einem kleinen Vorarlberger Dorf. Mit im Haus wohnen die Schwiegereltern, weitere Verwandte in unmittelbarer Nähe. Nora hat einen Lehrberuf im grafischen Bereich, ist selbstständig und erledigt im Teilzeit-Ausmaß Aufträge von zu Hause aus. Ihr Mann hat einen Vollzeitjob. Außerdem sind sie eine Krisenpflegefamilie und nehmen hin und wieder Kinder in Notlagen bei sich auf. Nora hat bislang kaum institutionelle Kinderbetreuung in Anspruch genommen. Es gab einen Versuch, als ihr erstes Kind drei Jahre alt war, aber „das hat er total doof gefunden“. Er hätte sein Zuhause viel spannender gefunden, mit „Katze“, „Hühnern“ und „Traktor“ und könne dort besser in seiner eigenen Geschwindigkeit durch den Tag kommen. Nora betont den Wert der elterlichen Kindererziehung und kritisiert, dass es in der Politik vor allem darum ginge, die öffentliche Kleinkindbetreuung auszubauen – und stellt in diesem Zusammenhang die provokative Frage: „Warum wird uns Eltern abgesprochen, dass wir unsere Kinder gut erziehen können?“ Denn sie sieht es in erster Linie in der elterlichen Verantwortung, die Kinder gut auf das Leben vorzubereiten, sie „empathisch“ und „tolerant“ zu erziehen. Sie zitiert den Spruch: „Eine Mutter kann vieles, aber niemand kann eine Mutter ersetzen“. Sie wünscht sich von politischer Seite mehr Wertschätzung für eine innerfamiliäre Betreuung, auch finanziell: „Wenn man uns (...) noch mal 1.000 Euro, 1.500 Euro geben würde, würde sich der Staat immer noch viel mehr sparen als mit dem, was alles in diese öffentlichen Häuser und Betreuung immer gesteckt wird“.

04 Pia

„Und wir haben halt gesagt: Wenn wir Kinder kriegen, möchten wir das eigentlich selber schaukeln können und nicht alle anderen einspannen für unsere Kinder.“

(Pia, Pos. 22)

Pia ist 31 Jahre alt und hat vier Kinder im Alter von acht Monaten, zwei, vier und fünf Jahren. Sie ist gelernte Bürokauffrau, aktuell jedoch „aufgrund der Anzahl der Kinder daheim“. Ihr Mann hat seine Berufstätigkeit auf eine Teilzeitstelle reduziert, damit sie beide für ihre Kinder da sein können, denn sie wollen „das eigentlich selber schaukeln“, ohne die Inanspruchnahme anderer Kinderbetreuungsoptionen. Sie verortet sich und ihren Mann als „traditionell“. Beide wollen ihre eigene Kindheits-erfahrung einer präsenten Mutter weitertragen, dabei aber zusätzlich die Rolle des Vaters betonen. Auch von ihm sollen die Kinder „etwas haben“. Pia möchte, wenn die Kinder „ein bisschen größer sind“, in ihren Beruf zurückkehren. Aktuell sei es aber „für die Kinder einfach wichtig, dass (sie) bei ihnen sein kann“. Dabei nimmt sie Betreuung durchaus in Anspruch: Die beiden vier- und fünfjährigen Kinder besuchen vormittags den Kindergarten, seit sie drei Jahre alt sind. Pia ist regelrecht begeistert von diesem Kindergarten, er sei „ein Traum“. Trotzdem positioniert sie sich kritisch gegenüber einer längeren Aufenthaltsdauer für jüngere Kinder. Ihre dreijährige Tochter geht drei- statt fünfmal pro Woche, sonst sei es zu „anstrengend“. Es sei „wie ein Arbeitstag für uns“. Auch ihrem fünfjährigen Sohn würden „drei Tage immer noch langen“. Die nachmittägliche Kinderbetreuung (im Kindergarten) sieht sie kritisch. Insgesamt findet sie, dass Eltern dafür bezahlt werden sollten, wenn sie ihre Kinder zuhause betreuen, weil sie wichtige Erziehungsaufgaben übernehmen, gerade im Hinblick auf soziale Aspekte. Wichtig ist ihr, dass jede Familie selbst entscheiden kann, welches Modell sie lebt. Man solle jedenfalls „nicht gezwungen werden, zu arbeiten“.

05 Elise

„Kinder sind ja unsere Zukunft. Deshalb würde ich mir wünschen, dass die Betreuerinnen mehr Gehalt bekommen und auch mehr Anerkennung.“ (Elise, Pos. 421)

Elise ist Türkin, Mitte 20, und vor sechs Jahren gemeinsam mit ihrem Mann nach Österreich gekommen. Sie haben zwei Kinder im Alter von zwei und fünf Jahren. Ihr Mann arbeitet Schichtdienst in einer Fabrik, Elise ist momentan nicht erwerbstätig. Sie ist ausgebildete Friseurin und möchte gern wieder in diesem Beruf arbeiten. Ihr türkischer Meisterbrief wurde aber bislang nicht anerkannt, außerdem muss sie erst grundlegende Deutschkenntnisse erwerben und besucht dafür den Deutschkurs (A2-Niveau). Sie stellt sich vor, in Zukunft einer Teilzeit-Erwerbstätigkeit nachzugehen und währenddessen ihre Kinder betreuen zu lassen. Eine Vollzeitstelle mit Ganztagsbetreuung ihrer Kinder kann sie sich nicht vorstellen, v.a. nicht für die kleine Tochter. „Braucht sie Mama“, ergänzt sie auf Deutsch. Momentan sieht die Betreuungssituation so aus, dass ihr fünfjähriger Sohn morgens den Kindergarten besucht und ihre zweijährige Tochter an drei Nachmittagen pro Woche eine Spielgruppe. Das ist ihr wichtig, denn die Tochter soll die deutsche Sprache lernen. Bei ihrem Sohn habe sie das versäumt und möchte es jetzt anders machen. Die beiden Einrichtungen sind ein paar Kilometer voneinander entfernt, sie würde sich wünschen, dass die Tochter in denselben Kindergarten wie ihr Sohn geht, doch es gibt aktuell keinen Platz. Auch kann die Tochter nur nachmittags in die Spielgruppe gehen, morgens wäre Elise lieber gewesen. Insgesamt aber ist sie zufrieden. In die Betreuung der Kinder ist sonst niemand eingebunden, sie sagt: „Ich schaue mit meinem Mann zusammen. Keine Familie. Keine Mutter, keinen Vater“. Die Eltern und Schwiegereltern wohnen in der Türkei. Eine Tante ihres Mannes lebt ebenfalls in Vorarlberg, aber auf deren Unterstützung greifen sie nur im Notfall zurück. Gefragt nach Wünschen, die sie in politischer Hinsicht hat, steht ganz oben die Anerkennung ihres türkischen Friseur-Meisterbriefs, so dass sie als Friseurin arbeiten kann. In Richtung Kinderbetreuung wünscht sie sich, dass die Betreuungskräfte besser bezahlt werden, da dies möglicherweise die Personalknappheit beheben könnte und sie einen Betreuungsplatz in ihrer Nähe bekommen könnte.

06 Iman

„Man arbeitet acht Stunden, und die andere Zeit ist fürs Kind, also Samstag, Sonntag, Feiertag. Man hat so viel Zeit. Und ich finde wirklich, das ist für das Kind besser, wenn es mit anderen Kindern spielt.“ (Iman, Abs. 142)

Iman ist 31 Jahre alt, stammt aus Bosnien und lebt seit vier Jahren in Österreich. Sie ist seit 13 Jahren mit ihrem Mann zusammen, der ebenfalls aus Bosnien stammt. Die beiden haben einen zweijährigen Sohn. Ihr Mann ist Akademiker und Vollzeit in einem Unternehmen beschäftigt. Iman hat eine Lehre im Informatikbereich abgeschlossen. Sie ist berufstätig, seit sie 18 Jahre alt ist, ein Job ist ihr sehr wichtig, das betont sie immer wieder. Sie „liebe“ es, eine Arbeit zu haben, und es sei auch normal, dass man als Frau arbeitet, ihre Mutter habe auch gearbeitet, als die Kinder klein waren. Aktuell hat sie eine Teilzeit-Stelle inne und packt Waren, möchte aber einen besseren Job haben und dafür noch eine höhere Ausbildung abschließen. Der zweijährige Sohn besucht aktuell eine Spielgruppe für 16 Stunden pro Woche, jeweils von morgens bis mittags an jenen vier Tagen, an denen Iman arbeitet. Mit der Spielgruppe ist sie sehr zufrieden, alles sei „tiptop“, ihr Sohn „liebt“ die Spielgruppe und lernt dort viel – auch die deutsche Sprache. Dafür ist sie dankbar, denn zu Hause wird ausschließlich Bosnisch gesprochen. Auch sei der Kontakt zu anderen Kindern enorm wichtig („ich finde wirklich, das ist für das Kind besser, wenn es mit anderen Kindern spielt“). Sie kenne Frauen, die gern als Mutter daheim sind, aber das sei nichts für sie – höchstens mal für einen Tag („EIN Tag ist gut. Aber zuhause bleiben? Naaa!“). Vielmehr würde sie gern ihre Erwerbsarbeit auf einen 8-Stunden-Tag ausweiten, das ist ihr ein großes Anliegen. Aber in der Spielgruppe wird ihr Sohn nur maximal fünf Stunden pro Tag betreut: „Ich will normal noch Arbeit, aber, sie sagt: ‚Er ist noch klein. Du musst warten‘“.

07 Sarah

„Ich denke, nach einem Jahr mach ich meine Lehre fertig. (...) Also ich würde auch gern länger bei meiner Tochter bleiben, aber das Geld reicht nicht. (Sarah, Pos. 37)

Sarah ist 22 Jahre alt, gebürtige Kolumbianerin und lebt seit sechs Jahren in Österreich. Zwischenzeitlich hat sie kurz in Spanien gelebt, ist dort schwanger geworden. Der Kindsvater hat sie noch während ihrer Schwangerschaft verlassen, sie kam deshalb zurück nach Österreich und hat vor zwei Monaten ihre Tochter zur Welt gebracht. Sarah ist alleinerziehend, lebt aber mit ihrer Mutter, ihrem Stiefvater und ihrer Schwester zusammen und erhält vor allem von ihrer Mutter Unterstützung mit ihrem Baby. Sie hat eine Lehre als Mechatronikerin begonnen, die sie wegen der Schwangerschaft unterbrochen hat. Aktuell bezieht sie die einjährige Pauschalvariante des Kinderbetreuungsgeldes. Danach möchte sie ihre Lehre fortsetzen, aus finanziellen Gründen – denn eigentlich hätte sie sich vorstellen können, länger bei ihrer Tochter zuhause zu bleiben: „Ich würde auch gern länger bei meiner Tochter bleiben, aber das Geld reicht nicht“. Ihre Tochter möchte sie dann für eine Spielgruppe anmelden, aus der Familie sei niemand verfügbar, um sie tagsüber zu betreuen – alle sind erwerbstätig („meine Mutter sucht eine Arbeit, und mein Stiefvater arbeitet auch, meine Schwester auch. Also ich kann sie mit niemand lassen“). Die Spielgruppe kennt sie über eine Freundin, sie könne ihre Tochter dann dreimal pro Woche dorthin bringen. Sie würde einen 5-Tages-Besuch bevorzugen, denn sie möchte zwecks Verdienst gern Vollzeit arbeiten. Ihre Idealvorstellung ist das nicht, denn sie sagt dazu: „Ich würde bei meinem Kind immer bleiben“. Sie denkt, dass sie als Mutter ihrer Tochter alles geben könnte, was sie braucht – allerdings gehe das eben nicht aus finanziellen Gründen, und sie sieht auch die Spielgruppe positiv: Dort sei man „professionell“ und hätte vielleicht etwas mehr „Geduld“ mit ihrer Tochter als Sarah selbst. Auch stellt sie sich vor, dass ihre Tochter dort Alltagsdinge lernt („die Kleidung anziehen“) sowie die deutsche Sprache („Wortschatz“), denn zu Hause sprechen sie Spanisch.

08 Bernadette

Es ersetzt nicht die primäre Bindungsperson. Und das ist immer Mama, Papa - aber eher Mama. (...) Da lernen die Kinder am meisten. Die schütten am wenigsten Stresshormone aus in ihrem Gehirn und können dadurch beziehungsfähiger werden und bindungsfähiger. (Bernadette, Pos. 47)

Bernadette ist studierte Juristin. Sie ist 33 Jahre alt und hat mit ihrem Mann gemeinsam vier Kinder im Alter von zwei, vier, fünf und acht Jahren. Seit der Geburt ihres ersten Kindes war sie nicht mehr erwerbstätig. Ihr Mann arbeitet als Lehrer. Die beiden älteren Kinder gehen vormittags in den Kindergarten bzw. in die Volksschule, die beiden jüngeren werden ausschließlich zuhause betreut, meist von Bernadette. Das Arrangement hat sie mit ihrem Mann bewusst so gewählt, sie betont, dass sie keine Kleinkindbetreuung in Anspruch nimmt, weil sie denkt, „dass sie bei mir gut aufgehoben sind, zumindest bis sie vier Jahre alt sind“. Dafür „schrauben“ sie und ihr Mann den Lebensstandard etwas „zurück“, verzichten auf ein zweites Auto und auf Urlaube. Bernadette verbringt viel Zeit mit den Kindern, „ohne Handy, (liest) mit ihnen Bücher und (geht) so viel wie möglich in die Natur“. Bernadette macht sich viele Gedanken dazu, was Kinder brauchen und erzählt davon, dass sie sich in die Bindungsforschung eingelesen hat. Sie ist der Überzeugung, dass die Bindung zwischen Mutter und Kind bis zum vierten Lebensjahr durch eine außerfamiliale Kinderbetreuung gestört werden würde. Ihre eigenen Kinder besuch(t)en entsprechend erst ab vier den Kindergarten. Dort sei es nun „super“ und „1A“, sie „spüre auch, dass es gut ist für die Kinder“. Mit ihrem Mann ist sie ein eingespieltes Team. Wenn er zuhause ist, regeln sie alles zu zweit und partnerschaftlich, Eltern oder andere Verwandte wohnen nicht in der Nähe. Bernadette ist mit der jetzigen Situation „sehr zufrieden und sehr glücklich“. Sie erzählt aber auch davon, dass sie manchmal Kritik ausgesetzt sei und gefragt werde: „He, warum gehst du nicht arbeiten?“ Sie hingegen findet, dass jede Mutter diese ersten Jahre mit ihrem Kind verbringen sollte („Mir tut es enorm weh, wenn Mamas nicht Mama sein können“) und wünscht sich eine gesellschaftliche „Aufwertung des Mutterschaftsstatus“.

09 Frida

„Also ich parke die auch nicht. Wir haben auch keinen Fernseher (...) Ich sage immer: Wenn ich keine Zeit habe zum Bücher vorlesen, dann kriege ich auch keine Kinder.“ (Frida, Pos. 19)

Frida ist 37 Jahre alt und lebt mit ihrem Mann und zwei Söhnen (zwei und fünf Jahre) in einem Vorarlberger Bergdorf. Sie ist Projektmitarbeiterin in einem Unternehmen und ist kürzlich nach der Elternkarenz gern in ihren Beruf zurückgekehrt, arbeitet Teilzeit. Bereits während der Karenzierung hat sie geringfügig im Homeoffice gearbeitet, „weil ich das gern mache“. Sie unterstreicht, dass die Erwerbstätigkeit für sie selbst wichtig ist und sie „immer schon (ihr) eigenes Geld verdient“ hat, wobei es keinen „finanziellen Zwang“ gebe. Ebenso wichtig ist ihr, dass ihre beiden Kinder kaum „fremdbetreut“ werden. Sie sagt selbst über sich, dass sie ein „Mischtyp“ sei, weil ihr die eigene Erwerbstätigkeit und die innerfamiliäre Betreuung wichtig ist. Der Fünfjährige besucht morgens den Regelkindergarten, der Zweijährige wird durchgehend von den Eltern betreut. Dafür haben Frida und ihr (im Gastgewerbe tätiger) Mann ihre Arbeitszeiten reduziert und so gelegt, dass jeweils einer von beiden ganztags für die Kinder verfügbar ist: Frida am Wochenende und ihr Mann unter der Woche. Beide Eltern sind in ihrer jeweiligen Nicht-Erwerbszeit mit den Kindern aktiv unterwegs, unternehmen Ausflüge – aber eben kaum gemeinsam zusammen als Familie, weil meist einer von beiden arbeitet. Es sei etwas „verschoben“, sagt Frida. Sie wünscht sich, dass Frauen „Wahlfreiheit“ haben, ob ihr Kind fremdbetreut wird oder nicht. Vor allem für benachteiligte Familien hat sie aber „eh wieder Verständnis, dass Kinder dann in einer (außerfamilialen) Betreuung sind“. Mit Blick auf Mütter, die für Kinderbetreuungsaufgaben ihre Erwerbsarbeit unterbrechen, kritisiert sie, dass sie finanzielle Nachteile gegenüber männlichen Arbeitnehmern haben, was die Pension und generell den Gender Pay Gap angeht („Und wir Frauen haben beruflich bis zur Pension nur Nachteile, wenn wir Kinder haben“).

10 Hilde

„Ein Kind braucht Eltern, vielleicht noch, Oma, Opa. Tante. Aber es braucht nicht irgendeine fremde Bezugsperson.“
(Hilde, Pos. 31)

Hilde ist 38 Jahre alt und lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern im Alter von zwei und vier Jahren in einer kleinen Stadt. Ihre Eltern wohnen im selben (Zweifamilien-)Haus. Sie ist Polizistin, war bis vor kurzem in Elternkarenz und arbeitet aktuell an einem Tag pro Woche. Ihr Mann arbeitet Vollzeit und hat sich seine Arbeitszeiten so gelegt, dass er an dem einen Tag pro Woche, an dem seine Frau arbeitet, frei hat und auf die Kinder schaut. Ihre vierjährige Tochter besucht seit kurzem den Kindergarten (zwei Tage pro Woche), ihr zweijähriger Sohn wird zuhause betreut. Hilde hat ihre Kinder so bekommen, dass sie zwei Jahre auseinander sind – und auch beim dritten Kind wird das so sein, das bald zur Welt kommt. So nimmt Hilde jeweils zwei Jahre Elternkarenz in Anspruch und hat bis Ablauf dieser Zeit eine Wiedereinstiegsgarantie in ihrem Job. Währenddessen kann sie auch die älteren Geschwister mitbetreuen. Sie sagt, sie wäre dann „sowieso daheim“ und sieht keinen Anlass, das ältere Kind außerfamilial betreuen zu lassen („ich muss es nicht abgeben, wenn ich sowieso daheim bin, wieso soll ich ein kleines Kind abgeben?“). Hilde kritisiert, man hätte als Frau „schon die finanziellen Einbußen“ wenn man „daheim“ bleibt und würde obendrein dafür „nicht so schön angesehen“. Auch stellt sie die Frage in den Raum, ob ihre Beobachtung, „dass immer mehr Kinder psychische Probleme haben“ vielleicht auch etwas damit zu tun habe, dass es das „früher nicht gegeben (hat), dass man Kinder so früh abgegeben hat“.

11 Julia

„Bevor ein Kind sich irgendwie nicht ganz so ausdrücken kann, fällt es mir schwer, es in eine Betreuung zu geben. (...) Drum wäre jetzt meine Tendenz eher die, dass ich sage, ich lasse ihn daheim, bis er zwei ist.“ (Julia, Pos. 37)

Julia ist 29 Jahre alt und hat mit ihrem Mann einen acht Monate alten Sohn. Sie ist Lehrerin und derzeit in Elternkarenz. Ihr Mann ist Vollzeit erwerbstätig. Ihr Sohn wird von ihr betreut, nur „sporadisch“ ist er bei seinen Großeltern, die in der Nähe wohnen. Julia möchte zukünftig für zwei Tage pro Woche in ihren Lehrerinnen-Beruf zurückkehren, sie ist sich aber momentan über den Zeitpunkt des Wiedereinstiegs unschlüssig: Tut sie das, wenn ihr Sohn ein Jahr alt ist? Oder wartet sie den zweiten Geburtstag ab? Zum einen weiß sie nicht, ob sie den gewünschten Betreuungsplatz in einer Spielgruppe erhalten wird. Sie hat schon angefragt, aber gemerkt, dass es „ganz schwierig ist, um das jetzt schon zu planen“. Alternativ könnten die Großeltern die Kinderbetreuung übernehmen. Sie wären «noch fit genug» und würden es «sehr gern» machen. Zum anderen aber macht sie sich Gedanken, ob eine außerfamilial Betreuung für ihren einjährigen Sohn nicht zu früh ist: „Bevor ein Kind sich irgendwie nicht ganz so ausdrücken kann, fällt es mir schwer, es in eine Betreuung zu geben“, sagt sie. Deshalb sei ihre „Tendenz eher die, dass ich sage, ich lasse ihn daheim, bis er zwei ist.“ Prinzipiell wäre ihre «Wunschvorstellung natürlich», dass sie und ihr Partner die Arbeitszeit reduzieren und sich die Kinderbetreuung aufteilen, aber das sei beruflich für ihren Mann „leider nicht möglich“. Überhaupt sieht Julia noch Nachholbedarf im Sinne der Gleichberechtigung, was die Arbeitsaufteilung von Müttern und Vätern angeht und sagt: „Wenn ich als Frau Karriere machen will, meinem Beruf nachgehen möchte, dann muss ICH das Kind verstellen (d.h. in Betreuung geben)“. Außerdem ist ihr eine bessere Qualität außerfamilialer Betreuung im Kleinkindalter „total wichtig“ – mit „ausgebildeten Personen“, die „nach einem pädagogischen Konzept arbeiten“.

12 Felix

„Und sobald du ein bisschen mehr verdienst, sind die Förderungen halt weg. Dann bist du genau so reich oder arm wie jemand, der wenig verdient. Und dann fragt man sich: Warum soll ich dann eigentlich noch arbeiten gehen?“ (Felix, Pos. 24)

Felix ist 43 Jahre alt. Er ist verheiratet und arbeitet als Jurist. Seine Frau ist nach einer zweijährigen Elternkarenz wieder in ihren Beruf als Controllerin zurückgekehrt und arbeitet in Teilzeit. Vor kurzem ist die Familie von Tirol nach Vorarlberg übersiedelt. Das Paar hat zwei Kinder im Alter von zwei und fünf Jahren. Die ältere Tochter besuchte schon im Alter von einem Jahr eine Betriebskindergruppe (damals Tirol) und fühlte sich dort sehr wohl. Auch der zweijährige Sohn ist nun in einer Betriebskindergruppe (in Vorarlberg), an zwei Tagen pro Woche für insgesamt 12 Stunden. Die fünfjährige Tochter besucht jetzt den Regelkindergarten. Seine Frau wollte eigentlich noch ein weiteres, drittes Jahr, karenziert bleiben, ihr Arbeitgeber wollte aber nicht länger auf sie verzichten. Auch hätte sie dann doch „Abwechslung“ gebraucht. Letztlich hätte es finanziell „keinen Unterschied gemacht, wenn sie ihren Job wirklich hingeschmissen hätte, wir haben für die Kinderbetreuung und für das Pendeln gearbeitet. Also die (Frau).“ Felix hätte am liebsten, dass er und seine Frau auf Teilzeit reduzieren, jedoch wäre das aufgrund seines besser bezahlten Jobs mit Überstundenpauschale finanziell „ein Einschnitt, den ich mir nicht leisten kann“. Solch eine partnerschaftliche Aufteilung der Erwerbs- und Betreuungszeiten scheiterte daran, dass „wir in einem traditionellen Österreich sind und man dort nicht für Umstände sorgt, wo zwei (Personen) 60 Prozent arbeiten können.“ Felix ist mit der Qualität der Kinderbetreuung sehr zufrieden, die Betriebskindergruppe sei „extrem fein“, „die Leute sind extrem engagiert“. Doch logistisch gibt es Herausforderungen, weil die beiden Kinder Betreuungseinrichtungen in unterschiedlichen Orten besuchen und die Öffnungs-, Bring- und Abholzeiten nicht zueinander passen. Die Eltern müssen unnötige Wege fahren bzw. haben Homeoffice-Arrangements eingeführt, weil es etwa keine Ganztagsbetreuung für den zweijährigen Sohn gibt. So sei der Versorgungsauftrag der Gemeinden zwar „am Papier da“, jedoch sei die „Umsetzung eine ganz andere Sache“. Auch kritisiert Felix die Betreuungskosten und extra Kosten für das Mittagessen. Weil sie zu den Besserverdienenden gehören, erhalten sie keine Förderungen und er stellt die provokante Frage in den Raum: „Warum soll ich dann eigentlich noch arbeiten gehen?“

13 Aliyah

„Ich habe das Gefühl, ich muss darauf achten, dass ich nicht zu viel die Betreuung nehme, wie bei meinem Sohn, da er keine gute Erfahrung hatte.“

(Aliyah, Pos. 10)

Aliyah ist 31 Jahre alt und ist vor elf Jahren aus Kenia nach Österreich gekommen. Sie ist alleinerziehende Mutter von einem Sohn (zehn Jahre) und einer Tochter (zwei Jahre). Sie hat viel Zeit in ihre Ausbildung investiert, hat Deutsch gelernt, einen Schulabschluss nachgeholt und sich zur Pflegekraft ausbilden lassen. Aktuell arbeitet sie in einem Pflegeheim. Ihr Sohn hat seit seinem zweiten Lebensjahr verschiedene außerfamiliale Betreuungs-Settings genutzt, darunter eine Spielgruppe und eine Tagesmutter. Sie erzählt, dass sie bei ihrem Sohn „wirklich viel Druck gehabt (hat) in der Betreuung“. „Er war wirklich Vollzeit in der Betreuung, da ich viel arbeiten musste und Deutschkurs machen musste.“ Doch sagt Aliyah, ihr Sohn und sie selbst seien von seinen Erlebnissen dort „traumatisiert“ gewesen. Er sei von den Kindern wie auch den Betreuungspersonen nicht gut behandelt worden, wobei sie auch rassistische Motive erwähnt: „Wir haben drei Arten von Stigmatisierung: Wir sind Ausländer, wir sind dunkel, und wir sind Moslems.“ Nach der Geburt ihrer Tochter arbeitet Aliyah wieder, zu 60%, nach einer einjährigen Elternkarenz – aus finanziellen Gründen. Ihren Arbeitgeber beschreibt sie als „familienfreundlich“, sie kann ihre Arbeitszeiten so legen, wie es ihr am besten passt. So arbeitet sie eine Wochenend-Nachtschicht und zwei Vormittagsschichten, weil die Nachtschicht so gut bezahlt ist, dass sie insgesamt weniger Stunden arbeiten muss und mehr Zeit für ihre Tochter hat. Die zweijährige Tochter besucht nun eine Spielgruppe, Aliyah möchte aber, dass sie weniger Zeit dort verbringt als ihr großer Bruder damals („ich habe das Gefühl, ich muss darauf achten, dass ich nicht zu viel die Betreuung auch nehme, wie bei meinem Sohn, da er keine gute Erfahrung hatte“). Als alleinerziehende Mutter fehlt ihr öfters eine flexible oder auch nächtliche Betreuungsmöglichkeit, zum Beispiel während ihrer Nachtschicht. Beide Väter der Kinder leben in ihrer Nähe und kümmern sich prinzipiell, aber nicht immer. Die vier Ex-Schwiegereltern väterlicherseits zeigen kein Interesse an ihren Enkeln, und Aliyahs eigene Eltern kommen als unterstützende Großeltern nicht in Frage, weil sie in Kenia leben. So ist Aliyah häufig auf sich alleine gestellt.

14 Nina

„WENN es finanziell möglich wäre, dann bliebe ich definitiv daheim.“ (Nina, Pos.152)

Nina ist 37 Jahre alt und lebt in einer Patchwork-Familie. Sie selbst hat eine nun knapp 15-jährige und eine vierjährige Tochter mit in die Beziehung gebracht, ihr Partner eine nun dreijährige Tochter. Nina hat eine Ausbildung in der Gastronomie, ist aktuell aber in der Fertigung in einer Fabrik tätig, genauso ihr Partner. Sie betont, dass sie Vollzeit arbeiten muss, da die Familie sonst finanziell nicht über die Runden kommt („geht sich anders nicht aus, vom Finanziellen her, mit insgesamt drei Kindern im Haushalt“). Die Betreuungssituation für ihre jüngeren Kinder ist jedoch schwierig. Während ihre vierjährige Tochter vormittags den Kindergarten besucht, steht die Dreijährige ihres Partners seit Längerem auf der Warteliste für einen Kindergartenplatz, es sei „eine total schwierige Situation“. Ein Spielgruppenplatz würde wegen der kürzeren und wenig flexiblen Öffnungszeiten nicht ausreichen. Auch gibt es so gut wie keine Unterstützung von der Großelternseite: Die Eltern ihres Partners leben in Ägypten und Ninas Vater sei ein „Pflegefall“, ihre Mutter ist entsprechend eingebunden. Sie beschreibt ihre familiäre Situation als herausfordernd, da sie und ihr Partner beide Vollzeit arbeiten und sich die Betreuung der Kinder durch Gegenschichten aufteilen („jetzt sehen wir uns halt so gut wie gar nicht. Das belastet auch,-ja, die Beziehung extrem“). Auf die Frage, ob sie sich vorstellen könnte, nicht erwerbstätig zu sein und als Mutter zuhause zu sein, antwortet sie ganz direkt: „Wenn ich es mir leisten könnte, ja!“. Mit Blick auf ihre jetzige Situation wünscht sie sich mehr finanzielle Unterstützung und flexiblere Betreuungsangebote. Sie meint, dass es nicht damit getan ist, die Betreuungsplätze auszubauen, denn es gebe ja kein Personal („Es geht nicht nur drum, dass man Plätze schafft, die man dann mit keinem Personal besetzen kann. Das macht ja keinen Sinn“).

15 Sofia

„Hätte ich jetzt den familiären Rückhalt jetzt nicht gehabt, wäre er halt dann da in eine Spielgruppe gegangen. Aber ich bin für mich jetzt so froh, weil,- ja, das war mein Wunsch einfach, dass er daheim bleiben kann und in der Familie betreut wird, bis er drei ist.“ (Sofia, Pos.122)

Sofia ist 41 Jahre alt, lebt mit ihrem Partner und ihrem fast dreijährigen Sohn in einer ländlichen Region. Sie hat einen Studienabschluss, hat sich dann fachfremd umschulen lassen und arbeitet nun als Lehrerin in einer privaten Schule, aktuell geringfügig. An einem Tag pro Woche ist sie außer Haus. Für diese Zeit hätte sie einen Betreuungsplatz in einer Spielgruppe gehabt, jedoch hat sie diesen dann nicht angenommen, als ihre Mutter und Schwiegermutter gefragt haben, ob sie vielleicht Betreuungunterstützung bräuchte. Sie war froh darüber und gibt zu, dass es doch schon ihr Wunsch gewesen sei, „dass (der Sohn) daheim bleiben kann und in der Familie betreut wird, bis er drei ist“. Sofia findet, dass Kinder bis zum Alter von drei Jahren keine Fremdbetreuung benötigen, da „reicht es eigentlich, wenn sie bei der Mama sind. Oder beim Papa.“ Dennoch merkt sie, dass ihr Sohn zunehmend Interesse an Gleichaltrigen zeigt („er hat jetzt letztens mal gefragt, ob wir zu der Freundin können, und dann habe ich gesagt: Nein, die ist heute in der Spielgruppe. Und dann hat er gesagt: ‚Ich möchte AUCH in die Spielgruppe‘“). In diesem Kontext erzählt Sofia auch, dass sie sich „öfter mal erklären muss in ihrem Umfeld“, vor befreundeten Müttern, die ihren Job wieder in einem umfangreicheren Stundenausmaß aufgenommen haben, ihre Kinder außerfamilial betreuen lassen und sich fragen, warum der Sohn von Sofia ausschließlich in der Familie betreut wird. Sie ist sich aber sicher, dass er bis zum Alter von drei Jahren gut zu Hause aufgehoben ist. Während ihrer beruflichen Neuorientierung hat sie einen Tag in einer Kinderbetreuung verbracht und fand es dort sehr stressig. Sie wolle ihrem Sohn diese „Reizüberflutung“ mit „diesen vielen Geräuschen“ und vielen Kindern jetzt einfach noch nicht „antun“. Trotzdem ist es Sofia wichtig, dass sie ihrem Sohn Kontakte zu anderen Kindern ermöglicht, und so treffen sie sich „ganz viel mit Gleichaltrigen“.

16 Katja

„Du schickst ein Kind zur Betreuung, damit du schaffen gehen kannst, weil sich das finanziell nicht ausgeht. Und schon wieder musst du zahlen! Also irgendwie bist du in einem Teufelskreis, wo du nicht rauskommst.“ (Katja, Pos. 57)

Katja ist 32 Jahre alt, seit 13 Jahren verheiratet und hat drei Töchter im Alter von 12, neun und vier Jahren. Sie ist in Serbien geboren und als Kind nach Österreich gekommen. Sie hat eine kaufmännische Ausbildung, arbeitet nun aber als Rezeptionistin. Ihr Mann ist Schweizer und dort auch berufstätig. Ihre jüngste Tochter hat bis vor kurzem eine Kleinkindgruppe besucht, allerdings nur vormittags, weil Katja das Geld für die Mittagsbetreuung sparen wollte. Sie hatte ihre Arbeitszeiten so eingeteilt, dass von den Eltern immer jemand zuhause war – allerdings war das wegen sehr ausgedehnter Arbeitszeiten ihres Mannes (fünf bis 18 Uhr) eine logistische Herausforderung. Sie hat eineinhalb Jahre Nachtschichten gearbeitet und nur vier Stunden pro Nacht geschlafen, um ihre zweijährige Tochter morgens in die Kleinkindbetreuung zu bringen und nach vier Stunden wieder abzuholen. Weil das jedoch „alles keinen Sinn macht(e)“, hat sie ihren Job gewechselt und arbeitet jetzt ausschließlich Nachtschichten am Wochenende, so dass sie während der Woche für ihre drei Kinder verfügbar ist und weiterhin keine Mittags- und Nachmittagsbetreuung bezahlen muss. Seit sie unter der Woche nicht erwerbstätig ist, besucht ihre Tochter die Einrichtung nicht mehr. Sie begründet das mit Rücksichtnahme auf andere Eltern: „Für was soll ich jetzt wieder einen Betreuungsplatz wegnehmen? Weil, es ist einfach ein Mangel“. Denn eigentlich hält sie große Stücke auf die Betreuungseinrichtung. Ihre Tochter habe dort gut Deutsch gelernt und mehr Spaß mit Gleichaltrigen gehabt als Katja ihr das jetzt als Mutter bieten könne („wo meine Kleine in der Kleinkindbetreuung gewesen ist, hat sie viel mehr gelernt“). Sie findet es deshalb schade, dass ihre Tochter nicht mehr in die Einrichtung geht. Sie zeigt sich solidarisch, wenn sie betont, dass sie erst dann einen Platz für ihre Tochter in Anspruch nehmen würde, wenn ausreichend Plätze für alle verfügbar wären („wenn es jetzt genügend Plätze geben würde, würde ich sie sicher dorthin schicken“). Gleichzeitig findet sich bei Katja aber auch das Idealbild einer Mutter, die ihre Kinder hauptsächlich selbst betreut: „Wer würde nicht gern mit den Kindern daheim sein und spielen?!“ – ein Wunsch, den sie sich nach dem Jobwechsel mit Wochenend-Zeiten nun zumindest unter der Woche erfüllen kann.

17 Sevgi

„Bevor ich jetzt Kinder bekommen habe, war ich fünf Jahre im Kindergarten beschäftigt. Und da habe ich mir eingeprägt, wenn ich jetzt eben selber mal Kinder habe, dass ich gern das selber entscheiden würde: Bringe ich sie in eine Einrichtung oder nicht? Das hängt so viel vom Kind ab, habe ich beobachtet.“ (Sevgi, Pos. 156)

Sevgi ist 37 Jahre alt und hat zwei Töchter im Alter von zwei und vier Jahren. Ihr Mann und ihre Herkunftsfamilie haben einen türkischen Hintergrund, sie ist als Dreijährige nach Österreich gekommen. Sie ist selbst Kindergartenassistentin und arbeitet geringfügig in einer privaten Einrichtung, die Spielgruppen- und Kindergartenplätze anbietet. Auch ihre beiden Kinder besuchen diese Einrichtung: die Vierjährige täglich den Vormittags-Kindergarten und die Zweijährige dreimal pro Woche eine Spielgruppe (für insgesamt 12 Stunden). Weil das Platzangebot begrenzt ist, nimmt Sevgi Rücksicht auf die Eltern, die einen Spielgruppen-Platz aufgrund ihrer Arbeitszeiten dringender brauchen („also da schaut man aufeinander“). Sevgi liegt es am Herzen, dass die Entscheidung für oder gegen den Besuch einer elementarpädagogischen Einrichtung die individuellen Bedürfnisse des Kindes berücksichtigt („das hängt so viel vom Kind ab“). Ihre Vierjährige geht sehr gern in den Kindergarten und hat dort auch gut Deutsch gelernt. Ihre jüngere Tochter sei ein wenig anders, geht nach Einschätzung der Mutter vor allem gern hin, weil die Schwester auch dort ist. Obwohl Sevgi die Vorteile einer außerfamilialen Betreuung sieht und sie selbst als Kind sehr gern in den Kindergarten gegangen ist, ist ihr die Präsenz der Mutter sehr wichtig. In ihrer eigenen Kindheit war ihre nichterwerbstätige Mutter immer verfügbar und das war ihr wichtiger als materieller Wohlstand („Dieses Gefühl einfach: Die Mama ist bei dir. Das prägt“). Für ihre jetzige Situation hätte sie sich vorstellen können, ihre Kinder von den Großeltern betreuen zu lassen, nur wohnen die zu weit entfernt. Auch ein Anliegen ist ihr das Thema Betreuungsqualität. Sevgi hat selbst als Quereinsteigerin gearbeitet, bevor sie die Ausbildung zur Kindergartenassistentin abgeschlossen hat. Gerade aufgrund dieser Erfahrung ist sie skeptisch, ob Quereinsteiger:innen in Kinderbetreuungseinrichtungen arbeiten sollten. Es bräuchte schon eine pädagogische Ausbildung, so ihre Einstellung. Sie sagt in diesem Zusammenhang: „Wichtig wäre, finde ich schon, dass da wieder auf die Kinder geschaut wird“.

18 Rosa

Und jetzt klar, wenn das Kind jetzt in Fremdbetreuung ist, das fällt nicht alles weg, das ist mir auch klar. Aber gleich so die ersten Jahre, denke ich, sind so prägend, und die möchte ich einfach in erster Linie machen.“ (Rosa, Pos. 120)

Rosa ist 36 Jahre alt, verheiratet und hat zwei Kinder im Alter von drei Jahren (Sohn) und einem Jahr (Tochter). Sie ist Lehrerin und derzeit in Elternkarenz. Ihr Mann ist Vollzeit erwerbstätig. Als ihr Sohn zweieinhalb Jahre alt war, bekam sie ein Schreiben von der Gemeinde, ob sie den Sohn zur Betreuung anmelden wolle. In ihrem sozialen Umfeld hatten viele Eltern ihre Kinder für die Kleinkindbetreuung angemeldet. Sie spürte einen gewissen Druck („okay, das macht man halt so“), und überlegte ausgiebig, ob sie das auch tun sollte. Im Austausch mit einer anderen Mutter kam sie zu der Überzeugung, dass Kinder in dem Alter eigentlich nur eine Person brauchen, die sich um sie kümmert – und Gleichaltrige „brauchen sie eigentlich noch gar nicht so“. Vielleicht sei auch der „Stresslevel“ zu hoch dort. Auch weil sie als karenzierte Mutter der jüngeren Tochter ohnehin zuhause gewesen sei, gab es „eigentlich keinen Grund“, den Sohn anzumelden. Sie entschied sich schließlich gegen eine außerfamiliäre Betreuung. Diese Entscheidung habe sie dann „fast wie eine Erleichterung“ erlebt. Einzig die soziale Komponente hat sie zwischendurch zweifeln lassen, ob es nicht doch besser gewesen wäre, ihren Sohn in einer elementarpädagogischen Einrichtung anzumelden. Jedoch hat sie auch über ihr privates Umfeld genügend Sozialkontakte, und der Zeitpunkt für den Kindergartenbesuch rücke ohnehin näher. Letztlich sei sie selbst ja auch erst mit vier Jahren in den Kindergarten gegangen, und es sei doch „eine relativ neue Entwicklung“, Kinder vor ihrem vierten Lebensjahr außerhalb der Familie betreuen zu lassen. Rosa und ihr Mann haben außerdem „die Großeltern vor Ort, die motiviert sind, die Kinder zu betreuen“. Darüber freut sie sich, und das sei sehr hilfreich.

19 Max

„Wir können beide sehr viel arbeiten eigentlich. Aber das Problem ist halt, dass ich dafür jedes Wochenende auch am Arbeiten bin. Und das ist dann quasi die Familienzeit, die fehlt.“ (Max, Pos. 85)

Max ist 30 Jahre alt und lebt mit seiner Partnerin und der einjährigen Tochter in einer Stadt. Beruflich ist er als Koch tätig, Vollzeit. Seine Partnerin studiert und ist derzeit in Bildungskarenz. Max ist ein engagierter Vater und möchte eine partnerschaftliche Elternschaft. Das Paar hat die einjährige Pauschalvariante des Kinderbetreuungsgeldes in Anspruch genommen und hat sich eine einjährige Elternkarenz aufgeteilt. Jetzt „müssen“ sie aus finanziellen Gründen wieder arbeiten, wie er sagt. Sie kombinieren eine familial-außerfamiliäre Betreuung für die Tochter: Max hat seine Arbeitszeiten so gelegt, dass er drei Werktage in der Woche frei hat, um die Tochter jeweils ganztags zu betreuen, während seine Partnerin studiert. Er „genießt die Zeit mit der Tochter extrem“. An den beiden anderen Werktagen besucht die Tochter halbtags einen Zwergengarten. Er findet, dass es für die Tochter „eine gute Sache ist“, denn sie könne mit den anderen Kindern spielen, von ihnen „Dinge abschauen“, zum Beispiel das Krabbeln. Die Betreuenden seien sympathisch, er hat Vertrauen in ihre pädagogischen Kenntnisse („die kennen sich ja aus, da habe ich wenig Angst“). Auf die Frage, ob ein Mehr an Betreuung jetzt denkbar wäre, reagiert er unsicher, man müsse schauen, wie es weitergeht, er wisse nicht, wie schnell sich die Tochter entwickelt, sie sei schließlich ihr erstes Kind. Was die Verfügbarkeit elementarer Angebote angeht, hätten sie bei der Anmeldung zum Zwergengarten „jetzt einfach Glück gehabt“, die Nachfrage sei „extrem groß“, eigentlich müssen man schon den Bedarf anmelden, sobald man schwanger ist. Sie haben jetzt „auch nicht die Tage gekriegt, die (sie) gerne hätten“. Mit der Kombination aus abwechselnder, partnerschaftlicher Betreuung und (geringen) Inanspruchnahme außerfamiliärer Betreuung ist Max prinzipiell zufrieden, es sei von Vorteil, dass sie sich in der Betreuung abwechseln können. Allerdings würde darunter die Zeit leiden, die sie gemeinsam als Familie oder auch als Paar verbringen können. Er hofft, dass sich das mit zunehmendem Alter der Tochter und mehr Zeit in außerfamiliärer Betreuung verbessern wird.

5. Betreuungsarrangement: Leitmotive und Praxis

Für junge Eltern beinhaltet die Entscheidung über das passende Betreuungsarrangement eine Kette von Überlegungen: praktische, finanzielle, emotionale – und sie fällt nicht leicht. Bei vielen steht am Anfang die Frage: Wollen wir unser Kind bis zum Eintritt in den Regelkindergarten und nach ggf. Inanspruchnahme der Elternkarenz tagsüber selbst betreuen oder nicht? Auch ein gesellschaftlicher Meinungsdruck und die Vielfalt widersprüchlicher Überzeugungen verunsichern und lassen Eltern mit der Frage zurück, was das Beste für ihr Kind ist: „Mache ich es richtig? Mache ich es nicht richtig? Auf wen kann ich mich verlassen? Wo kann ich drauf vertrauen? Weil, es gibt so viele unterschiedliche Meinungen, ab wann wäre die Betreuung gut? Ab wann ist sie notwendig?“, formulierte es Interviewpartnerin Nina.

Wie die verschiedenen Überlegungen zusammenspielen und zu welcher Betreuungspraxis sie schließlich führen, wird im folgenden Kapitel zusammengestellt. Da es nie den einen Grund für die Wahl eines Betreuungs- bzw. Erwerbsarrangements gab, stellt sich die Frage nach dem Ordnungsprinzip der verschiedenen Aspekte, die gegeneinander abgewogen werden müssen: Welches ist die favorisierte Form der Betreuung? Ist sie finanziell leistbar? Ist sie verfügbar? Welchen „Wert“ hat die Erwerbsarbeit – im Sinn der ökonomischen Absicherung, aber auch im Hinblick auf persönliche Sinnstiftung? Wie kann die Erwerbsarbeit ein- und aufgeteilt werden, entlang der Arbeitswoche oder auch innerhalb der Partnerschaft? Und inwieweit spielen elternzentrierte Motivationen eine Rolle – etwa in dem Zusammenhang, dass die Zeit, die Eltern als Hauptbetreuungspersonen tagsüber mit ihren Kindern verbringen, für einige als sehr erfüllend erlebt wird?

Welcher der oben genannten Aspekte ist also im Entscheidungsprozess besonders relevant? Da die Studie ihren Blick auf Eltern richtet, die keine oder kaum außerfamiliale Betreuungsangebote in Anspruch nehmen, erwies sich als gutes, primäres Unterscheidungskriterium, mit welcher Begründung eine (fast) ausschließlich innerfamiliale Betreuung praktiziert wird. Demnach gibt es zwei zu unterscheidende Leitmotive:

- (1) Familiäre Sorgearbeit aus Überzeugung
- (2) Strukturell-finanzielle Bedingungen und Hürden

Alle 19 Fallgeschichten lassen sich jeweils dem einen oder dem anderen Leitmotiv zuordnen.

Die Analyseergebnisse werden nun in folgender Struktur dargestellt: Entlang der zwei Leitmotive wird erläutert, welche konkreten bzw. weiteren Überlegungen dahinterstehen (Motive und Bedingungen) und in welche Betreuungspraxis diese Überlegungen schließlich münden.

Die Abbildung 9 stellt die Leitmotive mit ihren jeweiligen Ankerzitaten dar, außerdem die familienspezifischen Arbeitsteilungs-Modelle (Praxis) und wohin sich die Erzählpersonen jeweils zuordnen lassen.

5.1 Leitmotiv 1: Familiäre Sorgearbeit aus Überzeugung

Es werden nun jene Eltern vorgestellt, die ihre Kinder aus Überzeugung selbst betreuen möchten und deshalb (weitgehend) auf elementarpädagogische Angebote verzichten. Insgesamt wurden 12 der 19 Fallgeschichten diesem Leitmotiv zugeordnet.

Typische Zitate, die zu diesem Leitmotiv gehören, sind:

- „Wenn wir Kinder kriegen, möchten wir das selber schaukeln können.“ (Pia)
- „Ich finde, daheim ist das Kind einfach am besten betreut.“ (Hilde)
- „Die ersten drei Jahre sollen sie einfach bei den Eltern sein. Und das halt genießen.“ (Lina)
- „Die ersten Jahre sind so prägend, und die möchte ich einfach in erster Linie machen.“ (Rosa)

In den Ankerzitaten deuten sich weitere Themen an, die dem Leitmotiv inhärent sind, wie etwa finanzielle Überlegungen, eigene Ansprüche an die Elternrolle oder auch Überzeugungen zur Entwicklungspsychologie des Kindes, im Sinne der Frage: «Was ist für mein Kind in diesem Alter am besten?» Diese und weitere Aspekte werden nun aufgegriffen und weiter vertieft, indem die Fallgeschichten ausführlicher erläutert werden.

Abbildung 9: Leitmotive, Ankerzitate und Praxis

Leitmotiv 1: Familiale Sorgearbeit aus Überzeugung	Leitmotiv 2: Strukturell-finanzielle Bedingungen und Hürden
<ul style="list-style-type: none"> → „Wenn wir Kinder kriegen, möchten wir das selber schaukeln können.“ → „Ich finde, daheim ist das Kind einfach am besten betreut.“ → „Die ersten drei Jahre sollen sie einfach bei den Eltern sein. Und das halt genießen.“ → „Die ersten Jahre sind so prägend, und die möchte ICH einfach in erster Linie machen.“ 	<ul style="list-style-type: none"> → „Ich will normal arbeiten – aber Spielgruppe ist fünf Stunden Maximum.“ → „Vollzeitbetreuung, das musst du dir finanziell leisten können!“ → „Wenn es jetzt genügend Plätze geben würde, würde ich sie sicher dorthin schicken.“ → „Die, die Vollzeit arbeiten, werden natürlich bevorzugt.“ → „Es war mir einfach zu hart. Ich habe sie dann abgemeldet.“
Praxis	Praxis
<p>(1) Mutter als Hauptbetreuungsperson Lina, Ruth, Nora, Sarah, Bernadette, Hilde, Julia, Rosa</p>	<p>(1) Erwerbstätige Mutter als Hauptbetreuungsperson Aliyah</p>
<p>(2) Betreuung als partnerschaftliches Projekt Pia, Frida, Max</p>	<p>(2) Nicht-geplantes Allein- oder Zuverdienermodell Iman, Elise, Sevgi, Felix</p>
<p>(3) Ergänzung durch Großeltern Sofia</p>	<p>(3) Zeitversetzte Elternschaft Nina, Katja</p>

Quelle: ÖIF 2025

Was die familiäre Praxis angeht, werden drei unterschiedliche Modelle vorgestellt, die sich aus den Fallgeschichten herauskristallisierten: (1) die Mutter als Hauptbetreuungsperson, (2) die partnerschaftliche Betreuung und (3) eine innerfamiliäre Betreuung mit Ergänzung durch die Großeltern.

Vorweg ist festzuhalten, dass die „familiäre Sorgearbeit aus Überzeugung“ keinesfalls nur Familien betrifft, in denen die Mutter die Hauptbetreuung übernimmt und deshalb auf ihre Erwerbsarbeit verzichtet. Denn es gibt ebenso Modelle, in denen die Mutter ihre Erwerbsarbeit bewusst beibehält und die Arbeitsteilung in der Partnerschaft umgeschichtet wird, sowohl was die Erwerbs- als auch die Betreuungsarbeit angeht. Insgesamt ist in dieser Gruppe immer das vorrangige Ziel, die Inanspruchnahme außerfamiliärer Betreuung möglichst gering zu halten.

5.1.1 Die Mutter als Hauptbetreuungsperson: „Ich denke, dass sie bei mir gut aufgehoben sind“

Die erste Gruppe von Müttern betrifft acht Interviewpartnerinnen, die tagsüber die hauptsächliche Betreuung für ihre Kinder übernehmen, und das bewusst so gewählt haben. Einige von ihnen sind Akademikerinnen, unter ihnen findet sich etwa eine Juristin, eine Dolmetscherin, eine Lehrerin. Jede der acht Frauen hat eine abgeschlossene Ausbildung, und alle waren vor der Geburt ihres Kindes erwerbstätig. Ebenfalls befinden sich alle in einer finanziell privilegierten Situation, die es ihnen erlaubt, ihre Erwerbs- und Betreuungsentscheidungen unabhängig von existenziellen Zwängen zu treffen.

Zu dieser Gruppe gehört zum Beispiel Bernadette, eine Juristin, Mutter von vier Kindern. Sie verzichtet auf eine außerfamiliäre Kinderbetreuung, obwohl es prinzipiell ein Angebot gäbe. Ihr gehört das Zitat der Kapitelüberschrift: Sie findet, dass die Kinder bis zum Alter von vier Jahren „gut bei (ihr) aufgehoben sind“:

Bernadette: „Also der Vierte, (Name des Sohnes), der ist zwei und geht auch in keine Kinderbetreuung. Aber nicht aus dem Grund, weil es kein Angebot gibt. Sondern weil ich denke, dass sie bei mir gut aufgehoben sind, zumindest bis sie vier Jahre alt sind. Und das geht bei uns ganz gut. Mein Mann ist Lehrer. Und wir schrauben unseren Lebensstandard halt so weit hinunter, dass das auch möglich ist. Also das ist uns ein großer Wert. Für das verzichten wir auch auf ein zweites Auto, auf Urlaub, ja. Das,- Aber, ja, es geht uns so ganz gut. Also wir haben keinen Mangel. Aber das ist uns,- das haben wir immer so entschieden. Ja.“ (Bernadette, Pos. 13)

Bei Bernadette wird unmissverständlich deutlich, dass die Praxis der exklusiv innerfamiliären Betreuung einerseits eine bewusste Entscheidung war, die aber andererseits Entbehrungen mit sich bringt. Dies sei ein „großer Wert“, für den man den Lebensstandard „herunterschraubt“ und auf Urlaub oder ein zweites Auto verzichtet. Damit wird gleichzeitig sichtbar, dass die Entbehrungen auf eher höherem Niveau angesiedelt ist und die Familie insgesamt wirtschaftlich eher privilegiert ist. Hier klingt schon der Begriff von „Luxus“ an, im Sinne von: Man kann es sich leisten, auf ein zweites Einkommen zu verzichten. Dieses Thema findet sich auch an anderen Stellen wieder und wird später noch einmal gesondert aufgegriffen.

Auch Ruth ist als Mutter von zwei Kleinkindern zuhause und nicht erwerbstätig. Sie beschreibt sich selbst als „schon sehr traditionell“. Vor der Geburt der Kinder sei sie sich mit ihrem Mann einig gewesen, „dass ich zuhause bleibe und er weiterhin schaffen geht“. Doch hat sich das geändert. Ihr Mann würde es nun begrüßen, wenn auch sie erwerbstätig wäre, aus finanziellen Gründen, um nämlich das gemeinsame Haus schneller abzubezahlen. Für Ruth kommt das jedoch aktuell nicht in Frage:

Ruth: „Ihm (dem Partner) wäre es schon auch wichtig, dass ich wieder schaffen gehen würde. Also da sind wir anderer Meinung, weil ich möchte schon daheim bleiben. (...) Aber ich habe halt das Gefühl, mir ist es halt wichtiger, daheim zu sein und die Werte, die mir wichtig sind, dem Kind mitzugeben.“ (Ruth, Pos. 49)

Ruth betont, dass sie ihren Kindern „Werte mitgibt“, dass die gemeinsam verbrachte Zeit „wertvoller“ sei als Materielles, was sie ihnen bei einem höheren Familieneinkommen kaufen könnte. So stellt sie den Vorteil der Kinder in den Mittelpunkt; sie argumentiert also kindzentriert. Gleichzeitig profitiert sie selbst von diesem Arrangement, denn sie betont, dass das Zusammensein mit den Kindern tagsüber für sie „viel wertvoller“ sei und sie „entschleunigt“.

Ruth: „Und dann habe ich mich mit denen hingehockt. Und das hat mich dann so richtig einigeholt, so entschleunigt. Und da habe ich mir gedacht: Joah, das finde ich viel wertvoller, als wenn ich jetzt da vielleicht ein bisschen mehr Geld habe und ihnen irgendwas kaufen kann, was vielleicht eh nicht,- nach fünf Minuten eh schon wieder uninteressant ist.“ (Ruth, Pos. 49)

Genau dieser elternzentrierte Vorteil findet sich auch bei Nora. Auch sie sagt, dass die Zeit, die sie als hauptsächliche Betreuungsperson mit ihren Kindern verbringt, sie bewusster und ruhiger werden lässt („Man wird ja total entschleunigt als Mama“). Nora hatte vorher eine Weile als selbständige Illustratorin von zu Hause aus gearbeitet und gleichzeitig ihre Kinder betreut, während ihr Mann eine Vollzeitstelle hatte. Dieses Arrangement wurde ihr dann aber zu stressig und sie hat sich dazu entschieden, kürzerzutreten – denn, wie sie sagt, sei das für sie «überhaupt nicht wertvoll» gewesen:

Nora: „Und ich habe dann beschlossen, dass das für mich überhaupt nicht wertvoll ist, die Art: MIT Beruf. UND Kind. Und,- Ich finde auch einfach, man spürt dann sofort: Das Schaffen ist eigentlich viel Zeit. Man fängt auch an, anders zu kochen, denn es muss schneller gehen. Man schaut anders zu den Kindern, alles muss schnell gehen! Die Kinder, die haben nicht dieses Zeitmanagement von uns. Die Welt für Kinder läuft VIEL langsamer. Man wird ja total entschleunigt als Mama.“ (Nora, Pos. 27)

Nora arbeitet jetzt nur noch stundenweise. Für ihre Kinder da zu sein, ist für sie der Gegenentwurf zur Erwerbstätigkeit, sie findet: „Die Welt dreht sich nicht nur um Wirtschaft und Schaffengehen“. Trotzdem ist ihr bewusst, dass die jetzige Konstellation in ihrer Partnerschaft (Alleinverdienermodell) auch Abhängigkeiten mit sich bringt, die sie als Frau mit begrenzten Ressourcen zurücklässt, sollte es jemals zu einer Krise mit ihrem Partner kommen. Dies bringt sie mit dem nachdrücklichen Satz auf den Punkt: „Mir wird totangst, wenn wir uns jetzt trennen würden.“

Die 36-jährige Rosa ist aktuell in Elternkarenz und betreut ihre beiden ein- und drei-jährigen Kinder, während ihr Mann eine Vollzeitstelle hat. Sie sieht es eindeutig als elterliche Aufgabe an, das Kind während der ersten Lebensjahre innerfamiliär zu betreuen, es „zu prägen“ und ihm einen „sicheren Raum“ zu geben.

Rosa: „Ich denke mir, meine Aufgabe als Mutter oder als Eltern, mit meinem Mann zusammen natürlich, halt ist es, das Kind zu erziehen und zu prägen. Und das MÖCHTE ich machen. (...) Aber gleich so die ersten Jahre, denke ich, sind so prägend und die möchte ich einfach in erster Linie machen. Ja, ihnen den sicheren Raum geben.“

(Rosa, Pos. 120)

Dabei hat sie sich die Entscheidung nicht leicht gemacht, hat Vor- und Nachteile gegeneinander abgewogen, mit befreundeten Müttern gesprochen und kam letztendlich zu der Einschätzung, dass die „Reizüberflutung“ für ihr Kind in einer externen Einrichtung vielleicht zu groß sei. Ebenso hat sie den sozialen Aspekt reflektiert und versucht bewusst, ihren Kindern im privaten Umfeld den Austausch mit anderen Kindern ermöglichen. Die Entscheidung gegen eine außerfamiliale Betreuung für ihren (dann) dreijährigen Sohn habe sie „fast wie eine Erleichterung“ erlebt.

Rosa: „Und für mich war das dann irgendwie wie fast wie eine Erleichterung, muss ich sagen. Wo ich mich dann entschieden habe: Okay, nein,- in meiner Situation jetzt, in Karenz,- es gibt eigentlich keinen Grund, das zu tun.“ (Rosa, Pos. 104)

Die „Erleichterung“ deutet daraufhin, dass sie sich etwas unter Druck gesetzt fühlte, ihr Kind in eine Betreuung geben zu müssen – obwohl sie es nicht wollte. Sie erzählt nämlich davon, dass die meisten ihrer Bekannten eine Kleinkindbetreuung in Anspruch genommen haben („okay, das macht man halt so“). Letztendlich wählt sie das Modell, das für sie am besten passt – und schließlich gebraucht auch sie (wie oben Bernadette) den „Luxus“-Begriff:

Rosa: „Okay. Ich meine, ich weiß, wir haben eine Luxus-Situation, das ist mir schon klar,- Aber für mich war ein Grund, einfach nicht raus müssen aus dem Haus. Ich glaube, wir hätten einen Platz gekriegt, obwohl ich nicht berufstätig bin.“ (Rosa, Pos. 114)

Rosa begreift es als „Luxus“, dass sie einen offenbar vorhandenen Platz in der Spielgruppe nicht annehmen musste und auch nicht „raus muss aus dem Haus“. Die Option wurde nicht zur Pflicht.

Eine weitere Interviewpartnerin, deren Erzählung dem Leitmotiv 1 zugeordnet wurde, ist Lina. Sie unterscheidet sich von den anderen Müttern dieser Gruppe, weil sie ihre Zuständigkeit als Mutter besonders exklusiv ausgestaltet. Lina hat zwei Töchter im Alter von vier Jahren und elf Monaten. Sie hat eine gute Berufsausbildung, möchte aber „daheim“ bei ihren Töchtern sein. Lina sagt: „Ich wollte zwar auch arbeiten – aber ich will alles mit ihr selber machen“. Sie präsentiert sich als stark bindungsorientierte

Mutter, die ihre beiden Töchter nur ungern aus den Augen lässt („ich will sie nirgends alleine lassen“). Sie fühlt sich exklusiv in der Erziehungsverantwortung und auch dafür verantwortlich, dass ihre beiden Töchter die deutsche Sprache gut lernen. Lina hat einen türkischen Hintergrund und ist perfekt zweisprachig:

Lina: „Und ich muss auch meine Töchter in zwei Sprachen erziehen. Ich bin diejenige, die Deutsch spricht. Und der Papa redet Türkisch. (...) Und wenn ich jetzt zum Beispiel aus Krankheit, oder dass ich mal zwei Tage ins Spital muss, das ist mir auch schon passiert, da habe ich auch gemerkt, dass meine Tochter mit der Sprache nach hinten geht. Und auch die türkische Sprache von der Oma oder Opa ist die traditionelle Dialekt-Sprache, die ich auch eigentlich nicht will,- das ist wieder anders. Und da habe ich auch gesehen: Okay, ICH muss sie erziehen. Ich kann sie nicht immer zur Oma bringen, ich kann sie nicht immer zur Betreuung bringen. Ich will alles mit ihr selber machen. Ich wollte zwar auch arbeiten, ich mache ja auch nebenbei. Aber das sind jetzt maximal zwei, drei Stunden und nicht mehr.“ (Lina, Pos. 33)

Interessant ist bei Lina – weil sie sich darin von anderen Interviewpartnerinnen unterscheidet – dass sie sogar innerhalb ihrer Familie (Eltern, Partner) das Heft nicht aus der Hand gibt. Ihren Eltern misstraut sie in der Sprachvermittlung („die traditionelle Dialekt-Sprache, die ich nicht will“), und sie erzählt, dass sie schnell unruhig wird, sobald sie einmal ohne ihre Tochter unterwegs ist, selbst wenn diese bei ihrem Mann ist. Sie macht sich dann Gedanken, wie es ihr gerade geht. Vorschlägen ihrer Mutter, doch auch mal ohne ihre Tochter etwas zu unternehmen, kann sie nichts abgewinnen:

Lina: „Oder ich bin auch nicht diejenige: ‚Oh, jetzt gehe ich auf einen Kaffee, oder ich gehe jetzt in eine Bar (...) oder lasse meine Tochter zehn Stunden oder fünf Stunden bei meinem Mann. Sogar DAS kann ich nicht. Ich weiß nicht, ich habe immer so ein schlechtes Gefühl. Wenn ich einkaufen gehe, habe ich immer den Gedanken: Ist sie jetzt brav? Hat sie was gegessen? (...) Meine Mama sagt immer: ‚Komm‘, nimm‘ dir doch mal Zeit, geh‘ schwimmen, mach‘ das, mach das‘,- Sage ich: ‚Ja, wenn ich schwimmen gehe, ich kann doch mit meiner Tochter AUCH gehen, wieso soll ich allein?‘ Oder wenn ich einkaufen gehe,- ich kann doch mit meiner Tochter auch gehen, sie liebt ja auch shoppen! Deswegen will ich sie nirgends alleine lassen. Ich weiß nicht, ob das jetzt das Richtige ist oder das Falsche. Aber ich sehe einfach, dass sie auch GLÜCKLICH damit ist.“ (Lina, Pos. 34)

Sie deutet am Ende des Zitats Unsicherheit an („Ich weiß nicht, ob das jetzt das Richtige oder das Falsche ist“) – doch kann sie nicht aus ihrer Haut. Sie erläutert an anderer Stelle, dass sie lange warten musste, bis ihr Kinderwunsch erfüllt wurde und deutet damit an, dass sie vielleicht deshalb einen besonderen Nähewunsch zu ihren Kindern hat. Ebenfalls erzählt sie, dass sie im engen Freundeskreis von sexualisierter Gewalt gegenüber einem Mädchens erfahren hat, was sie zusätzlich sensibilisiert habe. So ist es bei Lina in erster Linie eine Vertrauensfrage, dass sie ihre beiden Töchter exklusiv selbst betreuen möchte.

Zwei weitere Mütter, Sarah und Julia, haben erst kürzlich ihr erstes Kind zur Welt gebracht: vor zwei bzw. acht Monaten. Beide beziehen das einjährige, pauschalierte Kinderbetreuungsgeld und betreuen ihr Kind tagsüber hauptsächlich selbst. In dieser frühen Phase nach der Geburt ziehen beide nicht in Betracht, ihr Kind außerfamilial betreuen zu lassen. Was danach kommt, ist für beide noch ungewiss, sie sind im Zwiespalt: Sarah hat als alleinerziehende Mutter den finanziellen Druck, Geld zu verdienen, möchte aber eigentlich ihr Kind gern hauptsächlich selbst betreuen. Julia kann sich vorstellen, nach einem Jahr Elternkarenz wieder als Lehrerin zu arbeiten, ist aber noch im Zwiespalt, ob ihr Sohn mit einem Jahr schon bereit ist für eine außerfamiliale Betreuung:

Sarah: „Ich denke, nach einem Jahr mach ich meine Lehre fertig. (...) Also ich würde auch gern länger bei meiner Tochter bleiben, aber das Geld reicht nicht.“ (Sarah, Pos. 37)

Julia: „Bevor ein Kind sich irgendwie nicht ganz so ausdrücken kann, fällt es mir schwer, es in eine Betreuung zu geben. (...) Drum wäre jetzt meine Tendenz eher die, dass ich sage, ich lasse ihn daheim, bis er zwei ist.“ (Julia, Pos. 37)

Im Fall von Julia ist es so, dass sie das Modell mit ihr als Hauptbetreuerin und ihrem Mann als Alleinverdiener gar nicht unbedingt weiterführen wollte. Sie kann sich vorstellen, dass sie entweder ihre Eltern einbindet (diese wären bereit dazu) oder dass sie sich die Erwerbs- und Betreuungszeit zu gleichen Teilen mit ihrem Partner teilt: „Das wäre natürlich meine Wunschvorstellung, dass wir beide einfach reduziert schaffen und uns das aufteilen können“, sagt sie. Damit drückt sie ihren Wunsch nach einer gleichberechtigten Partnerschaft aus, die für sie eine normative Kraft hat, erkennbar daran, dass sie den Begriff „natürlich“ verwendet: „Natürlich“ sei das ihr Wunsch, im Sinne von, „das möchte doch jeder“. Jedoch ahnt sie, dass das für ihren Mann in seiner beruflichen Situation „leider nicht möglich“ sein wird.

Der Wunsch nach einer gleichberechtigten Partnerschaft findet sich auch in anderen Interviews und scheint eine wichtige kollektive Orientierung zu sein, also eine Überzeugung, die viele Menschen der Gegenwartsgesellschaft teilen. Müttern wie Vätern scheint daran gelegen zu sein, in punkto Betreuung Gleichberechtigung anzustreben, auch dort, wo das Erwerbsmodell nicht partnerschaftlich ist, weil der Mann der Hauptverdiener und berufsbedingt häufiger abwesend ist.

Partnerschaftlichkeit bedeutet für Bernadette zum Beispiel, dass ihr Mann, wenn er zuhause ist, ebenso für die Kinder zuständig ist, damit „nicht einer vier Kinder hat“. Ebenso begreift sie es als partnerschaftliche Unterstützung, dass sie jeden Dienstag zwei Stunden „frei von ihrem Mann“ bekommt und er bei den vier Kindern zuhause ist. Diese Zeit nutzt sie für einen kurzen Ausflug in die Berge:

Bernadette: „Also ich glaube, wenn man sich da partnerschaftlich nicht einig wäre, ist das enorm zäh. Weil, man macht eh schon so viel, man hat kaum Pause, man muss irgendwie schauen, dass man stabil bleibt psychisch. Also MIR geht es so, ich muss mir, - für mich ist es Luxus. Normalerweise habe ich dienstags von 14 bis 16 Uhr frei von meinem Mann. Und sonst machen wir viel gemeinsam. Und wenn das jetzt nicht, - wenn er das nicht unterstützen würde, dann würde es mir viel schlechter gehen.“

Int.: Was machst du dann, darf ich das fragen? In den zwei Stunden, dienstags?

Bernadette: Ja, dann fahre ich mit dem Auto nach (Ort) (lacht) und gehe ganz alleine - ich will niemanden hören, ich will keine Freundin dabei haben. Ich bin sonst schon sozial, aber ich will niemanden hören, keine Freundin, keine Mama, kein Telefon. Und dann gehe ich, soweit ich kann, also bis zum (Gipfel) oder noch weiter, und rase wieder runter. Und dann bin ich wieder aufgeladen.“ (Bernadette, Pos. 122ff)

Diese Ermöglichung von Freiräumen durch den Partner ist auch für Lina Ausdruck von Partnerschaftlichkeit. Nachdem ihre zweite Tochter geboren war, hat sie darauf hingewirkt, dass er seine Erwerbstätigkeit als selbstständiger Unternehmer aufgibt, weil sie nicht mehr „14, 15 Stunden“ alleine mit den beiden Kindern sein wollte und zum Beispiel kaum Zeit für eigene Arzttermine fand. Er ist nun angestellt und arbeitet im Schichtdienst:

Lina: „Ja. Also mein Mann, der war beim ersten Kind auch selbstständig. Aber der hat es dann aufgegeben - weil, es war jetzt so: Fast 14, 15 Stunden war der draußen. Und ich war mit der Kleinen und mit unserem damaligen Hund immer alleine. Das war sehr schwierig für mich. Und da habe ich gesagt: Nein, das geht nicht mehr. Und ich habe einfach gemerkt: Alleine als Mutter - okay, man macht zwar alles. Aber man braucht Hilfe, auch vom Mann. (...) Und deswegen hat er auch den Jobwechsel gemacht. Jetzt tut er Schicht arbeiten. Und mit unserer zweiten Tochter ist es uns jetzt viel leichter gefallen, weil ich kann jetzt etwas planen mit ihm (= dem Kindsvater). Und wenn er mal Frühschicht hat, kann ich mir einen Termin zum Beispiel vereinbaren. Früher konnte ich nicht mal zwei Jahre lang zum Zahnarzt gehen.“ (Lina, Pos. 33)

Die Väterbeteiligung in Modellen, in denen die Mutter nicht erwerbstätig und tagsüber die Hauptbetreuungs-person ist, findet deshalb zu Zeiten statt, wo der Vater zuhause ist – zum Beispiel auch in der Nacht. So erzählt Lina, dass sie ihren Mann, weil er erwerbstätig ist und früh aufstehen muss, beim ersten Kind noch geschont hat, wenn die Tochter in der Nacht Aufmerksamkeit oder Hilfe brauchte. Doch jetzt, wo das zweite Kind da ist, hat sie diese Rollenverteilung hinterfragt und nimmt ihn in die Pflicht, so wie neulich, als ihre Tochter einen starken Husten hatte: „Aber jetzt beim Zweiten (Kind) habe ich mir gesagt: Nein! - ‚Schatz, aufstehen! Ich muss jetzt EINE Stunde schlafen, schau‘ bitte!‘“ (Lina, Pos. 129).

Im Fall von Hilde sieht die Unterstützung durch den Partner so aus, dass er seine Arbeitszeiten so umgeschichtet hat, dass sie einen Tag pro Woche arbeiten kann und sie an diesem Tag auf eine außerfamiliale Betreuung verzichten können:

Hilde: „Und mein Mann betreut da die Kinder. Der hat es sich von der Arbeit so geregelt, dass er einfach die restlichen Stunden unter der Woche einarbeitet, damit er den Donnerstag freinehmen kann.“ (Hilde, Pos. 31)

Bei Hilde wird außerdem gut sichtbar, dass der Wunsch, die Kinder als Eltern selbst zu betreuen, und zwar möglichst lange, so groß ist, dass die Familienplanung „perfekt“ getimt und in das arbeits- und sozialrechtliche Rahmenwerk eingepasst wird. In Österreich kann die Elternkarenz längstens bis zum zweiten Geburtstag in Anspruch genommen werden und garantiert bis dahin eine Rückkehr an den bisherigen Arbeitsplatz. Hilde erzählt, dass sie „zwischen Kind 1 und 2“ nur zwei Tage hat arbeiten müssen; bei ihrem dritten Kind wird die Erwerbsphase ähnlich kurz sein:

Hilde: „Also bei uns ist die Große, die vierjährige (Name), die ist jetzt im Herbst in den Kindergarten gekommen, das erste Mal. Also sie war jetzt vier Jahre bei mir daheim. Erstens, weil ich einfach der Meinung bin, ich muss es nicht abgeben, wenn ich sowieso daheim bin. Wieso soll ich ein kleines Kind abgeben? Also ich bin wirklich direkt von Karenz zu Karenz. Ich habe zwei Tage arbeiten müssen zwischen Kind 1 und 2. Und somit ist es natürlich zeitlich gut gegangen. Dass ich sowieso daheim war. Und erstens: Wieso soll ich sie in eine Kinderbetreuung geben? Weil ich eben auch der Meinung bin, dass Kinder einfach am besten aufgehoben sind daheim bei den Eltern. Ja, wenn sie von den Eltern erzogen werden und nicht von irgendwelchen fremden Personen. Und der (Name) ist jetzt zwei. Der ist im Herbst, also im September, zwei geworden. Der ist jetzt auch daheim. Und der wird AUCH bis vier Jahre daheimbleiben. Weil ich einfach der Meinung bin, dass es daheim am besten ist.“ (Hilde, Pos. 27)

Was eine partnerschaftliche Aufteilung der Sorgearbeit angeht, zeigen die Beispiele bis hierhin, dass sie von einigen angestrebt, aber nur insoweit realisiert wird, als sich der Vater beteiligt, um die Mutter zu entlasten – die aber weiterhin die Hauptverantwortliche ist. Das ist bei den nun folgenden Fallgeschichten anders.

5.1.2 Betreuung als partnerschaftliches Projekt: „Er ist unter der Woche zuhause“

In drei Fallgeschichten (Pia, Frida und Max) wird die ausschließlich oder hauptsächlich innerfamiliale Kinderbetreuung als „gemeinsames Projekt mit dem Partner“ dargestellt. Die Charakterisierung als „partnerschaftliches“ Projekt wurde dabei von den Erzählpersonen selbst vorgenommen, es ist ihre subjektive Sichtweise. Es geht deshalb nicht nur um einen quantitativ messbaren Zeitaufwand für die Erwerbs- und Fürsorgetätigkeiten. Sondern es geht vielmehr um die Haltung und das Selbstverständnis, wie man sich als Elternpaar wahrnimmt und das in der Alltagspraxis zum Ausdruck bringt.

In Pias Fall ist das zum Beispiel schon daran erkennbar, dass sie von „wir“ spricht (und nicht von „ich“), als es darum geht, ihre Situation zu erläutern, obgleich sie diejenige ist, die (als Nicht-Erwerbstätige) mehr Zeit mit den insgesamt vier Kindern verbringt als ihr Partner. Der wiederum hat den Kindern zuliebe seine Vollzeit- auf eine Teilzeitstelle reduziert:

Pia: „Also wie wir uns dazu entschlossen haben, dass wir mit der Kinderplanung starten,- also wir sind beide eher, kann man das sagen? - traditionell?! Einfach, weil,- also in unserer Familie war das auch schon so. Und wir haben das eigentlich toll gefunden, dass unsere Mama einfach für uns da war. Wir haben uns dann dazu entschlossen, dass er Teilzeit arbeitet, dass er auch viel für die Kinder da sein kann. Mein Mann. Und sie auch viel vom Papa haben. (...) Und wir haben halt gesagt, wenn wir Kinder kriegen, möchten wir das eigentlich selber schaukeln können und nicht alle anderen einspannen für unsere Kinder. Wir möchten, dass sie bei uns sind.“ (Pia, Pos. 24)

Sie verwendet die Formulierung, sie seien als Eltern „traditionell“ – und meint damit, dass sie beide als Kind eine präsenze Mutter hatten, was sie ihren eigenen Kindern auch bieten möchten. Jedoch ist zusätzlich Pias Mann „viel für die Kinder da“ und hat dafür seine Arbeitszeit reduziert. Die hier praktizierte Väterbeteiligung weicht deutlich vom klassischen Rollenbild ab und ist daher doch weniger „traditionell“. Pia selbst plant, bald wieder in ihren Beruf zurückzukehren, was ebenfalls im Kontrast zu einer traditionell geprägten Mutterrolle steht. Sie begreift ihren derzeitigen Fokus auf ihre Mutterrolle und Sorgearbeit nicht als längerfristiges Modell, sondern vielmehr als begrenzte Phase, die sie beide – Vater und Mutter – genießen:

Pia: „Und wir genießen die Zeit jetzt, wo sie klein sind. Und danach kommt wieder eine andere Phase des Lebens. Genau. Deswegen passt das für uns gut so. Für mich ist das die richtige Entscheidung.“ (Pia, Pos. 26)

Was die Gründe für eine innerfamiliäre Betreuung angeht, sehen wir bei Pia sowohl kind- als auch elternzentrierte Argumente: Sie als Eltern „genießen“ die Zeit; und für die Kinder bedeutet die elterliche Betreuung, dass sie etwas von den Eltern „haben“. Es zählt die Nähe zueinander, alle Beteiligten haben einen emotionalen Gewinn.

Eine weitere partnerschaftliche Aufteilung der Betreuungsarbeit mit eigens dafür angepassten Arbeitszeiten, im Sinne von „Doppelerwerb, Doppelbetreuung“, über alle sieben Wochentage hinweg, findet sich in der Familie von Frida. Sie und ihr Mann haben zwei Kinder, sie selbst arbeitet Teilzeit, ihr Mann Vollzeit. Nach zweijähriger Elternkarenz ist sie in ihren Beruf zurückgekehrt. Sie wollte ihre Stelle keinesfalls verlieren, aber auch keine außerfamiliäre Betreuung für den zweijährigen Sohn in Anspruch nehmen. Sie hätte sich vorstellen können, ihn an einem Tag in eine Spielgruppe zu geben, doch hat man dort darauf gedrängt: „Er muss drei Tage mindestens

kommen“. Das war ihr zu viel. Der zeitenflexible Beruf ihres Mannes im Gastgewerbe hat das Paar auf die Idee gebracht, alle Wochentage untereinander aufzuteilen:

Frida: „Das Gastgewerbe ist ja oft verrufen. Und ist oft ganz ein schwieriger Job, was Familie und Vereinbarkeit angeht. Da geben ja viele den Job wieder auf. Und wir haben jetzt einfach gesagt: ‚Komm, wir drehen das um und machen uns genau das zum Vorteil.‘ Er ist unter der Woche zu Hause und hat dann Zeit, eben den ganzen Tag die Kinder zu betreuen, wirklich von der Früh bis zum Abend. Ohne dass wir sie außer Haus geben müssen, halt in eine Fremdbetreuung. Und am Wochenende bin ich dann halt bei den Kindern.“ (Frida, Pos. 19)

Da Fridas Mann unter der Woche tagsüber bei den Kindern ist und Frida dafür abends und am Wochenende, ergibt sich die Situation, dass sie kaum Zeit als Familie, geschweige denn als Paar, miteinander verbringen können. Der fünfjährige Sohn hat schon festgestellt, dass andere Familien eine andere Zeiteinteilung haben, aber Frida erklärt ihm, dass es für ihn „auch ein Vorteil ist“, dass er seine Eltern immer um sich hat:

Frida: „Und das sagen wir auch dem Großen jetzt schon,- weil der dann sagt: ‚Warum muss jetzt der Papa wieder schaffen gehen, ich will, dass er jetzt mit mir ins Bett geht und Geschichten erzählt und Bücher liest.‘ Und dann sagen wir: ‚Schau mal, der Papa hat jetzt am Nachmittag Zeit gehabt, um mit dir ins Hallenbad zu gehen oder mit dir in den Wald zu gehen. Und andere Kinder haben den Papa erst am Abend.‘ Und er ist jetzt mit Fünf,- versteht er das jetzt schon, dass das jetzt wirklich,- Immer wieder triftet er dann halt ab und schimpft dann halt über die Situation. Aber im Großen und Ganzen versteht er das, dass das für ihn auch ein Vorteil ist.“ (Frida, Pos. 19)

Dass Frida und ihr Mann erwerbstätig sind, begründet Frida nicht damit, dass sie finanziell darauf angewiesen wären. Vielmehr arbeitet sie gern in ihrem Beruf: „Es ist so super! Ich kann in meinem Beruf schaffen und habe trotzdem die Vereinbarkeit mit der Familie“ (Frida, Pos. 109). Auch empfindet sie es als Vorteil, dass im Krankheitsfall der Kinder ihr Partner bei ihnen ist: „Ich weiß, dass, wenn die Kinder krank sind, muss ich keine Kinderbetreuung organisieren. Oder ich muss nicht irgendwie mich fast entschuldigen“ (Pos. 76).

Die dritte Fallgeschichte, für die das Betreuungsmodell als partnerschaftliches Projekt interpretiert wurde, gehört Max und seiner Frau. Die beiden haben eine einjährige Tochter. Beide sind erwerbstätig und Max hat seine Ar-

beitszeiten als Koch so gelegt, dass er an drei Werktagen in der Woche seine Tochter hauptverantwortlich betreut, während seine Partnerin studiert. Die zeitversetzte Betreuung hat allerdings – wie auch bei Frida – den Nachteil, dass „Familienzeit“ fehlt:

Max: „Und da haben wir jetzt, sage ich mal, den Vorteil, durch das, dass ich Montag, Dienstag, Mittwoch auch daheim bin, dass wir dann - ja, wir können beide sehr viel arbeiten eigentlich. Aber das Problem ist halt, dass ich dafür jedes Wochenende auch am Arbeiten bin. Dass ich DA nie Zeit habe. Und das ist dann quasi die Familienzeit, die fehlt.“ (Max, Pos. 85)

Im Unterschied zu den beiden obigen Fällen sind die Eltern weitaus weniger skeptisch, was eine außerfamiliäre Betreuung angeht, und sie nutzen sie auch bereits: Die Tochter besucht zwei halbe Tage in der Woche eine Einrichtung. Sie können sich auch vorstellen, diese Zeit auszuweiten. Das jetzige Arrangement der vorwiegend elterlichen Betreuung erscheint eher temporär und wird darin begründet, dass die Tochter doch noch sehr klein ist („sie ist ja doch erst ein Jahr“):

Int.: „Wäre das für Sie eine Überlegung, dass da Ihre Tochter dann noch mehr als die zwei halben Tage da hingehet?“

Max: Naaa (zögerlich/ablehnend). Also jetzt am Anfang nicht. Ich glaube, jetzt die zwei halben Tage, das ist gerade eine gute Zeit. Das ist vormittags, das ist nicht zu lang für sie, weil sie ist ja doch erst ein Jahr. Ja, aber früher oder später kann ich mir das natürlich auch gut vorstellen, dass es mal ein ganzer Tag ist oder so.“ (Max, Pos. 36ff)

Eine generelle Skepsis gegenüber elementarpädagogischen Angeboten ist bei Max also nicht erkennbar. „Früher oder später“ könne man sich eine Inanspruchnahme gut vorstellen – zumal beide Eltern ihrem Beruf bzw. Studium weiter nachgehen wollen.

5.1.3 Ergänzung durch Großeltern: „Und dann war ich sehr froh, dass wir es innerfamiliär lösen können“

Ein abschließendes Fallbeispiel zeigt, dass die Entscheidung für eine ausschließlich innerfamiliäre Betreuung von der Unterstützung der Großeltern abhing. Sofia hat einen zweijährigen Sohn und war sich unsicher, welches Betreuungs-Arrangement sie treffen sollte. Sie ist Lehrerin und wollte ihre Erwerbstätigkeit wieder aufnehmen, war sich aber unsicher, in welchem Ausmaß und zu welchen Zeiten. Also hat sie ihren Sohn erstmal „überall, in jeder Kinderbetreuungseinrichtung angemeldet, weil

ich mir gedacht habe, absagen können wir immer noch“ (Pos. 122). Erst als der Eintritt in die Spielgruppe kurz bevorstand, hat sie mit ihrer Mutter und ihrer Schwiegermutter gesprochen. Beide haben ihr Unterstützung angeboten:

Sofia: „Und dann habe ich mit meiner Mama geredet und mit meiner Schwiegermama. Und die haben gesagt, ja, sie machen das gerne. Und ich war dann sehr froh. Dass wir es dann so innerfamiliär haben lösen können. Hätte ich jetzt den familiären Rückhalt nicht gehabt, wäre er halt dann da in eine Spielgruppe gegangen. Aber ich bin für mich jetzt so froh, weil, - ja, das war mein Wunsch einfach, dass er daheim bleiben kann und in der Familie betreut wird bis er drei ist.“ (Sofia, Pos. 122)

Sofia hat dieses Angebot angenommen und ihr Sohn wird nun von den Großeltern betreut, während sie Teilzeit als Lehrerin arbeitet. Man merkt, dass sie erleichtert ist („ich bin für mich jetzt so froh“), denn diese Lösung entsprach ihrem offenbar verborgenen Wunsch, dass ihr Sohn bis zum Alter von drei Jahren innerfamiliär betreut wird – auch wenn sie diese Vorstellung zuvor nicht stringent verfolgt und ihren Sohn schon für verschiedene Spielgruppen angemeldet hatte.

Die Großeltern (v.a. Eltern der Kindsmutter) tauchen auch in zwei anderen Fallgeschichten auf, und zwar als hypothetische Unterstützer, die man gern in Anspruch genommen hätte, hätten sie ihre Hilfe angeboten, ganz so, wie es bei Sofia war. Weil sie aber nicht mehr leben oder zu weit entfernt wohnen, greift man dann doch auf außerfamiliäre Angebote zurück (Sevgi) oder bleibt als Mutter zuhause (Ruth), weil man sich nicht „traut“, das Kind in fremde Hände zu geben:

Ruth: „Wenn die Mama noch leben würde, dann hätte ich mich vielleicht getraut zu sagen: ‘Okay, ich gehe wieder schaffen. Und ich weiß, bei der Mama ist sie gut aufgehoben.’“ (Ruth, Pos. 45)

Sevgi: „Wenn ich meine Familie da hätte oder so ein soziales Umfeld da hätte, wäre ich auch nicht so auf das fixiert. Also ich hätte sie eigentlich auch daheim gelassen.“ (Sevgi, Pos. 164)

Offenbar hat die Verfügbarkeit der Großeltern für manche Mütter eine große Kraft, die Entscheidungen zur Wahl des Erwerbs- und Betreuungsarrangements zu beeinflussen bzw. das Blatt „noch mal zu wenden“. Sie werden damit zum „Zünglein an der Waage“, wenn es darum geht, ob außerfamiliäre Betreuungsangebote in Anspruch genommen werden oder nicht, oder auch, ob und wann Mütter in den Erwerb zurückkehren oder nicht.

Das gilt jedoch nicht für alle Familien und Mütter. In einigen anderen Familien sind die Großeltern präsent und bieten Alltagsunterstützung an; sie waren aber für die Entscheidung gegen eine außerfamiliale Betreuung nicht so maßgeblich wie in Sofias Fall – oder wie sie für Ruth und Sevgi gewesen wären.

Insgesamt zeigt sich in den bisherigen Fallbeschreibungen zu Leitmotiv 1, dass die „innerfamiliale Betreuung“ – sei es ausschließlich durch die Mutter, beide Eltern oder mit Unterstützung der Großeltern – ein Idealbild darstellt, das entweder bewusst und stringent verfolgt, auch unter Inkaufnahme von Entbehrungen, verwirklicht wird – oder auch erst dann, sobald sich die Gelegenheit dazu bietet.

5.2 Leitmotiv 2: Strukturell-finanzielle Bedingungen und Hürden

Auch bei Leitmotiv 2 geht es darum, warum Eltern keine oder nur ein geringes Maß an elementaren Bildungs- und Betreuungsangeboten für ihre Kinder nutzen. Im Unterschied zu Leitmotiv 1 sind die Eltern außerfamilialer Betreuung gegenüber prinzipiell positiv eingestellt. Die geringe Inanspruchnahme ist damit verknüpft, dass man die Angebote in der ein oder anderen Hinsicht als unzureichend erlebt, sei es in struktureller oder finanzieller Hinsicht. Auch negative Erfahrungen mit der Betreuungsqualität können eine Rolle spielen.

Typische Zitate, die zu diesem Leitmotiv gehören sind:

- „Ich will normal arbeiten – aber Spielgruppe ist fünf Stunden Maximum.“ (Iman)
- „Für was? Damit jemand das Kind betreut, gehe ich jetzt schaffen und muss trotzdem wieder zahlen?!“ (Katja)
- „Vollzeitbetreuung, das musst du dir finanziell leisten können!“ (Nina)
- „Wenn es jetzt genügend Plätze geben würde, würde ich sie sicher dorthin schicken.“ (Katja)
- „Die, die Vollzeit arbeiten, werden natürlich bevorzugt.“ (Sevgi)
- „Es war mit einfach zu hart. Ich habe sie dann abgemeldet.“ (Aliyah)

Auch hier gibt es wieder drei unterschiedliche Modelle in der familialen Praxis: (1) die erwerbstätige Mutter als Hauptbetreuungsperson, (2) das nicht-geplante Allein- oder Zuverdienermodell und (3) die zeitversetzte Elternschaft.

5.2.1 Erwerbstätige Mutter als Hauptbetreuungsperson

„Beim zweiten Kind will ich da sein“, sagt Aliyah in ihrem Interview. Sie begründet damit, warum sie für ihre zweijährige Tochter nur in eingeschränktem Maß eine außerfamiliale Betreuung Anspruch nimmt – obwohl das Angebot vorhanden wäre. Bei ihrem Sohn hat sie es noch vollumfänglich genutzt, sie sagt: „Der war wirklich Vollzeit in Betreuung, da ich viel arbeiten musste und Deutschkurs machen musste“. Jedoch hat ihr Sohn negative Erfahrungen machen müssen, die ihn „traumatisiert“ haben und die sie teils als rassistisch einstuft („wir sind Ausländer, wir sind dunkel, und wir sind Moslems“). Als alleinerziehende Mutter mit begrenzter finanzieller Absicherung ist sie in besonderem Maße auf ihr eigenes Erwerbseinkommen angewiesen. Sie ist Pflegerin und arbeitet Nachschichten, weil diese besser bezahlt sind und sie außerdem weniger Stunden für ihre 60%-Stelle arbeiten muss, so dass mehr Zeit für ihre Kinder bleibt. Doch entsteht damit das Problem, dass sie eine Kinderbetreuung für die Nacht braucht. Die zweijährige Tochter kann dann meistens von ihrem Vater betreut werden, der zehnjährige Sohn (von einem anderen Ex-Partner) hat aber keine Betreuung. Sie lässt ihn alleine in der Wohnung schlafen, mit Kameraüberwachung, was ihr aber Sorgen bereitet: „Ich kann es nicht anders. Ich muss arbeiten, ich brauche Geld. Aber ich habe immer ein schlechtes Gefühl.“ Sie wünscht sich deshalb, dass es auch Betreuungsangebote für die Nacht gibt.

Was konkret die Betreuungssituation für ihre nun zweijährige Tochter angeht – dem altersmäßigen Fokus der Studie – verzichtet sie aufgrund ihrer negativen Erfahrungen beim ersten Kind bewusst auf eine ausgedehntere Betreuungszeit, obwohl diese prinzipiell vorhanden wäre. Für die damals einjährige Tochter gab es ein Betreuungsangebot in einer Spielgruppe. Doch Aliyah zögerte und entschied sich dagegen:

Aliyah: „Die bei uns, - ich glaube, sie nehmen sie sehr klein. Also ein Jahr oder sogar unter einem Jahr. Und für mich, - es war mir einfach zu hart. Ich habe sie dann abgemeldet.“ (Aliyah, Pos. 54)

Jetzt, ein Jahr später, hat sie die zweijährige Tochter in einer Spielgruppe angemeldet. Doch Aliyah möchte, dass sie weniger Zeit dort verbringt als ihr Bruder, um genau diese schlechten Erfahrungen zu vermeiden:

Aliyah: „Ich habe das Gefühl, ich muss darauf achten, dass ich nicht zu viel die Betreuung auch nehme, wie bei meinem Sohn, da er keine gute Erfahrung hatte.“ (Aliyah, Pos. 10).

Es mangelt in ihrem Fall also nicht an einem Angebot, sondern es mangelt an Vertrauen in die Betreuungsqualität, das ihr aufgrund ihrer bisherigen Erfahrung abhandengekommen ist. So ähnelt ihre Betreuungspraxis als Hauptbetreuerperson nur auf den ersten Blick jenen Müttern aus Leitmotiv 1. Sie unterscheidet sich von ihnen darin, dass sie (1) das Vertrauen verloren hat (zunächst war es vorhanden), und dass sie es sich (2) nicht leisten kann, auf eine Erwerbstätigkeit und deshalb gänzlich auf eine externe Betreuung zu verzichten.

5.2.2 Nicht-geplantes Allein- oder Zuverdienermodell

Vier Interviewpartner:innen (Iman, Elise, Sevgi, Felix) wurden der Gruppe zugeordnet, die ein Erwerbsmodell praktiziert, das nicht unbedingt so geplant war. In allen vier Familien wäre denkbar gewesen, dass die Kindsmutter überhaupt oder in einem größeren Ausmaß erwerbstätig ist (entweder Teilzeit oder Vollzeit), sie wird aber aus unterschiedlichen, strukturellen Gründen zurückgehalten – was darin resultiert, dass das Paar ein eher traditionelles Alleinverdienermodell oder ein Zuverdienermodell lebt, jeweils klassisch mit dem Vater als Hauptverdiener. Der außerfamilialen Kinderbetreuung ist man positiv gegenüber eingestellt und die Kinder werden außerfamilial betreut, jedoch nur in geringem Ausmaß. Es wird sich jedoch zeigen, dass das nicht-geplante Modell nicht von allen als nachteilig empfunden wird. Vielmehr äußern manche eine gewisse Ambivalenz oder sogar Freude darüber, die Betreuung der Kinder in größerem, vielleicht unerwartetem, Ausmaß innerfamilial übernehmen zu können.

Bei der 31-jährigen Bosnierin Iman ist das keineswegs der Fall: Ihre Fallgeschichte und ihre Positionierung kontrastiert in mehrerlei Hinsicht zu jenen Müttern, die aus Überzeugung auf eine Erwerbstätigkeit verzichten oder diese einschränken – dem Kind zuliebe oder auch, weil sie selbst darin Erfüllung finden (vgl. Leitmotiv 1). Iman möchte hingegen gern erwerbstätig sein, möchte ihr eigenes Geld erwirtschaften. Sie grenzt sich bewusst vom „Daheimsein“ ab, das könne sie mal einen Tag aushalten, aber länger nicht:

Iman: „Ich kenne Frauen, die daheim bleiben. Aber ich nicht. Nein, ich nicht liebe zuhause. Ich auch so mit mein Sohn. (...) EIN Tag ist gut. Aber zuhause bleiben? Naaa!“ (Iman, Pos. 197)

Vielmehr will sie „normal“ arbeiten, wie sie immer wieder betont und meint damit, dass sie ihre Erwerbstätigkeit ausdehnen möchte, von aktuell 18 Stunden pro Woche in einer Hilfstätigkeit (sie packt Waren in einem Versandhandel) auf eine Vollzeitstelle. Auch sucht sie eine anspruchsvollere Tätigkeit, denn sie hat einen Lehrabschluss im Informatikbereich. Doch das gelingt ihr nicht, weil sie keine Betreuung für ihr Kind hat. Ihr zweijähriger Sohn besucht eine Spielgruppe, er „liebe“ es dort, alles sei „tiptop“, doch sie hat das Maximum an Betreuung mit fünf Stunden pro Tag bereits ausgeschöpft.

Iman: „Das Problem ist, er ist noch in der Spielgruppe. Spielgruppe hier ist fünf Stunden Maximum. (...) Ich will normal Arbeit. Aber, sie sagt: ‚Er ist noch klein. Du musst warten‘.“ (Iman, Pos. 36)

Damit praktiziert sie unfreiwillig ein Zuverdienermodell mit ihrem Partner, der Vollzeit erwerbstätig ist. Diese Konstellation entspricht nicht ihren Vorstellungen, da sie es als selbstverständlich erachtet, dass sie als Frau erwerbstätig ist – ein Rollenverständnis, das in ihrer Familie schon immer gelebt wurde. Sie zieht ihre Cousine als Vergleich heran, deren gleichaltriges Kind werde von acht Uhr morgens bis vier Uhr nachmittags betreut – und das kostenlos („sie hat keine Probleme mit Kind, ihr Sohn ist auch zwei Jahre. Und sie zahlt nichts“). Auf die Nachfrage, ob sie sich vorstellen könnte, ihren Sohn in einer eventuell kooperierenden Nachbargemeinde betreuen zu lassen, reagiert sie skeptisch. Sie habe zwar einen Führerschein, aber kein Auto.

Auch Felix' Familie praktiziert eher unfreiwillig ein Zuverdienermodell: Er hat eine Vollzeitstelle, seine Frau eine Teilzeitbeschäftigung. Beide sind Akademiker und arbeiten in für sie angenehmen und gut bezahlten Jobs. Er erzählt, dass es schwierig war, für den damals einjährigen Sohn einen Betreuungsplatz zu finden, was für seine Frau bedeutete, dass sie nach einem Jahr nicht einfach auf ihre Vollzeitstelle zurückkehren konnte und stattdessen zwei Jahre Elternkarenz nahm:

Felix: „Die meisten Kindergruppen nehmen Kinder unter eineinhalb Jahren nicht. Also das heißt, da ist auf jeden Fall ein Gap, wenn du das einkommensabhängige Kinderbetreuungsgeld nimmst, das geht ja nur ein Jahr. Dann hast du mindestens ein halbes Jahr eine Lücke.“ (Felix, Pos. 58)

Im Betriebskindergarten seiner Frau hätten sie dann aber einen Platz bekommen. Mittlerweile besucht der fünfjährige Sohn den Kindergarten, die zweijährige Tochter ist derzeit 12 Stunden in Betreuung. Sie sind mit der Einrichtung und der Betreuungsqualität sehr zufrieden. Jedoch gibt es logistische Herausforderungen, weil die Kinder Betreuungseinrichtungen in unterschiedlichen Orten besuchen und die Öffnungs-, Bring- und Abholzeiten nicht zueinander passen. Die Eltern müssen unnötige Wege fahren bzw. haben dafür Homeoffice-Arrangements eingeführt.

Insgesamt würde Felix das von ihnen praktizierte Zuverdienermodell gern eintauschen gegen ein partnerschaftliches: Es wäre ihm am liebsten, dass beide auf Teilzeit reduzieren und sich Erwerbs- und Betreuungsarbeit gleichmäßiger aufteilen könnten. Jedoch würde das zu große finanzielle Einschnitte bedeuten, da er einen Vollzeitjob mit Überstundenpauschale hat. Eine Reduktion seiner Arbeitszeit wäre finanziell „ein Einschnitt, den ich mir nicht leisten kann“.

Am Beispiel von Felix wird deutlich, dass die strukturell-finanziellen Bedingungen, die das Betreuungsarrangement formen, nicht allein im Bereich der Elementarpädagogik verankert sind. Entsprechend können bestehende Unzufriedenheiten auch nicht ausschließlich durch Maßnahmen über diesen Sektor behoben werden, wie etwa die Unzufriedenheit mit arbeitsrechtlichen Vereinbarungen oder den typischerweise höheren Gehältern von Männern (Gender Pay Gap).

Elise ist eine junge Mutter, die aus der Türkei zugewandert ist. Ihre Kinder sind zwar betreut (der Fünfjährige 25 Stunden und die Zweijährige elf Stunden pro Woche), doch Elise würde die Betreuung gern ausweiten, sobald sie erwerbstätig ist. Momentan ist das noch nicht der Fall, da sie zunächst Deutsch lernen und ihren Meisterbrief als Friseurin anerkennen lassen muss, um in Österreich in ihrem Beruf arbeiten zu können. Ihr Mann arbeitet im Schichtdienst in einer Fabrik und trägt momentan allein zum Familieneinkommen bei. So sehr sie zukünftig unbedingt erwerbstätig sein möchte, so ambivalent präsentiert sie sich doch, wenn es um die aktuelle Betreuung ihrer zweijährigen Tochter geht. Sie sagt:

Elise: „Also, im Augenblick ist sie ja noch recht klein. Es reicht für mich aus, dass ich diese drei Tage die Kleine in Betreuung abgeben kann. Ich habe aber das Glück, dass ich eben noch nicht berufstätig bin. Deshalb kann ich es mir leisten, dass ich zuhause auf die Kleine aufpassen kann.“ (Elise, Pos. 113)

Obwohl sie also unzufrieden damit ist, dass sie noch nicht erwerbstätig sein kann, beschreibt sie diese Einschränkung gleichzeitig als glückliche Fügung, denn so könne sie es sich „leisten“, ihre „noch recht kleine“ Tochter in einem größeren zeitlichen Ausmaß selbst zu betreuen. Interessanterweise verwendet sie damit genau die Formulierung („leisten“), die schon einige andere Mütter verwendet haben um auszudrücken, dass es „Luxus“ sei, es sich (finanziell) leisten zu können, als Mutter bei den Kindern zuhause zu sein (vgl. Leitmotiv 1). Dabei bleibt offen, ob Elise überhaupt die Möglichkeit hätte, ihre Tochter mehr als die elf Stunden betreuen zu lassen oder ob die Stundenzahl (wie oft noch üblich) an eine Erwerbstätigkeit gekoppelt ist.

Die Interpretation von Sevgis Situation ist etwas schwierig, weil bei ihr Erwerbs- und Betreuungsarbeit nicht klar zu trennen sind. Das hat damit zu tun, dass sie selbst als Kindergartenassistentin geringfügig in einer privaten Einrichtung beschäftigt ist, die auch ihre beiden Töchter besuchen. Sie ist froh, dass sie dorthin gehen und betont die Vorteile:

Sevgi: „Also meine zwei Töchter, die sind,- also die (Name), die ist vier. Die ist vormittags im Kindergarten. Und die (Name), also die Zweijährige, die geht dreimal die Woche in die Spielgruppe. Also meine Familie ist nicht da, als wohnt nicht in Vorarlberg. Die sind in (Bundesland). Eine Fremdbetreuung hätte ich dann auch nicht. Und weil mir eben wichtig war, dass sie eben Deutsch lernen und eben miteinander mit anderen Kindern das,- eben dieses,- ja, es ist einfach eine schöne Zeit, die sie miteinander verbringen. (...) Ich habe das Glück, dass ich meine Kinder eben in meine Einrichtung bringen kann (lacht kurz), weil ich eben dort arbeite. Aber von außen hätte ich leider keine Chance gehabt.“ (Sevgi, Pos. 74)

Danach gefragt, ob sie sich vorstellen könnten, dass ihre beiden Kinder mehr Stunden dort verbringen, antwortet sie jedoch ausweichend bzw. argumentiert, dass dies ohnehin nicht möglich wäre, weil man wegen der knappen Plätze „untereinander schaut“, wer wann unbedingt einen Platz benötigt; schließlich hätten Vollzeit beschäftigte Eltern Vorrang:

Int.: „Du sagst dreimal pro Woche, geht deine Tochter dahin. Könnte sie quasi aufstocken? Oder würdest du gern mehr? Oder wie ist das?“

Sevgi: (seufzt etwas angestrengt) Es ist so in Absprache. Es ist eben nur EINE Gruppe. Und da schaut die Leiterin, welche Eltern brauchen mehr? Also die, die Vollzeit arbeiten, tut man natürlich bevorzugen, da gibt man die Einheiten dann eher mehr ab. Und ja, und bei mir war das eben so, dass ich jetzt nur mal geringfügig angefangen habe heuer zu arbeiten. Und dann redet man untereinander so. Sagt man: ‚Ja, du, würde es bei dir passen, wenn du sie nur dreimal in der Woche bringst?‘ Weil der andere von den Eltern braucht eben mehr. Also da schaut man untereinander.“ (Sevgi, Pos. 75f)

So scheint sich Sevgi gut mit der familialen Erwerbssituation zu arrangieren, in der ihr Mann der Hauptverdiener ist und sie als geringfügig Beschäftigte die Betreuungsstunden ihrer Kinder ohnehin nicht aufstocken könnte. Sie scheint durchaus zufrieden damit, dass sie in ihrer Doppelrolle als pädagogische Fachkraft und Mutter ihre Kinder tagsüber selbst betreuen kann.

5.2.3 Zeitversetzte Elternschaft: „Dass fix irgendeiner daheim ist“

In zwei Familien (Nina und Katja) arbeiten die beiden berufstätigen Eltern zeitversetzt, weil elementarpädagogische Angebote nicht in gewünschter Form zur Verfügung stehen. Zeitversetzte Elternschaft bedeutet, dass zwar immer jemand bei den Kindern ist. Jedoch arbeiten diese Eltern im Schichtdienst und sind dann mit den Kindern allein, wenn sie ihre Ruhezeiten haben und eigentlich schlafen sollten. Diese Eltern haben nicht den Anspruch (wie Eltern von Leitmotiv 1), ihre Kinder lieber oder besser selbst zu betreuen als sie es einer Einrichtung zutrauen würden.

Im Fall von Nina und ihrem Partner fehlt es an einem Kindergartenplatz für die dreijährige Tochter, sie stehen auf der Warteliste. Sie sind eine Patchworkfamilie, haben drei Kinder und einen gewissen Erwerbsdruck („es geht nicht anders, vom Finanziellen her“). Sie können deshalb die Arbeitszeit nicht reduzieren. Ihre Lösung besteht darin, dass sie und ihr Partner Vollzeit arbeiten – in Gegenschichten in einer Fabrik:

Nina: „Die Vierjährige ist im Kindergarten, vormittags. Die Dreijährige von ihm ist zuhause. Also das ist eine total schwierige Situation. Wir schaffen beide im gleichen Bereich, zwar in unterschiedlichen Firmen, aber im gleichen Bereich. Und wir schauen halt, dass wir Gegenschichten kriegen. Ja, anders ist es unmöglich. Und mit nur einem Einkommen auch absolut unmöglich. Das, - ja (lacht trocken) ist nicht machbar sonst.“

Int.: Das heißt, wenn der eine eigentlich von Euch schlafen muss, ist gleichzeitig Kinderbetreuung sozusagen?

Nina: Richtig (nickt bedeutungsvoll). Ja. Ist anstrengend, aber, - Muss gehen.“ (Nina, Pos. 22ff)

Das Modell bietet zumindest den Vorteil, dass sie die Kosten für eine Ganztagsbetreuung der Kinder einsparen. Diese sei schließlich auch teuer und es würde sich die Frage stellen, ob sich der Arbeitseinsatz auf einer Vollzeitstelle unter diesen Umständen überhaupt noch „rentiere“:

Nina: „Der früheste Eintritt zum Kindergarten ist drei. Und jetzt steht sie halt da auf der Warteliste. Und wir warten und schauen, was möglich ist. Aber auch, WENN sie im Kindergarten ist, dort, Vollzeitbetreuung, das musst du dir finanziell leisten können. Dass sich das wirklich rentiert, dass du Vollzeit schaffen gehst, aber nebenher die Vollzeitbetreuung für zwei Kinder zahlst.“ (Nina, Pos. 36)

Einen weiteren Vorteil in ihrem Wechselschicht-Modell sieht Nina darin, „dass fix irgendeiner daheim“ ist. Denn mit drei Kindern könne es schnell einmal „sehr komplex“ und logistisch herausfordernd sein, Erwerbs- und Fürsorgezeiten zu vereinbaren – spätestens dann, wenn die Kinder einmal krank würden:

Nina: „Wenn Vormittag plus Mittagbetreuung plus Mittagessen plus Nachmittag je nachdem, wie du vom Schaffen kommst, wie du sie abholen kannst, - ist es sehr komplex. Und dann wird es noch komplexer, wenn dann eins von den Kindern krank ist. Oder beide krank sind (lacht). Und dann ist es geschickter, du schaust, dass du das von Anfang weg wirklich privat IRGENDWIE geregelt hast. Dass fix irgendeiner daheim ist. Auch wenn es die Beziehung belastet.“ (Nina, Pos. 36)

Mit ihrer letzten Bemerkung „auch wenn es die Beziehung belastet“ deutet sie an, dass das von ihnen gewählte Betreuungsmodell nicht ideal ist. An anderer Stelle erwähnt sie das nochmals:

Nina: „Jetzt sehen wir uns halt so gut wie gar nicht. (Pause, nickt bedeutungsvoll). Das belastet AUCH, ja! Belastet die Beziehung extrem. Aber es ist irgendwie machbar.“ (Nina, Pos. 26)

Die zweite Interviewpartnerin, die ihre Erwerbstätigkeit bewusst zeitversetzt zu ihrem Partner organisiert, ist Katja. Sie hat drei Kinder. Zunächst arbeitete sie einhalb Jahre in einer Teilzeittätigkeit unter der Woche, brachte die Kinder aber nur vormittags in die Einrichtung, um das Geld für das Mittagessen und die Nachmittagsbetreuung einzusparen („Und da denke ich mir: Für was? Damit jemand das Kind betreut, gehe ich jetzt schaffen und muss trotzdem wieder zahlen?“):

Katja: „Ich habe das Kind am Morgen um sieben in die Kleinkindbetreuung gefahren, Mittag wieder geholt, weil sonst hätte ich wieder Mittagsbetreuung, Mittagessen, - wär's wieder ins Geld gegangen. Also du gehst eigentlich nur schaffen, damit jemand das Kind betreut. Das macht für mich keinen Sinn. Und das ist eineinhalb Jahre so gegangen, dass ich das durchgezogen habe mit drei Kindern Nachtschicht schaffen, vier Stunden schlafen, dann wieder am Abend eine Stunde hinlegen. Das macht alles keinen Sinn. Da ist halt ein Jobwechsel in Frage gekommen. Was anderes ist bei uns einfach nimmer gegangen.“ (Katja, Pos. 57)

Obwohl das Paar ein gutes Einkommen erzielt, „machte es für (sie) keinen Sinn“, das erwirtschaftete Geld gleich wieder in die außerfamiliale Kinderbetreuung zu investieren. Weil sie nicht mehr „schaffen gehen will, damit jemand das Kind betreut“, hat sie schließlich den Job gewechselt. Jetzt arbeitet sie ausschließlich am Wochenende:

Katja: „Also ich schaffe jetzt wieder nur nachts, von 20 Uhr bis fünf Uhr morgens. In dieser Zeit betreut mein Mann das Kind. Wenn ich heimkomme, ist er auch noch daheim, und das passt.“ (Katja, Pos. 60)

Sie ist nun unter der Woche zuhause und kann deshalb die vierjährige Tochter selbst betreuen. Sie hat sie vom Kindergarten abgemeldet, zum einen, weil sie niemand anderem einen Platz wegnehmen möchte („für was soll ich jetzt wieder einen Betreuungsplatz wegnehmen? Weil, es ist einfach ein Mangel“) – zum anderen aber, weil sie sich die Kosten nicht leisten möchte. Man sei in einem finanziellen „Teufelskreis“:

Katja: „Das war jetzt der Grund, warum ich jetzt halt mein Kind aus der Kleinkindbetreuung rausgenommen habe. Die Kosten, das geht halt immer wieder ins Geld. Du schickst ein Kind zur Betreuung, damit du schaffen gehen kannst, weil sich das finanziell nicht ausgeht. Und SCHON wieder musst du zahlen! Also irgendwie bist du in einem Teufelskreis, wo du nicht rauskommst.“ (Katja, Pos. 57)

So beschreiben beide hier vorgestellten Mütter, Nina und Katja, verschiedene Formen von Zwängen (finanziell) oder Mängeln (Betreuungsplätze), die sie dazu veranlasst hat, ihre Erwerbszeiten anzupassen, damit immer jemand bei den Kindern zu Hause ist. Beide Familien haben jeweils drei Kinder und sind auf den elterlichen Doppelverdienst angewiesen.

6. Einstellungen zu früher Bildung und Betreuung: Was brauchen Kinder?

Was ist für Kinder im Alter zwischen null und fünf Jahren wichtig, wenn es darum geht, wie sie ihren Tag verbringen? Die Eltern wurden gebeten einzuschätzen, was ihre Kinder in diesem Alter brauchen, und zwar im Hinblick darauf, was die verschiedenen Settings – familiale vs. außerfamiliale Betreuung – ihrer Ansicht nach mitbringen. So wurde gefragt, was Eltern institutionellen Angeboten voraushaben, aber auch umgekehrt, was eine Kleinkind-, Spiel- oder Kindergartengruppe bieten kann. Auch der Begriff der elementaren Bildung wurde eingebracht: Wie wird er von den Eltern definiert und eingeordnet? Was gehört zu früher Bildung? Und wer sollte diese Inhalte idealerweise vermitteln?

6.1 Das Elternhaus als emotionale Basis und primäre Sozialisationsinstanz

Eine Reihe von Erzählpersonen hat die wichtige Rolle der Eltern betont, die diese in den ersten Lebensjahren ihres Kindes einnehmen. Auch das Elternhaus als Ort des freien Lernens und sich Ausprobierens spielt dabei eine Rolle. Hier kommen insbesondere jene Erzählpersonen zu Wort, die sich aus Überzeugung dafür entschieden haben, ihre Kinder hauptsächlich (oder exklusiv) innerfamilial zu betreuen (Leitmotiv 1, vgl. oben).

6.1.1 Geborgenheit und Individualität: „Du bist so und so, und ich spür’ dich“

Auf die Frage, was Eltern ihren Kindern in besonderer Weise bieten können, werden von den meisten Aspekten genannt, die die besondere Bindung zwischen Eltern und Kind betreffen. Nora zum Beispiel betont, dass das „Spüren“ und die individuelle Rücksichtnahme auf jedes Kind „nur möglich (ist) in dieser Formation der Kleinfamilie“:

Nora: „Das Miteinander, das ist so wichtig für später, für das ganze Leben. Für immer. Und das sind aber so feine Nuancen, wo natürlich in einer öffentlichen Kinderbetreuung gar nicht drauf eingegangen werden KANN. Da passiert das in der Gruppe, was auch natürlich ist. Es geht ja gar nicht anders. Aber so etwas ist nur möglich in dieser Formation der Kleinfamilie, wo wir Eltern für unsere Kinder da sind und wirklich sehen: ‚Hey! Du bist so und so, und ich spür’ dich, und ich weiß, was du tust. Und du weißt, was ich tu. Und wir schauen aufeinander.‘

Und aus diesem kleinen Vertrauen und diesem kleinen Nest, und wirklich aus dem Kleinsten raus, - ‚ah ja, du bist heute verkühlt, es geht dir nicht so gut‘ - zum Beispiel, dass sie das spüren und man sagt: ‚Jetzt musst du dich echt mal hinlegen, und wir gehen heute nicht raus‘ und solche Dinge.“ (Nora, Pos. 27)

Das individuelle Eingehen auf das Kind thematisiert auch Frida. In der Mittagsbetreuung könne ihr fünfjähriger Sohn, nachdem er vormittags im Kindergarten war, „nirgends hingehen mit seinen Emotionen“. Dazu braucht es sie als Mutter, die schon an seinem Gang hört, ob es ein guter oder schlechter Tag für ihn im Kindergarten war. Und dann sei es „ganz wichtig, dass ich da bin und das abfedere“:

Frida: „Also ich finde auch, - also was mir wichtig ist, dass jetzt der Große, wenn er heimkommt vom Kindergarten, ich als Mama, - oder wir als Familie, sind sein Netz. Also er kommt mit Emotionen heim, was ist gut gelaufen? Was ist schlecht gelaufen? Wenn der in eine Mittagsbetreuung geht, der kann nirgends hingehen mit seinen Emotionen. Und ich merke das schon, wenn er entweder selber kommt oder wenn ich ihn abhole, wie der zur Tür herkommt, oder schon an seinem Gang, ob das jetzt ein guter Tag ist oder ein schlechter Tag ist. Und ich glaube, das ist ganz wichtig, dass ich dann da bin und das abfedere. (...) Und halt, dass ich einfach individuell auf ihn reagieren kann.“ (Frida, Pos. 91)

Zwei junge Mütter, deren Töchter gerade erst zwei Monate (Sarah) bzw. zwei Jahre (Elise) alt sind, betonen ihre exklusive Rolle als Mutter, indem sie beide antworten, dass sie „alles“ besser machen können als eine externe Betreuungsperson:

Int.: „Was ist so das, was eine Mutter ihrem Kind geben kann?“

Sarah: Also, was kann ich besser geben als eine Frau in der Spielgruppe?

Int.: Ja.

Sarah: Also, alles (lacht).“ (Sarah, Pos. 92ff)

Elise unterstreicht noch einmal die besondere Nähe der Mutter zu ihrem Kind:

Elise: „Sie braucht die Mama.

Int.: Was ist das so, was Sie als Mutter Ihren Kindern mitgeben können, was eine Spielgruppe nicht kann?

Elise: Alles. Die Nähe. Also körperliche Nähe und auch die psychische Nähe. Da finde ich, dass die Kleine noch viel braucht. Deswegen brauchen wir die Mamas.“
(Elise, Pos. 257ff)

Besonders im Fall von Sarah ist zu berücksichtigen, dass ihre Tochter gerade einmal acht Wochen alt ist und die Mutter-Kind-Beziehung in dieser Zeit noch nahezu symbiotisch ist. Sie ist geprägt durch körperliche Nähe und intensive Fürsorge. Es ist deshalb wenig überraschend, dass sie die Emotionalität und Exklusivität der Mutter-Kind-Beziehung besonders betont.

6.1.2 Lernen: „Daheim lernst du überall. Das ist auch elementare Bildung“

Im Folgenden geht es konkret um den Begriff der elementaren Bildung. Wo findet diese statt – und wie? Der Interviewverlauf in einer Fokusgruppe mit vier Müttern ist besonders aufschlussreich, weil er unterschiedliche Aspekte enthält, die „elementare Bildung“ im institutionellen, frühkindlichen Bereich kritisch hinterfragen. Die Interviewerin wirft also den Begriff der „elementaren Bildung“ in die Runde und fragt, was die Interviewpartnerinnen damit verbinden. Die erste Mutter (Pia) stellt den Bildungsbegriff zunächst in den Kontext des Kindergartens („das gibt es bei uns im Kindergarten auch“). Auf Nachfrage, was elementare Bildung für die Jüngeren, konkret die 0- bis 3-Jährigen, bedeuten könnte, startet ein lebhafter Austausch. Lina wirft lediglich das Wort „Zuhause“ ein – denn dort sollte ihrer Meinung nach elementare Bildung stattfinden. Pia greift diesen Gedanken auf: Ihr zweijähriger Sohn würde, wenn er ihr beim Kochen zuschaut, definitiv „elementare Bildung“ erfahren – aber eben von ihr, der Mutter, im vertrauten Setting:

Int.: „Ich mag Euch noch ein Stichwort gern geben. Elementare Bildung. Könnt Ihr damit was anfangen? Es hieß ja früher Kinderbetreuung. Jetzt wurde auch das Gesetz in elementare Bildung erweitert. Gibt Euch der Begriff was? Verbindet Ihr damit was?

Pia: Also elementare Bildung, das gibt es bei uns im Kindergarten auch, oder? Wo sie halt,- also bei uns im Kindergarten (...) lernen sie, dass sie einen Kreis malen können, sowas halt. (...)

Int.: Wie ist das mit den Jüngeren? Null- bis Dreijährige?

Lina: Zuhause!

Pia: Ja, daheim. Aber elementare Bildung, ich weiß nicht. Ein Zweijähriger, und der kocht mit mir, dann ist das auch schon elementare Bildung. (...)

Ruth: Ja, also für mich ist elementare Bildung - ich glaube, da habe ich gar kein Bild mir gemacht, sondern das ist für mich einfach gleichgestellt mit Kinderbetreuung.

Int.: Also schon gleichgestellt?

Ruth: Joah (etwas zögernd) - oder halt, joah.

Nora: Ja, eigentlich ist es nachahmend. Das Mitleben, das Zuschauen. Das Indirekte.

Lina: Ja, das Lernen, das Zuschauen.

Pia: Aber ich finde, der Zweijährige, mit dem ich koche,-

Nora: (gleichzeitig) Der muss nichts lernen!

Pia: (gleichzeitig) der schlägt das Ei auf. Und lernt, wie man das Ei öffnet. Das ist für mich auch elementare Bildung.

Nora: Ich denke, sie dürfen einfach auch Kind sein, sie müssen ja nichts lernen.

(Alle reden durcheinander)

Lina: Aber dann lernst du ja was, weil du ein super Spaß hast.

Pia: Ja, sie dürfen einfach lernen, wenn sie mit mir backen.

Ruth: Aber ich denke, daheim lernst du überall. Da gibt es so viel. Einfach auch das Kochen oder,- keine Ahnung.

Pia: Ja, oder das Putzen, wenn du einen Lumpen hast, der groß ist, dann wird der Fleck immer größer. Das ist auch elementare Bildung (alle lachen). Dann lernt er, das Wasser geht weiter, wenn man es weiter putzt. Da lernt er ganz viel, das ist alles elementare Bildung.“
(Fokusgruppe, Pos. 241ff)

Trotz der unterschiedlichen Akzente distanzieren sich alle Teilnehmenden dieser Runde vom Begriff der elementaren Bildung für das institutionelle Setting oder sogar generell: Elementare Bildung wird entweder gänzlich aufgelöst („Der muss nichts lernen, sie dürfen einfach Kind sein“; „das ist für mich gleichgestellt mit Betreuung“) oder bewusst vom institutionellen Kontext gelöst und in den häuslichen Bereich geholt („Daheim lernst du überall“). Hier wird die elementare Bildung ein Begriff des Elternhauses, und – wie die Beispiele zeigen – vor allem der Mutter. Sie ist die hauptsächliche Betreuungsperson, die tagsüber im Beisein ihres Kindes haushaltsbezogene Tätigkeiten erledigt. Diese werden zum Lerninhalt: Ein Ei aufschlagen, Putzen, Kochen, Backen. Das Lernen findet dabei ohne Zwang, nebenbei, durch Beobachten und Nachahmen statt, im Setting des Familienalltags:

Pia: „Sie dürfen einfach lernen, wenn sie mit mir backen“ (Pos. 259)

Nora: „Ja, eigentlich ist es nachahmend. Das Mitleben, das Zuschauen, das Indirekte.“ (Pos. 251)

Diesen Aspekt der kindlichen „Freiheit“, im Elternhaus im eigenem Rhythmus das tun zu können, worauf man gerade Lust hat, greift Nora noch mal in einem illustrativen Zitat auf. Ihre Kinder erleben ein harmonisches Familienidyll im Dorf, mit anwesenden Großeltern, Tieren und Traktor, das den Kindern guttut, „weil man da noch bis mittags im Pyjama ummirennen kann“:

Nora: „Wir haben die Schwiegereltern im unteren Stock. Meine Schwägerin mit Kindern wohnt gleich daneben. Also wir wohnen in einem sehr kleinen Dorf mit 300 Einwohnern. Also wirklich klein. Und da ist das Zuhause so spannend, mit der Katze, mit den Hühnern. Und mit dem Traktor. Und weil man da noch bis mittags im Pyjama ummirennen kann. Und das Buch vielleicht noch mal fünf mal anschauen kann, obwohl man es schon angeschaut hat. Dass die (= ihre Kinder) das gar nicht einsehen, warum sie da hingehen (= zur Kinderbetreuung). Und: ‚Warum muss ich da alles tun, was man da sagt? Und ich habe jetzt keine Lust, rauszugehen. Oder ich habe keine Lust, JETZT eine Jause zu essen.‘ Und sie können einfach noch selber ein bisschen bestimmen: Wo gehe ich hin, und was mache ich?“ (Nora, Pos. 29)

Weil Nora aus der Perspektive ihres dreijährigen Sohnes formuliert und ihm ihre Worte in den Mund legt, erscheinen die Vorbehalte noch einmal größer: „Warum muss ich da alles tun, was man da sagt?“ Sie schreibt ihm zu, dass er sich in einer Kinderbetreuungseinrichtung nicht wohlfühlen würde, weil er dort stärker reglementiert und in seiner kindlichen Freiheit eingeschränkt würde. Sie zeichnet sie einen starken Kontrast zwischen einer Kinderbetreuungseinrichtung und dem Zuhause – übrigens, ohne dass sie das Wort Spielgruppe, Kindergarten o.Ä. überhaupt je formuliert. Dieser Ort bleibt ein unbekanntes, abstraktes „da“.

Was konkret die Mutterrolle angeht, verteidigen alle hier zitierten Interviewpartnerinnen ihre Position als primäre Sozialisationsinstanz und positionieren sich als Konkurrentin zu frühkindlichen Bildungsangeboten in außerfamilialen Einrichtungen. Diese Konkurrenz wird noch mal deutlicher in einem anderen Zitat von Nora, in dem sie provokant fragt: „Wieso wird uns Eltern abgesprochen, dass wir unsere Kinder gut erziehen können?“ Dass man von politischer Seite den Ausbau der Kinderbetreuung vorantreiben möchte, sieht sie als Angriff auf ihre Rolle als Mutter, die ihre Kinder doch selbst gut betreuen und frühkindlich bilden kann:

Nora: „Genau! ‚Nur Kleinkindbetreuung‘. ‚Wir müssen ausbauen, wir müssen betreuen.‘¹⁹ Und WIESO wird uns Eltern abgesprochen, dass wir unsere Kinder gut erziehen können? ‚Sie müssen pädagogisch betreut werden und sie müssen in die Schule‘ und da müssen wir zulegen.‘ Nein! Müssen wir nicht! Das glaube ich nicht!“ (Nora, Pos. 223)

Eine ähnlich konkurrenzbetonte Position nimmt Interviewpartnerin Hilde ein, die sich dagegen ausspricht, dass ihr zweijähriges Kind „fremde Bezugspersonen“ bräuchte oder „singen lernen“ sollte. Das sei in diesem Alter noch überhaupt nicht notwendig:

Hilde: „Ich habe eine Freundin, die hat gemeint, das ist total wichtig für ein zweijähriges Kind, dass das in einer Betreuung ist. Weil, es braucht fremde Bezugspersonen. Wo ich sage: Nein, braucht es nicht! Ein Kind braucht Eltern. Vielleicht noch, okay, Oma, Opa. Tante. Aber es braucht nicht irgendeine fremde Bezugsperson. Ja, dann kommen Kommentare, so: Ja, es muss ja singen lernen.‘ Joa! Aber halt nicht mit zwei Jahren!“ (Hilde, Pos. 31)

¹⁹ Sie bezieht sich auf das Vorhaben, dass mehr Kinderbetreuungseinrichtungen entstehen sollen und ahmt diese Forderung nach.

Ihre Meinung „Ein Kind braucht Eltern“ und die Ergänzung „vielleicht noch Oma, Opa, Tante“, unterstreicht, dass sie für Kleinkinder eine nichtfamiliale Betreuung ebenso ablehnt wie eine institutionell vermittelte elementare Bildung. Die Familie, und insbesondere die Eltern, sind für sie die konkurrenzlose primäre Sozialisationsinstanz.

6.1.3 Werte

Ebenfalls angesprochen wurde die Ebene der Werte. Einige Eltern betonen ihre Rolle als primäre Wertevermittler. In dieser Aufgabe fühlen sie sich den institutionellen Einrichtungen frühkindlicher Bildung überlegen, da sie glauben, grundlegende Werte am besten im familiären Umfeld weitergeben zu können.

Ruth: „Aber ich habe halt das Gefühl, - mir ist es halt wichtiger, daheim zu sein und die Werte, die mir wichtig sind, dem Kind mitzugeben.“ (Ruth, Pos. 49)

Für Max ist es das „Benehmen“, „Höflichkeit“, „nettes Auftreten“, das lerne man nicht im Kindergarten, sondern da seien sie als Eltern „eindeutig zuständig“:

Max: (...) einfach generell das Benehmen. Ich glaube, da sind einfach wir dann zuständig, so was lernt sich nicht im Kindergarten oder so. So was lernt man nicht im Kindergarten oder so, dass man einfach höflich ist und halt ein nettes Auftreten hat. (...) Ja, ich denke, da sind eindeutig wir zuständig für so Sachen. Ja.“ (Max, Pos. 67)

Nora betont ihre Rolle als Vermittlerin von Werten wie „Verständnis füreinander« und Toleranz“. Weil sie genau dafür gebraucht wird, will sie auch nicht als Arbeitskraft für „die Wirtschaft“ zur Verfügung stehen. Sie ärgert sich über die Bemühungen, Frauen „zurück in die Arbeit“ zu bringen:

Nora: „Ja, Frauen müssen zurück in die Arbeit (gequält). In die Wirtschaft! Also (schüttelt den Kopf). Es gibt ja den Spruch: ‚Eine Mutter kann vieles ersetzen, aber niemand kann eine Mutter ersetzen.‘ Und genau so ist es! (...) Und da haben wir als Mütter die Möglichkeit, so viel abzufangen, was später viel schwieriger wird, aufzuarbeiten. Und auch gerade jetzt, wo so viel KI und Computer, und wir sind immer noch weniger in Interaktion miteinander. Das Verständnis füreinander und die Toleranz, die daraus entsteht, das, glaube ich, ist ganz wichtig, dass das aus der eigenen Familie kommt.“ (Nora, Pos. 64)

Mit dem von ihr zitierten Spruch „eine Mutter kann vieles ersetzen, aber niemand kann eine Mutter ersetzen“ eröffnet sie eine Konkurrenzsituation zwischen ihr als Mutter und anderen Sozialisationsinstanzen – zum Beispiel Angeboten der Elementarpädagogik. Sie will nicht „ersetzt“ werden und verwehrt sich dagegen. Dabei wird in Nora Zitat etwas sichtbar, das einige Interviewpartner:innen charakterisiert, die dem Leitmotiv 1 zugeordnet wurden: Man setzt die Inanspruchnahme elementarpädagogischer Angebote gleich mit dem Verlust der eigenen Rolle als primäre Sozialisationsinstanz. In ihrem Verständnis kann nur die ständige Präsenz der Eltern („daheim sein“) ihre besondere Rolle als Wertevermittler gewährleisten.

6.2 Vorteile elementarpädagogischer Angebote

Dass die Inanspruchnahme von außerfamilialen Angeboten die elterliche Rolle als primäre Sozialisationsinstanz untergraben würde, sehen nicht alle Interviewpartner:innen so. Felix zum Beispiel versteht den Besuch einer elementarpädagogischen Betreuung nicht als Ersatz, sondern als ergänzendes Angebot zur elterlichen Weitergabe von Wissen und Fähigkeiten. Es ist kein „Entweder-Oder“ – im Sinne von „Lernen zuhause“ vs. „Lernen mit der Elementarpädagogik“, sondern er sieht die „Möglichkeit, dass sie von anderen Menschen andere Sachen dazulernen“ – weil sie als Eltern eben auch ihre „Defizite“ hätten:

Felix: „Und das sind genauso Sachen, wo es eigentlich drum geht, dass sie einen Ort haben, wo sie eine Freude haben, wo sie sich entwickeln können und wo sie ein paar Sachen lernen, die sie von uns halt nicht lernen. Weil, wie gesagt, wir haben halt UNSERE Defizite. Das heißt, von uns werden sie bestimmte Sachen vielleicht nicht gut lernen. Aber es gibt dann auch Möglichkeiten, dass sie von anderen Menschen andere Sachen dazulernen. Und das finde ich eigentlich toll, dass man da eine Möglichkeit hat, sein Kind da hinzubringen in eine Gruppe, wo es einen Ort hat, wo sie was dazulernen, was dazu entwickeln können, auch anschauen können, auch auszuprobieren.“ (Felix, Pos. 86)

Welche „bestimmten Sachen“ Kinder in einer elementaren Einrichtung möglicherweise „dazulernen“ können, wurde in den Interviews adressiert: Die Eltern wurden gefragt, welchen Nutzen oder auch Vorteile sie in außerfamilialer Betreuung und Bildung sehen. Welche Inhalte oder Fähigkeiten können dort gefördert werden, die im Elternhaus möglicherweise nicht in gleichem Maße vermittelt werden? In den Antworten mischen sich allgemeine Einstellungen mit spezifischen, positiven Erfahrungen.

In den Zitaten sind verschiedene Aspekte enthalten:

- das Erlernen neuer Fähigkeiten, miteinander oder auch voneinander („da schaut sie sich ab, wie man krabbelt“)
- das Erlernen oder Verfeinern der deutschen Sprache,
- das Erleben von Gemeinschaft mit anderen Kindern,
- das Erlernen von Selbstständigkeit, aber auch Rücksichtnahme innerhalb der Gruppe,
- gemeinsam „Spaß haben“ („die hocken da umeinander und haben die größte Gaudi“),
- Freund:innen der Kinder besuchen dieselbe Einrichtung („die sind jetzt alle in der Spielgruppe“).
- Chancengleichheit

6.2.1 Von- und miteinander lernen, Gemeinschaft, Spaß

Max erläutert, Max erklärt, wie seine einjährige Tochter das Krabbeln bei anderen Kindern abschaut – als Eltern kämen sie da an ihre Grenzen:

Int.: „Sie haben es eben schon so ein bisschen angedeutet, dass sie da was lernen. Was kann denn vielleicht so ein Zwergengarten anderes bieten, als das Eltern können? Gibt es da was?“

Max: Ja, ich glaube, dass sie viel von anderen Kindern abschauen. Das haben wir davor auch schon gemerkt. Also in unserem Freundeskreis sind ja auch schon viele Kinder. Und wenn dann mal Ältere dabei sind, die dann mit ihr spielen, dann schaut sie sich ab, wie man krabbelt oder so. Wo wir als Elternteil das jetzt nicht sagen können, wie das funktioniert. Ja und dass sie halt auch sehen, wie sie dann mit einem Auto fahren und das dann auch probieren. Halt mit so einem Scooter. Ja, dass sie so Sachen dann abschauen.“
(Max, Pos. 46–47)

Elise, deren Tochter zwei Jahre alt ist, stellt fest, dass diese in der Spielgruppe schon gelernt hat, ihre Kleidung alleine anzuziehen. Zuhause sei sie als Mutter da zu wenig konsequent. In der Spielgruppe hingegen könne ihre Tochter Selbstständigkeit erlernen:

Elise: „Die Selbstständigkeit. Weil, zuhause mache ich das (Jacke anziehen) ja nach wie vor, obwohl das nicht sein sollte. Und ich sehe, dass er halt im Kindergarten gelernt hat, selbstständig die Jacke anzuziehen und auszuziehen, und Schuhe auch.“
(Elise, Pos. 359)

Auch den sozialen Aspekt, das „Gefühl für ein Miteinander“ spricht Elise an:

Elise: „Also es fängt mit der Kommunikation an. Dass man miteinander spielen kann, dass man überhaupt dieses Gefühl von Miteinander entwickeln kann, das Gemeinsame entwickeln kann als Gefühl. Und dass man dann auch schon ein bisschen mehr miteinander kommuniziert.“ (Elise, Pos. 357)

Einige Erzählpersonen nehmen Bezug darauf, dass in ihrer Familie Deutsch nicht die Erstsprache ist und ihre Kinder von der Elementarpädagogik sprachlich profitieren:

Katja: „Und wir sind halt ursprünglich aus Serbien, und sie hat da super Deutsch gelernt!“ (Katja, Pos. 66)

Sarah: Das -, ja, das ist auch ein Vorteil von Spielgruppe. Weil sie ist so klein, und ich denke, sie lernt die Sprache perfekt. Bei mir ist manchmal schwierig. Aber ich versuche, es gut zu machen.“
(Sarah, Pos. 116)

Sevgi: „Und weil mir eben wichtig war, dass sie eben Deutsch lernen und eben miteinander mit anderen Kindern das, - eben dieses, - ja, es ist einfach eine schöne Zeit, die sie miteinander verbringen.“
(Sevgi, Pos. 72)

Was Sevgi als „einfach schöne Zeit“ anspricht, findet sich auch in anderen Zitaten, in denen hervorgehoben wird, dass die Kinder mit anderen Kindern Spaß haben, „einfach spielen“ und eine unbeschwerte Zeit verbringen, die ihnen „taugt“:

Max: „Der halbe Tag, das ist glaube ich super für sie, dass sie einfach so spielen kann. Und das taugt ihr momentan wirklich mit den Kindern.“ (Max, Pos. 39)

Ruth erzählt von der Wald- und Wiesenspielgruppe, die ihre dreijährige Tochter zehn Stunden pro Woche besucht. Obwohl sie eher zu jenen Müttern gehört, die ihre Kinder hauptsächlich innerfamiliär betreuen möchten, erzählt sie sehr positiv von den Erfahrungen, die ihre Tochter dort macht. Sie genieße die Zeit in der Natur und hätte viel Spaß mit den anderen Kindern („die hocken da umeinander und haben die größte Gaudi“):

Ruth: „Also die sind den ganzen Tag draußen. (...) Und das finde ich halt cool. Weil,- (überlegt) Weil Kinder halt noch neugierig sind und halt das alles irgendwie entdecken wollen. Und es ist auch ein Bächle dort,- Dann sehen sie halt mal einen Frosch und können dann schauen, was da jetzt grad,- oder letztes Mal hat eine einen Igel daheim gefunden, den hat sie dann mitgebracht. Und das ist natürlich ein Highlight für die Kinder. Und das mit den Matschpfützen, also mit der Lache, das,- die können, wenn es halt geregnet hat, ist da eine riesen Lache. Und die hocken da umeinander und haben die größte Gaudi. Also ich glaube, es ist einfach schon allein, dass es draußen ist, ist es schon cool.“ (Ruth, Pos. 82-88)

Zwei Mütter, Iman und Katja, äußern, dass sie mit dem, was ihre Kinder in der elementarpädagogischen Einrichtung erleben oder lernen, als Mutter kaum mithalten können. Iman bezieht das auf das „Spielen mit anderen Kindern“, Katja betont den Lern- und Spaß-Faktor („mit Kindern malen und spielen macht halt mehr Spaß als mit der Mama“):

Iman: „Und ich finde wirklich, das ist für das Kind besser, Spielen mit anderen Kindern.“ (Iman, Pos. 142)

Katja: „Aber ich finde, wo meine Kleine in der Kleinkindbetreuung gewesen ist, hat sie viel mehr gelernt. Also das zusammen Kommunizieren, Spielen mit den Kindern. Sie haben viel mehr gemalt. Und das ist ein anderer Umgang, als wenn sie das nur mit mir daheim machen. Also mit Kindern malen und spielen macht halt mehr Spaß als mit der Mama. (...) Spaziergänge mit den Kindern, die man macht. Das ist anders, als wenn sie jetzt mit mir da am See spazieren geht. Das ist ganz was anderes.“ (Katja, Pos. 66)

Ein weiterer Aspekt betrifft nicht das unmittelbare Angebot der Einrichtung, sondern das soziale Umfeld. Es geht darum, dass auch Freunde und Freundinnen der Kinder eine bestimmte Einrichtung besuchen. Davon erzählt Sofia, Mutter eines zweijährigen Sohnes. Sie möchte ihn zuhause betreuen, er aber ist traurig, dass er nicht in die Spielgruppe gehen darf, weil doch seine Freundin auch dort ist:

Sofia: „Bei meinem Sohn merke ich jetzt: Er täte jetzt schon gern mal öfters. Also wir treffen uns ganz viel mit Gleichaltrigen. Aber die sind jetzt alle in der Spielgruppe. Und es wird immer schwieriger, sich mit Gleichaltrigen zu treffen. Weil sie immer an einem anderen Tag dann noch in der Betreuung sind. Und ich,- er hat jetzt letztens mal gefragt, ob wir zu der Freundin können, und dann habe ich gesagt: ‘Nein, die ist heute in der Spielgruppe.’ Und dann hat er gesagt: ‚Ich möchte AUCH in die Spielgruppe‘“ (Sofia, Pos. 141)

Sofia überlegt nun, ob sie ihn für das nächste Betreuungsjahr dort anmeldet („und dann habe ich gesagt, wir können ja mal schauen“). Damit zeigt sich, dass der Besuch einer Einrichtung auch den sozialen Vorteil bieten kann, bestehende Freundschaften der Kinder aufrechtzuerhalten – ganz unabhängig vom pädagogischen Konzept oder Qualität der jeweiligen Einrichtung.

6.2.2 Chancengleichheit: Vorteile für Kinder mit anderen Startbedingungen

Wie im einleitenden Teil dieser Studie dargelegt, zeigen empirische Erhebungen wiederkehrend, dass Kinder aus benachteiligten Familien vom Besuch einer elementarpädagogischen Einrichtung profitieren können – sofern man berücksichtigt, dass die Gruppen sozial und zum Beispiel auch sprachlich gut durchmischt sind. Dass es Kinder gibt, die durch einen frühzeitigen Zugang zu Bildung, Förderung und außerfamilialen sozialen Interaktionen besonders profitieren, war auch Thema in den Interviews.

Das Erlernen oder Verfeinern der Sprache für Kinder mit nicht-deutscher Erstsprache wurde dabei öfters genannt (vgl. auch vorheriger Abschnitt).

Aliyah: „Ich finde das auch gut, dass sie da Deutsch reden, also lernen kann, das finde ich gut. Weil mein Deutsch ist nicht das richtige Deutsch, sage ich immer (lacht bisschen). Weil mein Deutsch ist nicht ein Deutsch, das ich einem Kind beibringen kann, so meine ich, weißt du? Am besten kann ich Englisch und meine Muttersprache. Und dann lernt sie in der Spielgruppe Deutsch.“ (Aliyah, Pos. 102)

Julia: „Also ich könnte mir gut vorstellen,- oder sagen wir so: In Familien, in denen Deutsch ganz ein schwieriges Thema ist, da würden die Kinder sicher profitieren, wenn sie in eine Fremdbetreuung gehen - und auch früher schon! Weil sie dort einfach die Möglichkeit haben, das zu lernen. Vorausgesetzt natürlich, dass man da Deutsch redet.“
(Julia, Pos. 53)

Während Aliyah über ihre eigene Familiensituation spricht (sie stammt aus Kenia), ist Julias Beitrag anders gefärbt. Er ist eingebettet in eine lebhaftere Diskussion darüber, ob eine elementarpädagogische Angebote im Kleinkindalter überhaupt notwendig seien. Eine Interviewpartnerin, Bernadette, betonte dabei, dass sie als Mutter die beste Betreuungsperson für ihr Kind sei, da sie am besten mit ihm kommunizieren könne. Hier widerspricht Julia und führt damit den Aspekt ein, dass das nicht für alle Familien gelte. Sie arbeitet als Lehrerin, erzählt davon, dass es Familien gibt, wo „die Mama den ganzen Tag nur im Bett“ liegt, das sei Realität. Besonders in diesen Familien habe eine außerfamiliale Betreuung einen besonderen Nutzen für die Kinder:

Bernadette: „Wer redet mit einem Kind so 1:1, wie eine Mama das machen würde?! Oder eine Oma. Oder?!“

Julia: Also, es ist sicher das Beste. Aber es ist nicht jede Mama so. Vielleicht KANN das auch nicht jede Mama. Oder? Vielleicht haben manche auch selber solche Nöte und Ängste oder schlimme Sachen erlebt, ich weiß es nicht, dass sie einfach das gar nicht können. Wir haben teilweise auch Schüler gehabt, da sind die Eltern,- wir haben gewusst, die schlafen den ganzen Tag. Es hat geheißen, die Mama ist den ganzen Tag nur im Bett. Sie kann sich nicht kümmern um die Kinder. (...) Und ich finde AUCH, dass da natürlich die Politik dann auch das auffangen sollte. Aber vielleicht wäre die schnellere Hilfe für ein Kind auch gute eine gute Fremdbetreuung.

Bernadette: Ja, wenn du das so schilderst, dann geht mir das natürlich auch ein.“
(Fokusgruppe 3, Abs. 58ff)

Auch Hilde nimmt auf ihren beruflichen Alltag als Polizistin Bezug und findet, dass eine „Fremdbetreuung“ zum Beispiel für Kinder aus Familien mit Suchtproblematik „schon sinnvoll“ wäre:

Hilde: „Ja, ich denke mir, durch das, dass ich polizeilich viel mitkriege, da gibt es natürlich Kinder, ich sage mal, Sucht-giftfamilie, Alkoholikerfamilie. Und für solche, denke ich mir, wäre es natürlich auf alle Fälle gut, wenn sie in eine Fremdbetreuung kommen. Als wenn die von jemandem daheim betreut werden, wo eben die Mutter nur an der Flasche hängt. Also da wäre es wahrscheinlich schon sinnvoll. Aber da ist dann wieder die Frage, ob die sich das finanziell leisten können.“
(Hilde, Pos. 62)

Am Ende des Zitats stellt Hilde infrage, ob sich die von ihr beschriebenen Familien eine außerfamiliale Betreuung überhaupt leisten könnten. Hier knüpft Frida an. Sie vertritt eine ähnliche Meinung wie Hilde und wünscht sich, dass der Staat „da eingreifen und das auch finanzieren“ sollte:

Frida: „Und ich glaube, auch, wenn Kinder einfach schwierige Verhältnisse haben, und es tut ihnen gut, wenn sie in der Kinderbetreuung sind, wo sie lachen, wo man kreativ schafft, wo man fröhlich ist, wo man Bücher liest, wo sie warm Mittag essen können, dann sollte man das unterstützen. Und da sollte der Staat eingreifen und das auch finanzieren.“
(Frida, Pos. 63)

Die hier zitierten Mütter sehen die Chancengleichheit durch außerfamiliale Betreuung darin, dass Kinder aus benachteiligten Familien durch elementarpädagogische Angebote bessere Entwicklungschancen in punkto Bildung erhalten („wo man Bücher liest“), wo sie aber auch eine gute Grundversorgung erhalten („wo sie warm Mittag essen können“) und Unbeschwertheit erleben („wo man fröhlich ist“).

Die Kontexte benachteiligter Familien werden hier recht düster gezeichnet («wo eben die Mutter an der Flasche hängt»). Davon möchte man sich offenbar unbedingt distanzieren, etwa erkennbar in der Formulierung „solche Familien“. Die Eltern unterstreichen damit, dass außerfamiliale Betreuung eher etwas für „die anderen“ ist.

Ein weiteres Zitat zum Thema Chancengleichheit stammt von Felix. Für ihn sind benachteiligte Kinder jene, deren Eltern keine Zeit für sie haben und die „froh sind, dass das Kind abgegeben ist“. Gleichzeitig meint er, dass „das System“ jedoch „Grenzen“ hat, d.h. man könne nicht alle Kinder auffangen und ihnen dieselben Chancen auf ihrem Lebensweg mitgeben wie Eltern das tun könnten, die genügend (zeitliche) Ressourcen haben, um ihre Kinder zu fördern.

Felix: „Man merkt, welche Kinder, - das merkt man schon in relativ frühem Alter, haben Eltern, die viel Zeit haben? Und welche Kinder haben Eltern, die keine Zeit haben? Und bei manchen merkt man: Wer hat Eltern, die sich engagieren, und wer hat Eltern, die jetzt froh sind, dass das Kind abgegeben ist? Und das merkt man bei den Kindern einfach in ihrer Entwicklung schon. Selbst, wenn ich nicht viel Ahnung davon habe, habe ich den Eindruck, dass man ab und zu schon sieht, manche haben einfach mehr Förderung als andere. Also ich glaube, dass die Chancengleichheit einfach extrem schwierig ist. Und dass man auch sagen muss, das kann, glaube ich, von außen auch keiner zu 100% ausgleichen, das schafft das System nicht.“ (Felix, Pos. 159)

Felix vertritt insgesamt die Position, dass elementare Bildung wichtig ist. Jedoch meint er, dass sie die Zeit, die Kinder mit ihren Eltern innerhalb der Familie verbringen, nicht vollständig ersetzen könne, wenn diese Familienzeit fehlt. Er zeichnet ein eher pessimistisches Bild und kommt zu dem Schluss, dass „die Chancengleichheit einfach extrem schwierig ist“.

Auf einer sprachlich-analytisch vertiefenden Ebene fällt an Felix' Formulierung auf, dass er in seiner Beschreibung mit dem „System“ abstrakt bleibt, also nicht eine Einrichtung oder Betreuungspersonen nennt, die vielleicht an ihre Grenzen stoßen. Diese Abstraktion fällt auch in anderen Zitaten auf, etwa weiter oben, wo die Einrichtung als Ort, „wo man Bücher liest“, beschrieben wird – aber die Betreuungspersonen unerwähnt bleiben. Denn es hätte auch heißen können: „wo die Pädagog:innen vorlesen“. Diese Abstraktion offenbart eine gewisse Distanz der Eltern zu den Einrichtungen. Auch der Begriff der „Fremdbetreuung“, der öfters verwendet wird, beinhaltet diese Distanz: Es ist dort „fremd“ – im Gegensatz zu „bekannt“ und „vertraut“. Dieses Thema der Semantik wird später noch einmal gesondert betrachtet (Kapitel 8).

6.3 Vom richtigen Zeitpunkt: Alter, Ausmaß, Arbeitszeiten

Ab welchem Kindesalter kann man sich vorstellen, sein Kind außerfamilial betreuen zu lassen? Für wie viele Stunden? Und ist jedes Kind dafür gleichermaßen bereit? Die Frage nach dem „richtigen Zeitpunkt“ zieht sich wie ein roter Faden durch die Erzählungen und Überlegungen der Interviewpartner:innen. Sie beginnt bei der Überlegung, wann der richtige Zeitpunkt für die Eingewöhnung des Kindes in eine Betreuungseinrichtung ist, reicht über das Betreuungsausmaß bis hin zu den Arbeitszeiten der Eltern und der Frage, ob eine Ganztagsbetreuung in Frage kommen könnte. Auch die Themen Elternkarenz und Wahl des Modells für das Kinderbetreuungsgeld sind Beispiele für diese Frage nach dem «richtigen Timing». Diese beiden letzten Punkte betreffen vor allem die Eltern selbst und werden später im Kapitel „Elternsein: Zwischen Selbst- und Fremdansprüchen“ behandelt.

Die folgenden Abschnitte zeigen, dass es verschiedene Referenzpunkte dazu gibt, inwieweit Eltern sich eine außerfamiliale Betreuung vorstellen können: Mal werden entwicklungsbezogene Überlegungen geäußert, mal wird die Individualität des Kindes betont. Oder aber man ist generell skeptisch, so wie Interviewpartnerin Katja. Sie reagiert auf eine entsprechende Diskussion in einer Fokusgruppe fast ein wenig aufgebracht und sagt: „Es GIBT gar kein Alter. Ob sie jetzt drei ist, ob sie jetzt fünf ist, ich gebe sie ja ungern weg“ (Katja, Pos. 124).

Es handelt sich dabei um eine thematische Zusammenstellung typischer Sichtweisen, die sich nicht gegenseitig ausschließen. Das heißt, ein und dieselbe Erzählperson kann beispielsweise der Meinung sein, dass Kinder unter drei Jahren noch nicht eine Betreuungseinrichtung besuchen sollten, gleichzeitig aber den Kindergarten als wertvolle Bildungsstätte für Vierjährige sehen.

6.3.1 Entwicklungsbezogene Vorbehalte: „Kleinkinder müssen noch keine Gruppe haben“

Wenn in den Fokusgruppen darüber gesprochen wurde, wann und ob Kinder eine außerfamiliale Einrichtung besuchen sollten, wurde von einigen darauf hingewiesen, dass jüngere Kinder „noch keine Gruppe“ brauchen. Typische Ankerzitate sind hier:

- „Also die Gleichaltrigen brauchen sie noch gar nicht so.“ (Rosa)
- „Bis die Kinder drei sind, brauchen sie eigentlich keine anderen Kinder.“ (Sofia)
- „Braucht sie Mama.“ (Elise)
- „Bevor ein Kind sich nicht ganz so ausdrücken kann, fällt es mir schwer.“ (Julia)

Es geht also darum, dass man für Kinder im Alter unter drei oder vier Jahren noch keinen entwicklungspsychologischen Gewinn dafür erkennt, dass sie sich in einer Gruppensituation mit Gleichaltrigen aufhalten. Sie „brauchen“ sie nicht, sondern seien vielmehr auf erwachsene Bezugspersonen angewiesen, an denen sie sich orientieren können – wobei hier ausschließlich an die Eltern („Mama“, „Papa“) gedacht wurde:

Sofia: „Ich bin ja selbst auch Pädagogin in der Ausbildung, und sie haben immer gesagt: Bis die Kinder drei sind, brauchen sie eigentlich keine anderen Kinder. Also für ihre Weiterentwicklung. Und für die Aneignung von Kompetenzen. Also da reicht es eigentlich, wenn sie bei der Mama sind. Oder beim Papa.“ (Sofia, Pos.122)

Rosa: „Sie (ihre Freundin) hat gesagt: Ja, halt Kinder in dem Alter brauchen eigentlich eine Person, eine erwachsene Person, die sich um sie kümmert. Und wenn Geschwister da sind,- also das Bild war: Eine Hand nach oben und eine Hand nach unten. Das ist mir geblieben. Also halt jemand, der sie hält. Aber jemand, wo sie das weitergeben können. Also die GLEICHaltrigen brauchen sie eigentlich noch gar nicht so. Das war ein guter Grund, der mich überzeugt hat. Und es KOMMT ja auch, oder? Also es ist ja dann Kindergarten.“ (Rosa, Pos.108)

Wenn es um ein konkretes Alter geht, ab wann Kinder bereit sind oder davon profitieren, eine elementarpädagogische Einrichtung zu besuchen, gehen die Meinungen und Eindrücke auseinander: Während Vater Felix über seine Tochter sagt „bei ihr hat es mit einem Jahr nicht geschadet“, hält es Pia auch im Alter von zwei Jahren noch zu früh; und Lina findet, dass ihre Kinder „bis vier wenigstens“ nicht unbedingt außerfamilial betreut werden sollen:

Pia: Weil, ab zwei, du musst sie ja nicht gleich in die Kleinkindbetreuung schicken - Ich meine, da sind wir eh einer Meinung, dass das zu früh ist für Kinder (lacht).

Lina: Ich finde, bis vier wenigstens. Bis sie Kindergarten halt anfangen.“ (Fokusgruppe 1, Pos. 117f)

Julia orientiert sich in ihrer Entscheidung nicht primär am Alter, sondern formuliert als Kriterium, dass sich ihr Sohn „ausdrücken können“ muss, bevor sie ihn in andere Hände gibt. Sie fügt dann an, dass das wahrscheinlich bedeuten würde, dass sie ihn „daheim lässt, bis er zwei ist“:

Julia: „Was ich für mich jetzt einfach auch gesehen habe: Bevor ein Kind sich irgendwie nicht ganz so ausdrücken kann, fällt es mir schwer, es in eine Betreuung zu geben. Wenn es nicht zeigen kann, was es möchte. Oder halt ich,- als Mama kriegt man das ja mit. Aber ja, so in der Gruppe ist es dann doch noch mal was anderes. Drum wäre jetzt meine Tendenz eher die, dass ich sage, ich lasse ihn daheim, bis er zwei ist.“ (Julia, Pos.37)

Ihre Erläuterung, dass ihr Sohn vor dem zweiten Geburtstag noch nicht richtig „zeigen kann, was er möchte“ legt nahe, dass sie Zweifel hegt, ob außerfamiliale Betreuungspersonen die Bedürfnisse ihres Kinder ebenso gut verstehen und darauf eingehen können wie sie als Mutter. Sie spricht es auch aus, indem sie sagt: „Als Mama kriegt man das ja mit“; will heißen: Sie hat als Mutter eine besondere Verbindung zu ihrem Kind, die durch intuitives Verstehen seiner Bedürfnisse geprägt ist – eine Fähigkeit, die sie anderen Betreuungspersonen nicht in gleichem Maße zutraut.

6.3.2 Kein Dauermodell: „Je älter sie werden, desto weniger brauchen sie einen“

Weitere Aussagen thematisieren das individuelle Tempo des Kindes und das Temporäre: Einige Eltern betonen, dass ihre Entscheidung gegen eine außerfamiliale Betreuung nicht grundsätzlich oder dauerhaft sein muss, sondern vom Entwicklungsstand und den individuellen Bedürfnissen des Kindes abhängt. Ankerzitate sind:

- „Je älter sie werden, desto weniger brauchen sie einen.“ (Pia)
- „Das ist aber ein Prozess, und dem muss man Raum geben.“ (Nora)
- „Früher oder später kann ich mir das natürlich auch gut vorstellen.“ (Felix)
- „Ich werde drauf schauen, dass ich mich am Kind orientiere.“ (Sevgi)
- „Mit vier wird man kommunikativ und braucht das.“ (Bernadette)

Die hier zugeordneten Aussagen verdeutlichen, dass man einer außerfamilialen Betreuung gegenüber nicht prinzipiell negativ eingestellt ist, dass man aber zwischen einem „Jetzt“ und einem „Später“ unterscheidet: „Jetzt für den Moment“ oder „jetzt am Anfang“ will man keine außerfamiliale Betreuung in Anspruch nehmen; man kann sich das aber für einen späteren Zeitpunkt durchaus vorstellen. Pia sagt, dass irgendwann „wieder eine andere Phase des Lebens“ kommt, aber momentan, „jetzt, wo sie klein sind“, möchte sie die Zeit mit den Kindern „genießen“:

Pia: „Und also,- das ist jetzt für den MOMENT, da ist das für mich ganz wichtig, und für die Kinder einfach wichtig, dass ich bei ihnen sein kann. Und der Älteste ist fünf. Und da merke ich schon, dass das nimmer so ist. Und je älter sie werden, desto weniger brauchen sie einen. (...) Wir genießen die Zeit jetzt, wo sie klein sind, und danach kommt wieder eine andere Phase des Lebens.“ (Pia, Pos. 24)

Max' Tochter ist gerade ein Jahr alt geworden. „Jetzt am Anfang“ empfindet er zwei halbe Tage an außerfamilialer Betreuung als gerade recht, das sei gerade „eine gute Zeit“. „Früher oder später“ sei eine ausgedehntere Inanspruchnahme aber „natürlich“ vorstellbar:

Int.: „Wäre das für Sie eine Überlegung, dass Ihre Tochter dann noch mehr als die zwei halben Tage da hingehet?“

Max: Naaa (zögerlich, ablehnend). Also jetzt am Anfang nicht. Ich glaube, jetzt die zwei halben Tage, das ist gerade eine gute Zeit. Das ist vormittags, das ist nicht zu lang für sie, weil sie ist ja doch erst ein Jahr. Ja, aber früher oder später kann ich mir das natürlich auch gut vorstellen, dass es mal ein ganzer Tag ist oder so.“ (Max, Pos. 36f)

Wann dieser Zeitpunkt da ist, dass eine außerfamiliale Betreuung in Frage kommt, lässt sich für viele nicht so leicht ausmachen. Man solle den Kindern Zeit geben und auch individuelle Unterschiede berücksichtigen, bis sie dieses Interesse an einer Gruppensituation dann von selbst entwickeln – bei manchen sei das „mit vier, bei dem anderen mit fünf“, sagt Nora. Es sei „ein Prozess, dem man Raum geben muss“:

Nora: „Und das Interesse, zum sich mit einer Gruppe,- sich auf etwas einzustellen, das kommt von selber. Und bei dem einen Kind kommt es mit drei (Jahren) und bei dem anderen Kind mit vier, bei dem anderen mit fünf. Und manche tun sich in der SCHULE noch schwer. Aber früher oder später passiert das, dass sie das können und wissen, wo stehen sie? Und dann MÖCHTEN sie sich ja auch - wir sind ja alle Herdentiere - und wir möchten uns ja auch mit anderen auseinandersetzen. Das ist aber ein Prozess, und dem muss man Raum geben.“ (Nora, Pos. 31)

Auch Sevgi betont die Individualität („das hängt so viel vom Kind ab“). Als sie, noch vor der Geburt ihres Kindes, als Kindergartenassistentin gearbeitet hat, hat sie beobachtet, dass Kinder unterschiedlich mit der neuen Situation zurechtkommen:

Sevgi: „Bringe ich sie eben in eine Einrichtung oder nicht? Das hängt so viel vom Kind ab, habe ich beobachtet. Also manche Kinder sind wirklich sehr gern gekommen und haben einfach,- also die Eingewöhnung war ganz locker. Und haben dann gleich einmal ‚tschüss‘ gesagt (= zu den Eltern) und haben gespielt und getan. Aber manche haben sich total schwergetan. Die haben wirklich alle möglichen Gelegenheiten ausgenutzt um aus dem Fenster zu schauen: Kommt jetzt die Mama? Und,- das hat mir immer so, na ja, wehgetan.“ (Sevgi, Pos. 156)

Damals hat sie sich vorgenommen, sich daran zu orientieren, was ihr Kind möchte („ich werde drauf schauen, dass ich mich an dem Kind orientiere“). Sie hatte dann selbst eine Tochter, die sehr gern in die private Kleinkindgruppe gegangen ist.

Sevgi: „Ja, von dem her habe ich mir immer gedacht: Auch wenn es finanziell schwierig wird oder so, ich war immer der Meinung, ich werde drauf schauen, dass ich mich an dem Kind orientiere. Und meine Ältere war eben so, dass sie wollte. Also sie ist gern gegangen. Sie hat sich immer gefreut. Und so habe ich mich eigentlich gerichtet. Also so lange sie sagt, sie geht gern und sie spielt und sie lernt die Sprache und so,- dann war das für mich vom Gefühl her okay.“ (Sevgi, Pos. 156)

Ähnlich hat sich auch Hilde orientiert, als es darum ging, wann die Tochter den Kindergarten besucht. Ihre Tochter wurde sanft eingewöhnt, in ihrem Tempo – und Hilde hätte sie wieder abgemeldet, hätte ihre Tochter nicht dortbleiben mögen. Die Tochter hat sich mit der Eingewöhnung sehr schwergetan, Hilde war über Wochen hinweg dabei, zuerst in der Gruppe, dann hat sie vor der Tür gewartet, so dass sie für ihre Tochter sofort erreichbar war. Ihre Haltung war während der gesamten Zeit: „Wenn sie das nicht will, geht sie nicht“. Zwar bezieht sich diese konkrete Formulierung nur auf das Turnen im Kindergarten, aber es gilt auch insgesamt für Hildes Einstellung:

Hilde: „Ja, das war schon,- in (Ort) gibt es die lange Eingewöhnung, die sanfte Eingewöhnung. Also es war voll OK. Sie haben dann halt nur immer mit den Schritten gemacht. Und ich habe gesagt: OK, können wir probieren, wenn es klappt, dann klappt's. Aber wenn jetzt auch das Kind,- zum Beispiel turnen wollte sie nicht mit. Weil sie gesagt hat: ‚Mama, mir sind die Kinder zu wild, es sind so viele Kinder, mit ist es zu laut und es ist mir zu wild. Und ich will nicht mit.‘ - Und dann habe ich gesagt: ‚Sie will nicht, also geht sie nicht.‘ Wenn sie das nicht will,- und das haben sie auch akzeptiert.“ (Hilde, Pos. 160)

Auf die Individualität des Kindes nimmt auch Felix Bezug, der erzählt, dass der Besuch einer betrieblichen Kleinkindbetreuung seiner einjährigen Tochter „nicht geschadet“ habe – aber das hänge schließlich „vom Kind ab“ und sei „extrem unterschiedlich“:

Felix: „Bei der (Name der Tochter) haben wir gesehen, dass es sehr früh anfängt, dass sie will Sachen dazulernen. Also bei ihr hat es mit einem Jahr nicht geschadet. Aber ich glaube, das ist extrem unterschiedlich. Also ich glaube, das kann man nicht definieren,- ‚ab eineinhalb soll ein Kind dorthin gehen, weil es dann gut ist.‘ Ich glaube, es hängt vom Kind ab.“ (Felix, Pos. 88)

Hilde und Bernadette sind zwei Mütter, die sich in den ersten Lebensjahren ihrer Kinder bewusst gegen eine außerfamiliäre Betreuung entschieden haben. Um den vierten Geburtstag ihrer Kinder erkannten sie aber, dass die Kinder kommunikativer werden und von Gruppensituationen mit Gleichaltrigen profitieren. Hilde sagt, es „tut es ihnen gut, wenn sie in eine Betreuung kommen“, und Bernadette meint sogar, dass sie eine Gruppe „brauchen“, weil sie „kommunikativer werden“ – auch wenn sie ihre Aussage relativiert und sagt, jedenfalls „manche“ bräuchten das:

Bernadette: „Mit vier wird man kommunikativ und braucht,- manche brauchen das, und ich finde das gut. Also ich spüre auch, dass es gut ist für die Kinder.“ (Bernadette, Pos. 144)

Hilde: „Also bei mir ist es auch bei vier Jahren. Weil ich mir einfach denke, da sind sie schon in einem gewissen Alter. Ja. Da können sie sich ausdrücken. Und da brauchen sie es dann auch vielleicht wirklich zusammen. (...) Aber mit vier Jahren denke ich mir, tut es denen dann schon mal gut, wenn sie in eine Betreuung kommen.“ (Hilde, Pos. 46)

Die positive Einstellung gegenüber außerfamilialen Angeboten nimmt mit zunehmendem Alter der Kinder zu, das ist eine Beobachtung, die für alle Interviewpartner:innen zutrifft. Dabei ist vor allem der Besuch des Kindergartens positiv konnotiert, sowohl auf der Einstellungsebene als auch in konkreten Erfahrungen, von denen die Eltern berichten (vgl. Kapitel 7).

6.3.3 Betreuungsausmaß – „Wie ein Arbeitstag für uns“

Wenn es um das richtige „Timing“ geht, stellt sich auch die Frage, für wie viele Stunden pro Tag oder für wie viele Tage pro der Woche sich die Eltern eine außerfamiliäre Betreuung vorstellen können. Weil das Ausmaß der Inanspruchnahme dieser Angebote auch damit zu tun haben kann, ob und in welchem Umfang die Eltern erwerbstätig sind, wurde in den Interviews die Frage gestellt, ob man sich vorstellen könnte, dass das Kind ganztags elementarpädagogisch betreut wird, während man einer Vollzeit-erwerbstätigkeit nachgeht.

Nur eine einzige Mutter, Iman, kann diesem Modell etwas abgewinnen. Sie würde für ihr zweijähriges Kind gern eine Ganztagsbetreuung in Anspruch nehmen, weil sie gern acht Stunden erwerbstätig sein und ihr Kind in dieser Zeit betreuen lassen würde. Auch für ihr Kind sei das „besser“, weil es dann in dieser Zeit „mit anderen Kindern spielen“ könne. Am Wochenende hätte man als Familie genügend Zeit füreinander.

Int.: „Das heißt, Sie könnten sich gut vorstellen, dass Sie Vollzeit arbeiten und Ihr Mann? Und dass Ihr Sohn in der Spielgruppe ist in der Zeit?“

Iman: Ja. Ich habe kein Problem für normal, acht Stunden Arbeit.

Int.: Ich hab gestern schon Interviews geführt mit Müttern, die gesagt haben, ‚Nein, ich möchte überhaupt nicht arbeiten, ich möchte bei meinem Kind bleiben.‘ Deswegen interessiert mich das, was so die Unterschiede sind. Es gibt ja solche Mütter und solche Mütter.

Iman: Das ist Arbeit acht Stunden, und andere Zeit ist mit Kind: Samstag, Sonntag, Freitag. Du hast so viel Zeit. Und ich finde wirklich, das ist für das Kind besser, Spielen mit anderen Kindern.

Int.: Mhm.

Iman: Okay, Mama, Papa, alle. Aber andere Kind(er), das ist super. Für Kind normal. Und für Eltern normal.“ (Iman, Pos.138ff)

Was für Iman „normal“ ist, ruft bei den anderen Erzählpersonen teils strikte Ablehnung oder sogar Empörung hervor. Nora antwortet auf diese Frage einfach nur mit „ganz schlimm“, während Ruth so etwas wie einen Gegenentwurf einbringt, dass nämlich Mütter, die Vollzeit Fürsorgearbeit leisten, eine finanzielle Anerkennung erhalten sollten – obgleich sie im Sinne der Wahlfreiheit hinzufügt, dass wiederum Mütter, die „schaffen gehen wollen“, durchaus mit mehr Kinderbetreuungsangeboten unterstützt werden sollten:

Int.: „Es gibt ja diese Forderung, dass es die Möglichkeit geben sollte, dass beide Eltern Vollzeit erwerbstätig sein können. Dafür muss das Betreuungsangebot für Kinder gestaltet sein. Du schüttelst den Kopf (zu Nora). Sag doch mal was dazu.“

Nora: Ganz schlimm!

Ruth: Also ich denke mir, es sollte doch lieber, die Mütter, die daheim bleiben wollen, die ihr Kind betreuen wollen, dass dort vielleicht mehr Geld da ist: Und ich denke mir, die Mütter, die schaffen gehen WOLLEN, es gibt ja genug, die schaffen gehen wollen, die sollen auch schaffen gehen dürfen und dann das Kinderbetreuungsangebot in Anspruch nehmen können.“ (Fokusgruppe 1, Pos. 55ff)

Ihre Ablehnung, eine Ganztagsbetreuung für ihr Kind in Anspruch zu nehmen, begründen die meisten damit, dass der Besuch einer außerfamiliären Einrichtung „unglaublich anstrengend“ ist, dass die Kinder „ausgepowert“ sind, und Pia zieht Parallelen zur Erwerbswelt der Erwachsenen, es sei für die Kinder „wie ein Arbeitstag für uns“:

Nora: „Das ist unglaublich anstrengend. Auch wenn du schon mitgehst mit dem Kind, - dann denkst du schon: Puh! (lacht). Und denen geht es ja auch nicht anders.“ (Nora, Pos. 53)

Pia: „Weil es halt anstrengend ist. Weil, die müssen folgen, und halt alles, - müssen sie gemacht haben. Und dann singt man, ob sie wollen oder nicht. Sie haben schon ein bisschen einen Spielraum im Kindergarten, - aber, - dann tut einer mit dem Spielzeug spielen, mit dem du spielen möchtest. Und sie müssen kompromissfähig sein. Und deswegen sind sie am Mittag ausgepowert. Das ist ein strenger, - wie ein Arbeitstag für uns.“ (Pia, Pos. 52)

Pia zeichnet das Bild eines Kindergartens mit einer strikten zeitlichen Struktur, der die Kinder folgen müssen. Sie müssen sich sowohl mit dieser Struktur als auch mit den anderen Kindern arrangieren. Der Kindergarten lasse zwar „ein bisschen Spielraum“, der Besuch sei aber doch auch anstrengend. Sie hat noch ein weiteres Bild, nämlich das vom persönlichen Rucksack, der am Morgen mit Energie gefüllt ist – die aber bereits am Mittag aufgebraucht ist:

*Pia: „Mir hat man es mal so erklärt:
Die Kinder stehen morgens auf mit einem
Rucksack, voll mit Energie. Und (die)
schauen, dass sie brav sitzen können und
Kooperationsfähigkeit lernen. Und was halt
alles da drin ist, in diesem Rucksack. Und
am Mittag ist der LEER! Und dann,- halt
(ringt nach Worten),- die sind erschöpft.
Nach dem Kindergarten.“ (Pia, Pos. 50)*

Auch Sofia nimmt Bezug darauf, dass der Besuch einer Einrichtung anstrengend sein könnte. Sie betreut ihren zweijährigen Sohn hauptverantwortlich und möchte ihn davor schützen, dass er „dieser Reizüberflutung ausgesetzt ist“. Sie hat diesen Eindruck aus einer Einrichtung mitgenommen, in der sie beruflich einmal tätig war:

*Sofia: „Ich war einmal, also in der Zeit,
wo ich so auf Jobsuche war, bei einer
Kinderbetreuung. (...) Und ich war so fix
und fertig nach den Vormittagen (lacht).
(...). Und ich möchte das meinem Sohn noch
nicht antun. Quasi in dem Alter, dass er
dieser Reizüberflutung ausgesetzt ist mit
diesen vielen Geräuschen. Und da waren
auch so viele Kinder. Und überall passiert
irgendwas. Und ja, das war für mich mit
ein Grund, weswegen ich mich dagegen
entschieden habe.“ (Sofia, Pos. 239)*

Die Frage nach der Kombination Vollzeitberuf und Ganztagsbetreuung ruft auch bei jenen zumindest Unbehagen und Zurückhaltung hervor, die den Angeboten der Elementarpädagogik prinzipiell positiv gegenüber eingestellt sind. Dabei spielt das Alter des Kindes eine bedeutende Rolle: Max' Tochter ist ein Jahr alt und besucht an zwei halben Tagen den Zwergengarten. Momentan „taugt es ihr dort wirklich mit den Kindern“. Gefragt danach, ob er sich auch eine längere Besuchszeit vorstellen könne, ist er unsicher, das sei individuell. Man müsse schauen, wie die Tochter sich entwickelt, schließlich sei es ihr erstes Kind. Er verweist aber darauf, dass die Einrichtung darauf achtet, dass die jüngsten Kinder nicht allzu lange dort sind, es gelte ein Maximum von fünf halben Tagen pro Woche:

*Int.: „Gibt es so ein Alter, wo Sie sagen
würden, da ist es für Kinder okay, wenn
sie jetzt, sagen wir mal, die ganze Zeit
betreut werden, wo Sie zum Beispiel Voll-
zeit arbeiten?“*

*Max: Naa (unsicher). Ich glaube, das ist
individuell. Es ist schwer zu sagen. (...)
Aber es ist unser erstes Kind. Und ich
kann das noch schwer einschätzen, wie
schnell das geht. Ich meine, sie lernt so
schnell dazu, das ist ja fast jede Woche.*

*Int.: Was wäre denn, wissen Sie das, was
wäre denn die maximale Zeit überhaupt,
dass Sie da im Zwergengarten Ihre Tochter
unterbringen können?“*

*Max: Also ich glaube, fünf halbe Tage
oder so. Oder halt fünf Einheiten. Sie
finden auch, dass es, wenn sie noch so
klein sind, dass sie nicht die ganze Woche
sollten. Das ist ihnen dann, glaube ich,
schon wichtig, dass das nicht ZU lang
ist.“ (Max, Pos. 38ff)*

Den quasi umgekehrten Fall hat Frida erlebt. Sie hatte überlegt, ihren zweijährigen Sohn für einen Vormittag in einer Kleinkindgruppe anzumelden. Doch man hatte dort die Anforderung, er „muss drei Vormittage mindestens kommen, am liebsten hätten sie fünf Vormittage“. Frida will das nicht und fühlt sich unter Druck gesetzt beziehungsweise als Mutter bevormundet („nur weil sie mir vorgibt, er muss das haben“). Sie verzichtet schließlich auf die Inanspruchnahme:

*Frida: „Also der Wiedereinstieg bei
mir, da haben wir jetzt kurz überlegt
mit der Kinderbetreuung, Fremdbetreuung
von (unserem jüngeren Sohn) für einen
Vormittag, das wäre noch,- also hätten wir
noch offen gehabt. Und dann haben wir bei
der Kinderbetreuung angefragt, die für
unseren Sprengel zuständig ist. Und dann
hat es geheißen: Er MUSS drei Vormittage
mindestens kommen, am liebsten hätten sie
FÜNF Vormittage. Dass er einfach in die
Gruppe findet. (...) Und dann sag ich: ‚Ja,
mir ist es zu viel.‘ - Weil, wir hätten
einen Vormittag abgedeckt gehabt. Also,
einen Vormittag hätten wir gebraucht, wo
ich wirklich dann noch auf der Arbeit
gewesen wäre. Und die anderen zwei
Vormittage hätte ich ihn von (Ort) nach
(Ort) gefahren mit dem Auto, wäre wieder
heimgefahren, wäre daheim alleine gewesen
- und hätte ihn dann am Mittag wieder
geholt. Nur, weil sie mir vorgibt, er muss
das haben, damit er in die Gruppe findet.
Und das hat sich für mich sooo,- Also
das war überhaupt nicht stimmig, diese
Vorstellung.“ (Frida, Pos. 115)*

Die Erfahrungen von Max und Frida entsprechen den pädagogischen Empfehlungen zum Betreuungsausmaß, wie man sie in den Hauskonzeptionen der Vorarlberger Zwergengärten findet: Dort ist für Kleinstkinder ein „maximales Betreuungsausmaß von ca. 20 Stunden“ empfohlen („Höchstbuchung“). Gleichzeitig gilt eine sogenannte „Mindestbuchung“, die je nach Alter variiert und für 2- bis 3-Jährige bei drei Modulen (Halbtagen) liegt.²⁰

Einige Eltern hinterfragen das Konzept des Vollzeit-erwerbs bei Ganztagsbetreuung der Kinder für sich selbst als Erwerbstätige. Katja zum Beispiel hat eine Teilzeitstelle, ist Mutter von drei Kindern und beklagt einen Mangel an Betreuungsplätzen. Doch auf die Frage, was wäre, wenn dieser Mangel beseitigt würde, ist sie skeptisch mit dem o.g. Modell. Sie betont ihren Arbeitseinsatz als Mutter von drei Kindern („Naja, mit drei Kindern habe ich schon Vollzeit daheim“) – sollte sie da wirklich noch ihre Teilzeitstelle auf eine Vollzeitstelle ausweiten?

Int.: „Und wenn du jetzt,- sagen wir mal, es wären jetzt Kinderbetreuungsplätze en masse vorhanden, wie wäre es dann für dich? Also wenn jetzt genügend Plätze da wären? Wenn es finanziell egal wäre? Würdest du DANN Vollzeit arbeiten und dein Kind in Vollzeitbetreuung geben?“

Katja: Ob ich dann Vollzeit arbeite? Naja, mit drei Kindern habe ich schon Vollzeit-arbeit daheim. Das muss man sich selber aussuchen.“ (Katja, Pos. 65-66)

Eine parallele Vollzeit-erwerbstätigkeit beider Eltern zur Betreuungszeit der Kinder (Vater, Mutter, Kinder sind zur gleichen Zeit außer Haus) muss sicherlich unter dem Aspekt betrachtet werden, dass unvorhersehbare Situationen, wie zum Beispiel kranke Kinder, in diesem Modell nur schwer bewältigt werden können – besonders in Mehrkindfamilien und wenn Großeltern fehlen, wie bei Katja. Sie praktiziert deshalb das „Wechselschicht-Modell“ der zeitversetzten Elternschaft (vgl. Kapitel 5), so dass von den Eltern immer jemand „fix daheim“ ist.

Felix nennt noch einen weiteren Aspekt, der aus seiner Sicht gegen das Modell der Vollzeit-erwerbstätigkeit bei Ganztagsbetreuung der Kinder spricht. Er sagt: „Die Frage ist, ob man es will!“ Obwohl er sich gut vorstellen kann, dass sie die Betreuungszeiten der jetzt zwei- und fünfjährigen Kinder in einem Jahr ausweiten werden, sagt er sehr bestimmt: „Wir haben die Kinder nicht, damit wir sie dann abgeben“ – es seien schließlich „Wunschkinder“ gewesen und sie „würden schon gern viel Zeit mit ihnen verbringen“:

Int.: „Wie wäre das, wenn jetzt Eure beiden Kinder Vollzeit in Betreuung wären? Wäre das denkbar vom Gefühl her für dich?“

Felix: Also für den (Sohn) wäre das momentan zu viel. Der ist das noch nicht gewohnt. Also der ist jetzt zwei. Und der (Tochter) ist es MOMENTAN zu viel. Aber das, glaube ich, ist eine Frage der Zeit. Von daher, das wächst sich aus. Also ich glaube, wenn wir in einem Jahr noch mal reden würden, dann wäre das bei der (Tochter) sicher kein Thema. Und in einem Jahr wäre es beim (Sohn) vielleicht auch kein Thema. Die Frage ist, ob man es will. Ich meine, das ist sicher einer der Punkte, wo ich glaube, dass wir schon immer gesagt haben, eigentlich gibt man seine Kinder,- Also es muss die Frage sein: WARUM mache ich das? Und das, muss ich sagen, wenn man es nicht unbedingt muss, dann möchte man es gar nicht. Aus dem einfachen Grund: Wir haben die Kinder nicht, damit wir sie dann abgeben (lacht ein wenig). Das ist der Hintergrund. Sondern eigentlich muss man schon sagen, es sind Wunschkinder. Und wir würden schon gern viel Zeit mit ihnen verbringen.“ (Felix, Pos. 105f)

Obwohl Felix der frühen Bildung gegenüber positiv eingestellt ist, sagt er doch auch: „Wenn man es nicht unbedingt muss, dann möchte man es gar nicht“ – und zwar in Bezug darauf, dass man als Eltern die Kinder (ungern) „abgibt“- ein Begriff, den er im unvollendeten Satz wohl meinte, aber nicht formulieren wollte. Vermutlich will er damit sagen: Wer aus finanziellen Gründen nicht darauf angewiesen ist, möchte diese Kombination aus Doppel-erwerbstätigkeit und Ganztagsbetreuung nicht unbedingt. Auch hier geht es letzten Endes wieder um die Frage: Was kann ich mir leisten?

²⁰ Eig. Recherche ÖIF, exemplarisch die Hauskonzeption des Zwergengartens von Langenegg: https://www.kinderbetreuung-vorarlberg.at/wp-content/uploads/2025/07/2025_2026-Hauskonzeption-Langenegg.pdf (Stand: 16.07.2025)

7. Erfahrungen mit elementarpädagogischen Angeboten

Im folgenden Kapitel wird es darum gehen, welche Erfahrungen jene Eltern gemacht haben, die bereits elementarpädagogische Angebote für Kinder zwischen 0 bis 5 Jahren in Anspruch genommen haben (Spielgruppe, Kleinkindbetreuung, Kindergarten). Von den 19 Interviewpartner:innen haben 15 bereits konkrete Erfahrungen gesammelt und können ihre Eindrücke dazu teilen, wie sie die Betreuungsqualität, die Verfügbarkeit sowie die Kosten dieser Angebote wahrnehmen. Nur vier Mütter haben noch nie eine öffentliche Betreuung in Anspruch genommen, darunter zwei Erstmütter mit Kindern im Säuglingsalter (Julia und Sarah) sowie zwei Mütter mit Kindern im Alter von maximal drei Jahren (Sofia und Rosa). Sie können aber bereits ihre Eindrücke teilen, was die Verfügbarkeit der Angebote angeht.

7.1 Betreuungsqualität

Was unter der Qualität einer elementarpädagogischen Einrichtung zu verstehen ist, wurde aus theoretischer Sicht in Kapitel 2 dargestellt. All diese Aspekte finden sich auch in den Erzählungen der Interviewpartner:innen wieder. Es geht im Folgenden um positive und negative Erfahrungen, die mit der Interaktionsqualität zwischen Pädagog:innen und Kind zu tun haben, mit der Fachkraft-Kind-Relation, mit der Zusammenarbeit zwischen Einrichtung und Eltern (Familienbezug), oder auch speziellen pädagogischen Ausrichtungen, wie zum Beispiel im Wald- und Wiesenkindergarten.

7.1.1 Positive Erfahrungen

Zunächst werden einige Aspekte vorgestellt, die die Erzählpersonen genannt haben, um zu illustrieren, dass sie zufrieden sind mit der Einrichtung, die ihr Kind besucht. Ankerzitate zu positiven Erfahrungen sind:

- „Da geht sie sehr gerne hin. Spielt gern. Will nicht mal nach Hause.“ (Lina)
- „Ein richtig schönes Kindergartenjahr, wie ich mir das so vorstelle fürs Kind. Mit Frischluft auch. Und sie gehen in den Wald.“ (Frida)
- „Da nimmt sich jemand wirklich Zeit.“ (Felix)
- „Allein, weil es draußen ist, ist es schon cool.“ (Ruth)
- „Da hat auch die Pädagogin sehr geholfen, muss ich sagen.“ (Lina)
- „Man freut sich, wenn eine sms kommt.“ (Aliyah)

In den Ausführungen der Erzählpersonen mischen sich oft verschiedene Aspekte. An erster Stelle für einen positiven Gesamteindruck scheint für viele Eltern eine glückliche Beziehung zwischen Betreuungskraft und Kind zu stehen und dass das Kind gern hingehet oder sogar ungern heimgeht:

Lina: „Ja, da ist sie sehr zufrieden. Da geht sie sehr gerne hin. Spielt gerne. Will nicht mal nach Hause um 12 (lacht).“ (Lina, Pos. 74).

Auch bei Iman und ihrem zweijährigen Sohn ist das der Fall, der 16 Stunden pro Woche eine Spielgruppe besucht. Er könne es morgens kaum erwarten: „Ich will weg! Ich will Spielgruppe“, sagt er dann:

Iman: „Und wirklich. Kind so lieben. So viel spielen. Er liebt es auch zu gehen. Ich stehe auf morgens und er steht auf und geht und sagt ‚Ich will weg! Ich will Spielgruppe!‘“ (lacht ein bisschen)“ (Iman, Pos. 218)

Über die Betreuungskräfte sagt Iman, sie seien „ganz nett und freundlich“, die Kinder werden begrüßt und „umarmt“. Sie schätzt diesen liebevollen Umgang:

Iman: „Ja, weil die dort, also in der Spielgruppe das Personal ganz nett und freundlich ist. Deshalb -, also begrüßt sie und umarmt alle.“ (Iman, Pos. 211)

Auch Felix findet den Betriebskindergarten „extrem fein“ und begründet das damit, dass man dort „extrem engagiert“ sei und sich zum Beispiel jeden Morgen Zeit nimmt, um seinen fünfjährigen Sohn zu begrüßen und in die Gruppe aufzunehmen („da nimmt sich wirklich jemand Zeit, holt den ganz in Ruhe ab“).

Felix: „Er hat dort praktisch den Betriebskindergarten oder die Betriebskindergruppe. Und die ist extrem fein. Da muss ich sagen, die Leute sind extrem engagiert. Und die haben auch einen Schlüssel, wo ich sagen muss, die leisten sich so Sachen wie: Der (Sohn) hat einen schlechten Tag und will bei der Verabschiedung nicht hin. Da nimmt sich jemand wirklich Zeit, holt den ganz in Ruhe ab. Und das geht halt nur, wenn man Leute hat.“

Das sind so Sachen, wo man merkt: Da sind dann halt drei Leute da. Da ist einer, der das Kind jetzt grad nimmt, bis das dann ankommt in der Gruppe. Und die anderen zwei kümmern sich um die Kinder, die schon da sind. Das geht halt im Kindergarten drüber nicht. Weil, bei 22 Kindern sind einfach andere Verhältnisse.“ (Felix, Pos. 37)

Felix verweist auf ein weiteres Qualitätskriterium, die Fachkraft-Kind-Relation („Das geht halt nur, wenn man Leute hat“) – die im Betriebskindergarten besser wäre als er das für öffentliche Einrichtungen annimmt, wo „bei 22 Kindern einfach andere Verhältnisse“ herrschten.

Auch Frida erwähnt den Aspekt, dass (genügend) „Personal“ wichtig ist – nämlich auch unter dem Aspekt, dass für eine lernanregende Umgebung genügend Pädagog:innen da sein müssen, um sich den Kindern aktiv widmen können. Nachdem sie in den vorangehenden zwei Jahren eher unzufrieden war („sie waren betreut, aber das war’s auch schon“), sei es jetzt „ein richtig schönes Kindergartenjahr“ mit Musik, Bewegung und Naturerlebnissen:

Frida: „Und WIR haben zum Glück Personal. Das war jetzt die letzten zwei Jahre anders. Es war,- also kein Vergleich, was da davor war! Sie waren betreut, aber das war’s auch schon. Und JETZT ist es so richtig Kindergarten. Mit Musik,- Also der (Name des Sohnes) ist heimgekommen: (aufgeregt) ‚Mama! Da gibt’s jetzt eine Gitarre! Da waren wir jetzt im Turnsaal!‘ Und das war davor nicht. Ich will jetzt da gar nicht,- das waren natürlich andere,- da war jetzt nicht so viel Liebe und Kreativität und Bemühen dahinter. Und jetzt ist es einfach so ein richtig schönes Kindergartenjahr, wie ich mir das so vorstelle fürs Kind. Mit Frischluft auch. Und sie gehen in den Wald.“

(Frida, Pos. 109)

Den Naturaspekt erwähnt auch Ruth. Sie betont, dass sie sehr zufrieden ist mit der Wald- und Wiesenspielgruppe, die ihre dreijährige Tochter wöchentlich für zehn Stunden pro Woche besucht. Sie findet es gut, dass sie „den ganzen Tag draußen“ sind, erzählt – an anderer Stelle – ausführlich von Erfahrungen mit Fröschen und Pfützen. Ihre Tochter hätte mit den anderen Kindern dort „die größte Gaudi“:

Ruth: „Und die hocken da umeinander und haben die größte Gaudi. Also ich glaube, es ist einfach schon allein, weil es draußen ist, ist es schon cool.“ (Ruth, Pos. 86)

Ein weiterer Beitrag dazu stammt von Lina, die weiter oben schon damit zitiert wurde, dass ihre Tochter mittags

am liebsten in der Einrichtung bleiben würde – bei ihrer „Tante“, die mit ihr Deutsch lernt. Dass Kinder mit nicht-deutscher Erstsprache von dem Besuch einer elementarpädagogischen Einrichtung profitieren, wurde schon in Kapitel 6 ausgeführt: Der sprachliche Aspekt wurde als „Vorteil“ gegenüber einer ausschließlich innerfamiliären Betreuung gesehen. Im Zusammenhang mit der Betreuungsqualität kommt nun der Interaktionsaspekt des Sprachlernens hinzu: Lina erlebt es positiv, dass ihre Tochter erstens gern mit der „Tante“ Deutsch lernt und dies zweitens auch in guten Ergebnissen resultiere. Denn da gebe es schon individuelle Unterschiede zwischen den Fachkräften („Also es gibt Betreuer und Betreuer“):

Lina: „ (...) (Die Tochter) will nicht mal nach Hause um 12 (lacht). Da bleibt sie lieber immer mit der (Name), mit ihrer Tante. Weil, die lernt auch mit ihr immer sprachlich auch. Weil, am Anfang, mit drei, konnte sie nicht Deutsch sprechen. Da hat sie nur ‚nein‘, ‚ja‘, ‚Papa‘, ‚machen‘, ‚gehen‘ - nur das. Und dann hat die (Pädagogin) eben zu mir gesagt: ‚Mach es mit ihr so, dass du jeden Tag mit ihr einen Raum besprichst. Zum Beispiel: Das ist die Küche, und das ist ein Messer. Und jetzt sind wir im WC.‘ Und solche Sachen. Und das habe ich auch durchgezogen, ein ganzes Jahr. (...) Und da hat auch die (Pädagogin) sehr geholfen, muss ich sagen. Und ich mache da mit. Also es gibt Betreuer und Betreuer (lacht). Da merkt man den Unterschied.“ (Lina, Pos. 74)

Lina erwähnt, dass die Pädagogin ihr als Mutter hilfreiche Tipps mitgegeben hat, wie sie das Deutschlernen zu Hause unterstützen kann, das habe „sehr geholfen“. Damit ist der Qualitätsaspekt des „Familienbezugs“ angesprochen, der die Zusammenarbeit zwischen der Einrichtung und den Eltern meint. Die Kommunikation zwischen den Erwachsenen muss dabei nicht unbedingt mit Lernzielen verknüpft sein. Gerade Eltern jüngerer Kinder schätzen es, wenn sie von den Betreuenden darüber auf dem Laufenden gehalten werden, ob es ihrem Kind gut geht:

Aliyah: „(...) die Kleine,- sie hat angefangen, erst jetzt, September, Oktober, wo sie auch weint. Und du gehst immer mit einem schlechten Gefühl nach Hause oder zur Arbeit. Und man freut sich, wenn eine sms kommt: ‚Es geht ihr wieder gut.‘ Also ICH frage immer nach. Sie gibt schon eine Antwort. Aber, ja, das wäre auch gut, dass du das Gefühl hast: Jetzt kannst du in Ruhe arbeiten.“ (Aliyah, Pos. 80)

Aliyah würde sich vermutlich freuen, wenn die Pädagog:innen etwas eigeninitiativer wären und von sich aus Kontakt aufnehmen würden («also ICH frage immer nach»), aber sie ist trotzdem dankbar.

7.1.2 Negative Erfahrungen

Die negativen Erfahrungen, von denen die Eltern berichten, ergeben sich entlang derselben Themen: Auch hier geht es um die Beobachtung, wie wohl sich das Kind fühlt (oder eben nicht), und wie sich die Interaktion zwischen Betreuer:innen und Kind bzw. auch mit den Eltern gestaltet. Außerdem gibt es negative Erfahrungen mit „Quer-einsteiger:innen“ und im Kontext von multikulturellen Gruppen.

Ankerzitate zu negativen Erfahrungen sind:

- „Das hat er total doof gefunden.“ (Nora)
- „Wir sind damals wirklich traumatisiert worden.“ (Aliyah)
- „Ohne Ausbildung ist es mit Kleinkindern ganz was anderes.“ (Sevgi)
- „Sie war eines von ZWEI Deutsch sprechenden Kindern innerhalb von drei Kindergarten-gruppen.“ (Nina)
- „Da sind so viele Kinder und er kann nicht auf alle achten.“ (Lina)

Ob sich das Kind in der Einrichtung wohlfühlt, ist ein entscheidender Faktor für die elterliche Zufriedenheit. Für Nora hat es deshalb schon genügt, dass ihr dreijähriger Sohn die Kleinkindgruppe „total doof“ gefunden hat. Sie hat ihn nach kurzer Zeit wieder abgemeldet. Zwar gab es keine explizit negativen Erlebnisse, aber das eigene Zuhause sei für den Dreijährigen doch spannender gewesen:

Nora: „Wir haben schon probiert, als er drei war, ob er in die Kinderbetreuung mag. Aber das hat der total doof gefunden.“

Int.: Total doof gefunden?

Nora: (lacht) Ja. Also ich muss dazu sagen, bei uns ist es auch so,- wir haben die Schwiegereltern im unteren Stock. Meine Schwägerin mit Kindern wohnt gleich daneben. Also wir wohnen in einem sehr kleinen Dorf mit 300 Einwohnern. Also wirklich klein. Und da ist das Zuhause so spannend.“ (Nora, Pos. 29ff)

Man könnte mit Blick auf die Betreuungsqualität interpretieren, dass es hier nicht gelungen ist, eine (lern-)anregende Umgebung zu schaffen, die zumindest ähnlich spannend wie das eigene Zuhause ist.

Gravierender waren die negativen Erfahrungen von Aliyah und ihrem Sohn. Als er als Zweijähriger in eine Spielgruppe kam, fingen die Probleme an. Er habe andere Kinder „manchmal geschlagen“. Jemand habe ihn daraufhin „am Ohr gezogen“ – es wird allerdings nicht deutlich, wer das war. Jedenfalls konnte man von pädagogischer Seite mit der Situation nicht umgehen und hat ihr schließlich nahegelegt, den Sohn aus der Spielgruppe zu nehmen. Im Kindergarten war es nicht besser. Auch dort habe er Probleme gehabt und sei von den Betreuenden in einer Weise bestraft worden, die Aliyah als mindestens unangemessen empfand. Sie und ihr Sohn seien damals „wirklich traumatisiert“ gewesen:

Aliyah: „Ja, wie ich gesagt habe, die Betreuung: Ich habe da keine gute Erfahrung - oder ich und mein Sohn, beide, wir sind damals wirklich traumatisiert (worden). Durch die Betreuung. (...)

Int.: Kannst du da ein Beispiel nennen, was da passiert ist?

Aliyah: Was ist passiert? Zum Beispiel, er hat sich anders ausgedrückt, seine Emotionen als andere Kinder. Der hat einfach Kinder manchmal geschlagen - so haben SIE mir gesagt. Ich weiß nicht. Hat er Kinder geschlagen? Und dann haben sie ihn manchmal an seinem Ohr gezogen. Und dann haben sie auch,- es war so ein Glasraum, wo er da alleine bleiben musste, und musste zuschauen, wie die anderen Kinder draußen am Spielplatz sind, wie sie spielen. Aber er durfte nicht rausgehen. Er wurde im Zimmer alleine gelassen. Ich weiß nicht, ich glaube, es gab eine Betreuerin, die mit ihm da geblieben ist. Oder manchmal hat er auch im KinderGARTEN Probleme, wo ihm gesagt wurde, er muss ein Puzzle machen, fast 100 Stück, als Strafe. Weißt du, für ihn war das zu viel! Also wenn er nicht gefolgt hat oder so,- er hat das Puzzle SEHR gern gehabt. Er hat ohne die Bilder anzuschauen (macht nach, dass er sehr schnell die Teile zusammenbaut),- das hat ihm sehr viel Spaß gemacht. Und nachher war das nicht mehr so. Weil das einfach eine Strafe war. Das war ihm zu viel.“ (Aliyah, Pos. 11ff)

Aliyah setzt ihre Erfahrungen in den Kontext, dass vermutlich pädagogisches Know-How gefehlt und man bei den Betreuenden auf „eine Aushilfe oder so“ zurückgegriffen hätte. Diese konnten offenbar nicht angemessen mit dem Sohn umgehen und hätten stattdessen ihr als Mutter das Gefühl vermittelt, dass ihr „Kind schwierig ist oder böse ist oder ‚den möchte ich nicht mehr‘.“ Sie fügt an: „Das ist für eine Mutter wirklich schwierig“.

Aliyah: „Und dann manchmal habe ich auch mit ihm geschimpft: ‚Warum machst du das so? Warum?‘ weißt du? ‚Ich möchte Ruhe haben, warum schlägst du jemanden? Warum?‘ Ich habe das damals nicht verstanden. Aber er hat immer eine Störung gehabt. Und da, - weißt du, bei der Betreuung ist es ganz wichtig, dass die Pädagogen da ausgebildet sind. Also da finde ich es ganz wichtig, mit den Kindern umzugehen (...). Ich weiß, es gibt einen Mangel in der Betreuung, man freut sich über eine Aushilfe und so. Aber in die andere Richtung muss man schon schauen, dass sie ausgebildet sind.“ (Aliyah, Pos. 78)

Den Wert einer pädagogischen Ausbildung, vor allem im Kleinkindbereich, unterstreicht auch Sevgi. Sie ist Kindergartenassistentin in einer privaten Einrichtung, in der Kindergarten- und auch Kleinkinder betreut werden. Sie hat selbst als Quereinsteigerin begonnen und berichtet von ihrer Sicht der Dinge: „Vor allem mit Kleinkindern ist es etwas ganz anderes“, sagt sie. Um auf deren individuelle Bedürfnisse eingehen zu können „brauche“ man „schon dieses Wissen“ und die entsprechende Ausbildung:

Int.: „Habt Ihr Quereinsteiger auch?“

Sevgi: (zögernd) Ähh, hatten wir mal aufgenommen. Aber, - ohne pädagogische Ausbildung hat es leider nicht funktioniert. Eben als Assistentin hat man jetzt nicht so die Verantwortung. Da ist das eher möglich, - ich war ja selber auch Quereinsteiger. Aber als Pädagog, - also man braucht schon dieses Wissen. Das, - ja. (Pause) Also ohne Ausbildung ist es mit Kin, - also vor allem mit Kleinkindern ist es ganz was anderes. (Pause) Also ja, wenn man sich reinstellt in die Gruppe und einfach so den Tag verbringt, okay, joah. Aber dann ist das nicht, dass man die Kinder und beobachtet und sich nach den Bedürfnissen richten kann. Weil man einfach nur den Vormittag oder den Tag mit den Kindern verbringt. Wenn’s um DAS geht, okay. Kann man vielleicht eine (Einrichtung) nach der anderen eröffnen. Aber, ja, wichtig wäre, finde ich schon, dass da wieder auf die Kinder geschaut wird.“ (Sevgi, Pos. 260f)

Sie findet, dass es in einer elementarpädagogischen Einrichtung eben nicht um die Anwesenheit einer erwachsenen Person geht, sondern um ein individuelles Eingehen auf die Kinder, auch im Sinne einer frühkindlichen Bildung. Wenn es nur „um DAS“ ginge, dass man „einfach nur den Vormittag oder Tag mit den Kindern“ verbringt, könne man – fügt sie leicht ironisch hinzu – leicht „eine

Einrichtung nach der anderen eröffnen“, weil Personen ohne pädagogische Ausbildung leichter zu finden seien als qualifizierte. Doch sie wünscht sich eine andere Entwicklung und impliziert, dass in vergangener Zeit beim pädagogischen Personal zu wenig auf die Qualität der Ausbildung geachtet wurde, erkennbar an der Formulierung, dass es „wichtig wäre, dass da WIEDER auf die Kinder geschaut wird“.

Zwei Interviewpartnerinnen thematisieren die Herausforderungen der Sprachförderung in Einrichtungen mit einem hohen Anteil an Kindern mit nicht-deutscher Erstsprache. Sevgi, die türkische Wurzeln hat, ist froh, dass ihre Kinder eine private Einrichtung besuchen und dort gut Deutsch gelernt haben. Sie sieht in öffentlichen Einrichtungen mit einem höheren Anteil an Kindern aus zugewanderten Familien das Risiko, dass diesen Kindern dort das Erlernen der deutschen Sprache erschwert wird – einfach, weil sie dort weniger präsent ist:

Int.: „Dann haben deine Kinder in der Spielgruppe oder Kindergarten Deutsch gelernt, stimmt das?“

Sevgi: Ja, genau. Ja, und der Vorteil ist dann auch: In einer Privateinrichtung sind sehr wenige ausländische Kinder. Deswegen ist da wieder die Chance höher, dass sie die Sprache wirklich schnell lernen. Und das war für mich auch so eine Sache, wo ich gesagt habe: Ja, wenn sie in einem Gemeindegarten sind, dass da die Sprache leider nicht so schnell gelernt werden kann. Weil eben auch andere türkische Kinder da sind (lacht entschuldigend).“ (Sevgi, Pos. 96f)

Nina fügt ihre Erfahrung aus einer etwas anderen Perspektive hinzu: Ihre in Österreich geborene Tochter habe damals in einem Kindergarten mit einem sehr hohen Anteil an nicht-deutschsprachigen Kindern Schwierigkeiten gehabt, Kontakte zu knüpfen. Sie betont, dass sie keine Vorurteile gegenüber anderen Kulturen habe, sie empfindet die Situation allein mit Blick auf die sprachliche Verständigung und soziale Integration für ihre Kinder schwierig:

Nina: „Also (...) wo sie da in den Kindergarten gekommen ist, - sie war eines von ZWEI Deutsch sprechenden Kindern innerhalb von drei Kindergartengruppen mit jeweils 25 Kindern. Und, pff! Dann hockst du halt auch da und denkst dir: Puuuh! Ich habe ÜBERHAUPT kein Problem mit Ausländern, also wie gesagt, mein Partner ist Ägypter (lacht). Aber ich denke, es ist schwierig. Es ist echt echt schwierig. Es war dann auch schwierig für sie, um Kontakt dort aufzunehmen.“ (Nina, Pos. 100)

Beide Zitate verdeutlichen, dass die Eltern mit Blick auf die Erstsprache eine multikulturelle Zusammensetzung von Kindergruppen als herausfordernd erachten – und zwar sowohl aus der Perspektive von Kindern mit deutscher als auch mit nicht-deutscher Erstsprache. Ihre Sprachentwicklung und die soziale Integration würden dadurch erschwert. Wie mit dieser Herausforderung umzugehen ist, ist mit Blick auf die Zukunft und die Ausgestaltung der Betreuungsqualität sicher eine wichtige Frage.

Negative Erfahrungen mit elementarpädagogischen Angeboten wurden auch häufig im Zusammenhang mit der Nachmittagsbetreuung im Kindergarten gemacht. Gerade weil der vormittägliche Regelkindergarten mit besonders positiven Erfahrungen konnotiert ist, enttäuscht das Angebot am Nachmittag. Das pädagogische Angebot vom Vormittag wird nicht in gleicher Weise fortgesetzt. „Ich dachte immer, das ist wie in der Früh“, sagt dazu Lina, deren vierjährige Tochter morgens den Regelkindergarten besucht und sich dort sehr wohlfühlt. Weil ihre Freunde auch in die Nachmittagsbetreuung gehen, hat Lina ihre Tochter dort ebenso angemeldet, wird aber vom Angebot enttäuscht:

Lina: „(...) Ich habe gedacht, am Nachmittag, eben, wo sie auch im Kindergarten sind,- ich habe mich nicht ausgekannt. Das erste Kind, das erste Kindergartenjahr. Und ich dachte immer, das ist wie in der Früh. Da tut sie lernen, und halt lesen und et cetera. Und dann hat sie mir gesagt: ‚Na, wir tun nur betreuen. Das ist eigentlich nur,- Spielen.‘“ (Lina, Pos. 72)

Ihre Enttäuschung bezieht sich aber nicht nur darauf, dass außer „Spielen“ wenig geboten wird. Sie erzählt von verschiedenen Vorfällen, darunter, dass ein Betreuer ihre Tochter nicht rechtzeitig auf die Toilette gehen ließ („da sind so viele Kinder, und er kann nicht auf alle achten“) und dass man sich auch nicht darum kümmerte, als die Kinder Schimpfwörter untereinander austauschten. Sie vermutet, dass das mit dem „Tantenwechsel“ zu tun hatte und auch nicht ausgebildete Quereinsteiger:innen dort tätig waren. Schließlich hat sie ihre Tochter von der Nachmittagsbetreuung wieder abgemeldet:

Lina: „Ich habe gemerkt, durch den Tantenwechsel und die Quereinsteiger ist es nicht mehr feiner geworden. Und auch die Sprache! Das sind auch türkischstämmige Kinder. Und ich habe einfach gemerkt, als sie nach Hause gekommen ist, dass sie einfach Schimpfwörter,- aber wie verrückt, das kannst du dir gar nicht vorstellen! ‚Töte den Gott‘ oder - (ringt nach Worten) ‚Fuck you Gott‘, oder solche Sachen halt. Und da habe ich gedacht: Was ist da los? Hören die das gar nicht? Weil, es gibt auch türkischstämmige Quereinsteigerinnen. Hab ich gesagt: ‚Haben Sie das nicht gehört, wo die Kinder das gegenseitig gesagt haben?‘ - ‚Jaaa, wir haben das schon gehört, aber die werden das irgendwann wieder lernen, was will ich machen?‘ Und das passt für mich nicht. Und dann habe ich sie wieder abgemeldet.“ (Lina, Pos. 68)

Auch hier wird mangelnde Qualifikation der Betreuungspersonen („Quereinsteiger“) vermutet, was Lina schließlich zu dem Entschluss führt: „Das passt für mich nicht.“

7.1.3 Der Kindergarten: „Ein Traum“, „1A“ und „ganz was anderes“

Eine wichtige Erkenntnis aus der Analyse ist, wie stark manche Erzählpersonen zwischen dem pädagogischen Angebot des Regelkindergartens und anderen Angeboten differenzieren. So berichten auch Mütter von äußerst positiven Erfahrungen mit dem Kindergarten, die einer Nachmittagsbetreuung oder auch frühkindlichen Betreuungsformen kritisch gegenüberstehen – wie Linas Fall bereits gezeigt hat. Gleiches gilt für Frida, die begeistert ist vom „richtig schönen Kindergartenjahr“ – aber von der Nachmittagsbetreuung vermutet, dass ihr Sohn dort emotional nicht gut betreut werden würde:

Frida: „Wenn der in eine Mittagsbetreuung geht, der kann nirgends hingehen mit seinen Emotionen.“ (Frida, Pos. 91)

Die unterschiedliche Positionierung gegenüber verschiedenen Formen elementarpädagogischer Angebote sieht man bei Interviewpartnerin Bernadette besonders ausgeprägt. Sie hat vier Kinder im Alter zwischen zwei und acht Jahren und betreut die Jüngeren hauptsächlich selbst. Im Interview äußert sie sich fast emotional dazu, wie „schrecklich“ es ihre Kinder finden, dass andere Kinder in der Nachmittagsbetreuung bleiben, statt nachhause zu gehen; sie „fühlen da total mit“. Bernadette zählt gemeinsam mit ihnen die Stunden runter: „Es dauert noch eine Stunde, dann ist auch dieses Kind zuhause“. Aber auf die Frage der Interviewerin, welche Erfahrungen Bernadette mit dem Kindergarten gemacht hätte, antwortet sie äußerst positiv „super“:

Int.: „Wie ist das bei Euch, Kindergarten-Erfahrungen?“

Bernadette: Super! Also, weil, ich habe sie ja dann im Kindergarten gehabt, wo ich mir gedacht habe: 'So, das Kind ist stabil.' Und das war super. Was nicht gegangen wäre, das wäre zu viel gewesen: Nachmittagsbetreuung und so. Mittagessen und so. Meine Kinder wollen immer nach Hause und finden das immer schrecklich: ‚Schau, meine Freundin muss da jetzt da am Nachmittag, - Mama, wie spät ist es? Ist die (Name der Freundin) schon zu Hause?‘ - Habe ich gesagt: ‚Nein, es dauert noch eine Stunde, und dann ist auch dieses Kind zuhause.‘ Also sie fühlen da total mit. (...) Und, ja. Aber Kindergarten 1A. Es ist nicht jeder perfekt. Aber toll! Und das, was sie machen, liebevoll.“ (Bernadette, Pos. 107f)

Ein letztes Zitat, das noch einmal einige wichtige Aspekte vereint, ist das von Pia. Sie unterscheidet zwischen der Kleinkindbetreuung und dem Kindergarten. Der Kleinkindbetreuung steht sie skeptisch gegenüber und hat sie nie in Anspruch genommen – auch wegen der „Quereinsteiger“. Der Kindergarten hingegen sei „ganz was anderes“, sie „liebt“ ihn, er sei ein „Traum“:

Pia: „Also bei uns im Dorf, da gibt’s eine Kleinkindbetreuung seit einem Jahr. Also für die ganz Kleinen. Da waren mein Kinder nie. Aber dadurch, dass wir in einem kleinen Dorf leben, da ist jedes Jahr ein wahnsinniger Betreuerwechsel. Und das sind alles, bis auf die Leitung, alles Quereinsteiger. Aber das ist, -Spielgruppe ist das dann, der Zwergengarten, heißt das bei uns in Vorarlberg. Ähm, - aber das ist die Spielgruppe, da spielen sie halt nur. Das ist, - wirklich nur zum Arbeiten gehen. Dass die Eltern arbeiten gehen können. Dann kommt der Kindergarten, und das ist GANZ was anderes. Also ich meine, ich LIEBE unseren Kindergarten, auch die Betreuerinnen. Und es gibt einmal in der Woche, gibt es Nachmittagsbetreuung. Aber das sind bloß zwei Kinder, weil das sonst eigentlich niemand benötigt. Aber über die Qualität über die Betreuung, - also, - ich würde jedem Dorf so einen Kindergarten wünschen, wie wir ihn bei uns im Dorf haben. Das ist ein Traum. Wirklich.“ (Pia, Pos. 76)

In Pias Erläuterung wird deutlich, dass sie die Kleinkindbetreuung als Ort der Betreuung für Kinder sieht, deren erwerbstätige Eltern darauf angewiesen sind („wirklich nur zum Arbeiten gehen“) – aber nicht als Ort für frühkindliche Bildung („da spielen sie halt nur“). Aus ihrer Sicht fehlt ein pädagogisches Konzept.

7.2 Verfügbarkeit

Was die Verfügbarkeit bzw. Knappheit an Einrichtungsplätzen angeht, wurde vor allem die Situation für unter dreijährige Kinder problematisiert. Zum Zeitpunkt der Erhebung (November 2024) galt der Versorgungsauftrag der Gemeinden für Kinder ab drei Jahren. Das heißt, die dann geltende Regelung (seit dem Betreuungsjahr 2023/24) sah vor, dass allen Kindern ab ihrem dritten Geburtstag ein Platz zustehen sollte, unabhängig von dem Erwerbsstatus ihrer Eltern.

Insgesamt wurden in den 19 Fallbeispielen keine Stadt-Land-Unterschiede erkennbar; vielmehr scheint es punktuelle Unzufriedenheiten oder gemeindespezifische Unterschiede zu geben. Kritik über die Situation in einer der vier Bezirkshauptstädte wurde genauso laut, wie ein kleines Dorf gelobt wurde. Da es aber nicht darum gehen soll, einzelne Orte in Vorarlberg positiv hervorzuheben oder zu kritisieren, wurden die Gemeinde- oder Städtenamen anonymisiert. Auch haben wir nicht nachrecherchiert, ob Wahrnehmungen wie „in (Ort) ist die Versorgung extrem schlecht“ mit den Daten des Vorarlberger Kinderbetreuungsatlas‘ übereinstimmen. Schließlich geht es um die subjektive Wahrnehmung der interviewten Eltern.

7.2.1 „Also wir haben das extrem früh anmelden müssen“

Besonders für die jüngsten Kinder ist die Organisation eines Betreuungsplatzes mit logistischen Herausforderungen verknüpft, was bereits mit dem frühen Zeitpunkt der Anmeldung beginnt. Max und seine Frau wollten für ihre Tochter einen Platz in einem Zwergengarten haben, sobald sie das erste Lebensjahr vollendet hat. Erst hatte er noch gut gemeinte Ratschläge „belächelt“, dass man sein Kind anmelden sollte „gleich, wenn man schwanger ist“. Schließlich haben sie die Tochter mit vier oder fünf Monaten angemeldet, einen Platz erhalten – aber nicht mehr zu den Zeiten, die sie präferiert hätten:

Max: „Also wir haben das extrem früh anmelden müssen. Wir haben am Anfang gelernt, dass es geheißen hat, man sollte eigentlich gleich, wenn man schwanger ist, einen Platz reservieren. Und das haben wir dann ein bisschen belächelt. Und ich glaube, wir haben dann, als sie vier oder fünf Monate alt war, haben wir uns dann angemeldet. Und da hat es dann geheißen: ‚Oh, da sind wir schon spät dran‘ (lacht kurz). Wir haben jetzt auch nicht die Tage gekriegt, die wir gerne hätten für die Betreuung, wenn es dann soweit ist. Aber das ist für uns jetzt mal, - da sind wir jetzt mal recht flexibel.“ (Max, Pos. 22)

Auch Sofia fand es herausfordernd, die gewünschten Betreuungszeiten mit langer Vorlaufzeit anzugeben. Das Betreuungsjahr beginnt im September, den Bedarf muss man bereits im März anmelden. Weil Sofia nach der Elternzeit ihren Job gewechselt und sich zur Lehrerin hat umschulen lassen, wusste sie noch gar nicht, wo und in welchem Stundenausmaß sie zu Beginn des Schul- bzw. Betreuungsjahres arbeiten würde. Also hat sie ihren Sohn pro forma in allen verfügbaren Einrichtungen angemeldet:

Sofia: „Es war dann letztes Jahr im Frühling,- da war ich dann auf Jobsuche. Und das war total schwierig. Also ich habe dann schon im Sommer ,23, habe ich ihn angemeldet für dieses Jahr (= September 2024) für die Kinderbetreuung, weil ich nicht gewusst habe, wie meine berufliche Situation sein wird dieses Schuljahr. (...) Und dann habe ich halt bis März,- also ich habe ihn überall, in jeder Kinderbetreuungseinrichtung angemeldet, weil ich mir gedacht habe, absagen können wir immer noch. Und bis März ist ja,- also im März findet dann die Einteilung statt. Und im März habe ich aber noch nicht sicher gewusst, wo ich schaffe, wie viele Stunden, an welchem Tag. Und das hätte ich aber alles schon angeben müssen. Und es war dann ein bisschen so ein Hin und Her. Wir hätten dann einen Platz gekriegt, und mehrere Tage.“ (Sofia, Pos.122)

Sofia hat also einen Platz erhalten, diesen aber letztendlich nicht in Anspruch genommen, weil sie auf die Betreuungsunterstützung der Großeltern zurückgegriffen hat.

Was ihr Beispiel jedenfalls gut illustriert, ist die Herausforderung für alle Beteiligten (Eltern, Gemeinde, ggf. Arbeitgeber), den Bedarf und die Bereitstellung der Plätze in Einklang zu bringen. Besonders für Eltern, die aus der Elternkarenz zurückkehren, die sich in irgendeiner Weise beruflich neu orientieren oder einfach noch nicht wissen, in welchem Stundenausmaß sie erwerbstätig sein werden, kann die Halbjahresfrist für die Planung recht lang sein.

7.2.2 Generelle Platzknappheit

Ein paar Eltern nehmen Bezug darauf, dass es eine generelle Knappheit an Plätzen gibt, wobei das „von Ort zu Ort unterschiedlich“ sei und dabei vor allem für die jüngeren Kinder beobachtet wird. Felix weist insbesondere darauf hin, dass es für Eltern, die das einjährige Kinderbetreuungsgeld in Anspruch genommen haben und nach diesem einen Jahr in ihren Beruf zurückkehren, eine Betreuungslücke gibt:

Nina: „Ja, da (bei uns = ihre Stadt) hast du einfach total viele Familien auf total wenige Betreuungsplätze. Das ist von Ort zu Ort unterschiedlich. Da hast du wirklich massiv viele Familien, massiv viele Kinder auf sehr dünn gesäte Betreuungsplätze. Weil einfach auch Personalmangel herrscht.“ (Nina, Pos.115)

Felix: „Die meisten Kindergruppen nehmen Kinder unter eineinhalb Jahren nicht. Also das heißt, da ist auf jeden Fall ein Gap, wenn du das einkommensabhängige Kinderbetreuungsgeld nimmst, das geht ja nur ein Jahr. Dann hast du mindestens ein halbes Jahr eine Lücke.“ (Felix, Pos.58)

Entsprechend berichtet Sevgi von einer privaten Spielgruppe, die Kinder frühestens ab einem Alter von 15 Monaten aufnimmt, die Altersgrenze nach oben beträgt drei Jahre. Sie erläutert, wie man in der Einrichtung mit der Platzknappheit umgeht: Die Verteilungskriterien der verfügbaren neun Plätze richten sich momentan (Stand: Herbst 2024) danach, ob und in welchem Ausmaß die Eltern erwerbstätig sind und ob bereits Geschwisterkinder in derselben Einrichtung sind. „Wenn man daheim ist, kommt man sowieso leider nicht rein“, berichtet sie. Sie kennt sich mit den dortigen Aufnahmekriterien gut aus, denn sie arbeitet als Kindergartenassistentin in dieser Einrichtung. Sie hat schon öfters miterlebt, „wie schwer das leider ist, in einen Kindergarten oder in eine Spielgruppe reinzukommen“. Sie hätten „wirklich vielen absagen müssen jedes Jahr“, und das habe ihr „immer schon wehgetan“. Nun kam sie als Mutter also selbst in diese Situation und erlebte, wie es ist, wenn die Plätze knapp sind:

Sevgi: „Aber ich weiß ja, weil ich in dem Bereich ja arbeite, weiß ich, wie schwer das leider ist, da in einen Kindergarten oder in eine Spielgruppe reinzukommen. Weil wir wirklich vielen absagen müssen jedes Jahr. Das hat mir immer schon wehgetan. Also das war immer so: Wow, absagen! Da möchte ich nicht dabei sein, wenn Ihr da mit den Eltern dann redet. Und, ja, aber wenn man dann selber Mama ist, spürt man's natürlich mehr, wie verzweifelt die Eltern dann sind, wenn sie eben keinen Platz kriegen.“ (Sevgi, Pos.72)

Weil Sevgi nur geringfügig dort beschäftigt ist, nimmt sie selbst für ihre beiden Kinder (zwei und vier Jahre alt) keine Ganztagsbetreuung in Anspruch – eben, weil es Eltern gibt, die aufgrund ihrer Erwerbstätigkeit dringender einen Platz benötigen. Die eigentliche Verteilung findet offenbar als unbürokratische Absprache unter den Eltern statt, die auf gegenseitiges Verständnis und Solidarität baut. Man „schaue aufeinander“, sagt Sevgi:

Sevgi: „Und da schaut die Leiterin, welche Eltern brauchen mehr? Also die, die Vollzeit arbeiten, tut man natürlich bevorzugen, da gibt man die Einheiten dann eher mehr ab. Und ja, und bei mir war das eben so, dass ich jetzt nur mal geringfügig angefangen habe heuer zu arbeiten. Und dann redet man untereinander so. Sagt man: ‚Ja, du, würde es bei dir passen, wenn du sie nur drei mal in der Woche bringst?‘ Weil, der andere von den Eltern braucht eben mehr. Also da schaut man untereinander.“ (Sevgi, Pos. 76)

Es zeigt sich, dass das Verteilungskriterium nach Erwerbsstatus der Eltern eines ist, das in der Praxis nach wie vor seine Gültigkeit hat („die, die Vollzeit arbeiten, werden natürlich bevorzugt“) – auch wenn die politischen Bestrebungen sukzessive in eine andere Richtung gehen, um allen Kindern einen Platz zu garantieren.

Auch Rosa hat die Erfahrung gemacht, dass für eine ausgedehnte Besuchszeit von Kindern im Kleinkindalter die Berufstätigkeit der Eltern nach wie vor eine Rolle spielt, als sie sich nach einem Betreuungsplatz für ihren (mit Beginn des Betreuungsjahres) dreijährigen Sohn umgesehen hatte („da musst du schon berufstätig sein“):

Rosa: „Also zu der Info, wo ich hingegangen bin, die haben gesagt,- also man kriegt jetzt nicht die ganze Woche oder halt jeden Tag von morgens bis abends, das wahrscheinlich nicht. Da musst du schon berufstätig sein. Aber so ein paar Vormittage oder nachmittags, das wäre sicherlich möglich gewesen.“ (Rosa, Pos. 116)

Wie schon im Fallbeispiel von Sevgi sichtbar wurde, sind es nicht unbedingt die Einrichtungen selbst, die die zu knappen Plätze verteilen; sondern es gibt auch informelle und sogar unsichtbare Verteilungskriterien, wie ein weiteres Beispiel von Katja zeigt. Sie verzichtet aus Solidarität auf einen Betreuungsplatz, denn sie will niemandem „den Platz wegnehmen, der ihn dringender braucht“:

Katja: „Ich hätte zwar die Möglichkeit gehabt, nachdem die Kleine in der Kleinkindbetreuung gewesen ist, sie dort drin zu lassen. Aber genau aus denen Gründen: Wieso soll ich jemandem den Platz wegnehmen, der ihn dringender braucht?“ (Katja, Pos. 57)

7.2.3 Nicht die Wunschoption: „Wir haben jetzt auch nicht die Tage gekriegt, die wir gerne hätten“

Ein paar Eltern haben geschildert, dass es Engpässe in der Betreuungssituation gibt, die zwar nicht genereller Natur sind – sie haben also einen Platz für ihr Kind bekommen – aber von ihnen Zugeständnisse einfordern.

Für die einjährige Tochter von Max bedeutet das zum Beispiel, dass sie nicht an den gewünschten Wochentagen betreut werden kann, die ihre berufstätigen Eltern eigentlich gern gehabt hätten:

Max: „(...) Wir haben jetzt auch nicht die Tage gekriegt, die wir gerne hätten für die Betreuung, wenn es dann soweit ist. Aber das ist für uns jetzt mal,- da sind wir jetzt mal recht flexibel.“ (Max, Pos. 22).

Auch Felix und seine Partnerin sind beide berufstätig. Sie haben zwei Kinder im Alter von fünf und zwei Jahren, die einen Kindergarten und eine Betriebskindergruppe in unterschiedlichen Orten besuchen. Vor allem die Öffnungszeiten stellen eine logistische Herausforderung dar, die Felix sehr ausführlich erläutert (das Zitat unten ist stark gekürzt) – und damit deutlich macht, wie Arbeitszeiten und Homeoffice-Arrangements an die Öffnungszeiten der Einrichtungen angepasst werden:

Felix: „Und das ist zum Beispiel eines der Defizite (...) mit der Kinderbetreuung: Sie ist zum Teil an Zeiten gekoppelt. (...). Und das ist logistisch so eine Kleinigkeit. Wenn man sie früher hinbringen könnte, wäre es am Weg. Und dann hätte die (seine Frau) keine Probleme mit ihren Stunden. So machen wir oft mal das,- wir haben momentan die Einteilung, dass ich am Freitag Homeoffice mache. Und das heißt,- meine Frau nimmt den (Sohn) mit zur Arbeit, im Prinzip zu seiner Kindergruppe.“ (Felix, Pos. 35)

Auch bei Elise ist es so, dass ihr fünfjähriger Sohn und ihre zweijährige Tochter Einrichtungen in unterschiedlichen Gemeinden besuchen. Ihr Sohn besucht den Kindergarten in ihrem Wohnort, die Tochter eine Spielgruppe in fünf Kilometer Entfernung – denn an ihrem Wohnort gibt es kein Angebot. Für sie ist das ein logistischer Aufwand, den sie gern vermeiden würde. Doch es gebe „nicht genügend Angebot“:

Elise: „Also das größte Problem liegt darin, (...) ich bringe meine Kleine in (Ort) in die Kinderbetreuung. Aber dort, wo ich wohne und eigentlich gerne meine Tochter in die Betreuung geben würde, dort gibt es keine Plätze. Also ich war sehr viel am Telefonieren, am Anrufen, fragen, ob freie Plätze vorhanden sind oder nicht. Mit der Gemeinde auch darüber gesprochen und so weiter. Das war das Schwierigste für mich. Dass man da einfach,- es gibt nicht genügend Angebot.“ (Elise, Pos. 131)

In den hier vorgestellten Fällen sind es also eher „logistische Kleinigkeiten“, wie es Max es fast etwas beschönigend ausdrückt. Die Eltern stellen die Inanspruchnahme aufgrund dieser Herausforderungen nicht generell in Frage, würden sich aber über passendere Angebote bzgl. Ort, verfügbare Betreuungstage und Öffnungszeiten freuen.

7.2.4 Versorgungsauftrag der Gemeinden

Um herauszufinden, inwieweit es ein Bewusstsein unter Vorarlberger Eltern gibt, dass sie mit dem sogenannten „Versorgungsauftrag der Gemeinde“ einen Anspruch (wenn auch nicht das Recht) – auf einen Kinderbetreuungsplatz haben, wurde in den Interviews der Begriff vom „Versorgungsauftrag“ in die Runde geworfen. Die Resonanz fiel unterschiedlich aus.

In einer Fokusgruppe mit fünf Teilnehmerinnen war der Begriff unbekannt. Zwei von ihnen, Nina und Katja, haben keinen Betreuungsplatz erhalten. Die Erläuterung der Interviewerin, was ihnen also eigentlich zustehen würde, wird von Katja gut konterert und sorgt für Heiterkeit:

Int.: „Jetzt habe ich doch noch eine Frage. Mir fällt noch ein Begriff ein, den ich Euch fragen möchte - ob Ihr den kennt, ob Ihr was mit dem anfangen könnt: der heißt Versorgungsauftrag der Gemeinde. Sagt Euch das was?“

(Pause) (Drei Interviewpartnerinnen schütteln den Kopf, zwei schauen ins Leere).

Int.: Also das heißt einfach nur, dass die Gemeinde eigentlich dafür sorgen muss, dass, wenn Eltern erwerbstätig sein möchten, ein Kinderbetreuungsplatz vorhanden ist. Eigentlich schon für 0- bis 5-Jährige.

Katja: Das ist halt, warum wir es nicht kennen, oder? (Alle lachen)

Nina: Genau (lacht), so isses. Exakt! (lacht herzlich)“ (Fokusgruppe 4, Pos. 264-266)

In einer anderen Fokusgruppe mit vier Teilnehmerinnen kennt man zwar nicht den konkreten Begriff, assoziiert aber damit, dass es „deswegen eine Kleinkindbetreuung gibt“. In der Wohngemeinde von Pia gibt es ihrer Kenntnis nach keine Engpässe. Ihre zwei- und vierjährigen Kinder könnten mehr Stunden in Anspruch nehmen, was sie aber nicht möchte. In Ruths Gemeinde sieht es anders aus. Ihre dreijährige Tochter besucht eine private Wald- und Wiesenspielgruppe:

Int.: „Ich hätte noch einen Begriff für Euch (...). Ich weiß nicht, ob Ihr den kennt, ich versuche es mal: Versorgungsauftrag der Gemeinde. Sagt Euch das was? (Pause, alle überlegen)

Nora: (schüttelt den Kopf)

Pia: Gibt es da noch ein Stichwort dazu?

Int.: Ja, also es geht darum, dass sie die Kleinkindbetreuung für Kinder im Alter von null bis drei verpflichtend zur Verfügung stellen.

*Gruppe: (gleichzeitig):
„Ja“ – „ach so, ja“*

Int.: (gleichzeitig) – Davon habt Ihr schon gehört?

Pia: Ja, ich meine, das IST bei unserer Gemeinde ja so. Deswegen gibt es eine Kleinkindbetreuung. Das ist mit dem eigentlich abgedeckt.

Int.: Funktioniert das? Kommt die Gemeinde dem Versorgungsauftrag quasi nach? Habt Ihr da Einblick?

Pia: Also mehr gibt es eigentlich nicht. Es gibt, dass es gestellt wird, dass es eine Kleinkindbetreuung gibt. Aber mehr eigentlich nicht. Also das ist eigentlich abgedeckt mit dem, dass sie eine Betreuung haben.

Int.: Also wenn ich jetzt eine Mutter in Eurem Dorf wäre, mein Kind wäre zwei, würde ich eine Betreuung auch finden?

Pia: Ja! Ja, also bei uns im Dorf schon. Ja, hmhm.

Ruth: Bei uns nicht.“ (Fokusgruppe 1, Pos. 169ff)

Pia erzählt auch davon, dass sie vor ein paar Jahren, als die Kleinkindbetreuung in ihrer Gemeinde noch weniger gut ausgebaut war, ein „Geld gekriegt hat stattdessen“, weil sie keine Betreuungsplätze erhalten hätte, wenn sie gewollt hätte:

Pia: „Also unsere Gemeinde hat das auch gemacht. Aber der Bürgermeister hat dann gesagt: ‚Du kriegst für beide‘, weil wir keine Kleinkindbetreuung haben, damals haben wir keine gehabt,- haben wir ein Geld gekriegt stattdessen,- weil wir halt im Dorf keine Betreuung gehabt haben.“
(Pia, Pos. 161)

Felix sieht den Versorgungsauftrag der Gemeinden kritisch, die Einrichtungen seien dadurch „überlaufen“. Da nicht genügend Fachkräfte vorhanden bzw. mit Arbeit überlastet sind, leide die Betreuungsqualität – „nicht, weil sie böse Menschen sind“, sondern weil die Fachkraft-Kind-Relation nicht passen würde. Er kritisiert, dass das Anliegen, mehr „Ressourcen“ (in diesem Fall: Personal) zur Verfügung zu stellen, bislang nur ein Lippenbekenntnis geblieben ist:

Felix: „Das ist auch der Grund, warum die Kindergärten jetzt quasi so überlaufen sind. Weil, man muss sagen, das ist vielleicht einer der bösen Punkte, dass man sagen muss: Wir haben genau die Phase gehabt, dass wir gesagt haben: Sollen wir die (Tochter) rausnehmen? Wir haben (...) den Eindruck gehabt, die sind eigentlich dankbar für jedes Kind, das weniger da ist. Und zwar nicht, weil sie böse Menschen sein wollen (lacht bitter). Sondern einfach aus dem Grund, weil, die Arbeit steht denen eh schon über dem Kopf eigentlich. (...) Und das, was es ändern würde, wären wahrscheinlich genügend Ressourcen. Aber das können sie auch nicht selber bestimmen. Ich meine, das ist das Gleiche: Meine Vorstände sagen manchmal auch, ‚ah ja, dann werden wir da halt eine Ressource schaffen‘. Und dann muss ich sagen, das ist toll, wenn man sowas sagt. Deswegen ist keiner da. Und eine Planstelle irgendwo hinzuschreiben, ist auch schnell gemacht. Nur, deswegen ist kein Kindergärtner da. Und das ist genau das, was man in der Praxis,- oder was ICH halt erlebe im Prinzip, ist, dass man diesen Mangel hat. Und dass dieser Versorgungsauftrag am Papier da ist. Aber den hat halt ein Politiker beschlossen. Und die Umsetzung ist halt eine ganz andere Sache.“ (Felix, Pos. 69)

Felix stellt in seinem Statement also fest, dass es nach wie vor einen „Mangel“ gebe, den der Versorgungsauftrag nicht beseitigt, sondern verschoben hat. Eine gestiegene Kinderzahl in den Einrichtungen würde dazu führen, dass das Qualitätskriterium einer angemessenen Fachkraft-Kind-Relation nicht mehr erfüllt wäre. Das sei quasi der neue Mangel, und er sieht weiteren Handlungsbedarf.

7.3 Kosten und soziale Staffelung

Das Thema Kosten elementarpädagogischer Angebote ist in der interpretativen Analyse ein sehr spannendes, weil es Argumentationsketten offenbart, die auf den ersten Blick nicht sichtbar sind. Sie werden öfters verdeckt durch Aussagen wie zum Beispiel diese: „Dass die Kinder daheimbleiben, ist eher ein Muss“. Dieses Zitat stammt von Sevgi, die hier aus der Sicht einer Kindergartenassistentin und aufgrund von Erzählungen aus dem Bekanntenkreis – und nicht mit Blick auf ihre eigene Situation – erklärt, warum Eltern Angebote nicht in Anspruch nehmen:

Sevgi: „Ich weiß es eben auch von dem Bekanntenkreis: Die Mamas möchten arbeiten, mehr arbeiten, Vollzeit arbeiten, aber die Ausgaben gehen dann wieder in die Höhe. Weil, mittlerweile ist das Mittagessen auch richtig in die Höhe gegangen. Und dann gibt es eine extra Zusatzstunde, dann gibt es eine Nachmittagsbetreuung, wo man immer wieder zahlt und so. Und eben, jeder sagt: ‚Dann rentiert es sich gar nicht einmal so.‘ Und dann hat man eben Stress, dass man arbeiten MUSS, eben Kind-Hinbringzeit, Abholzeit, macht man sich Stress. Dann verdient man nicht so gut. Und dann muss man es eh wieder für die Betreuung abgeben (lacht bisschen). Ja. Also es ist eher, finde ich, dass die Kinder quasi daheimbleiben, das ist eher ein Muss. Weil sie ja,- weil es sich nicht rentiert oder weil kein Platz für das Kind da ist.“ (Sevgi, Pos. 72)

Sevgis Zitat ist deshalb aufschlussreich, weil es verschiedene Aspekte vereint, die sich auch in anderen Interviews finden: Erstens wird in ihrer Erläuterung „weil es sich nicht rentiert oder weil kein Platz für das Kind da ist“ deutlich, dass das „Muss“ nicht im Hinblick auf eine unerschwingliche Betreuung gemeint ist. Vielmehr „rentiert“ sich die Inanspruchnahme nicht, und zwar im Hinblick auf die finanzielle Abwägung, inwieweit sich eine (Vollzeit)Erwerbstätigkeit „dann“ noch lohnt oder nicht. Zweitens bezieht sich das „Daheimbleiben“ nicht unbedingt auf einen generellen Verzicht, sondern darauf, dass etwa eine Nachmittagsbetreuung nicht in Anspruch genommen wird. Damit ist der dritte Punkt verknüpft: Dass vor allem die vergleichsweise hohen Kosten der Nach-

mittagsbetreuung und des Mittagessens kritisiert werden („mittlerweile ist das Mittagessen auch richtig in die Höhe gegangen“). Daraus ergibt sich, viertens, dass der Kostenfaktor der außerfamilialen Angebote nie der alleinige Grund dafür ist, dass Eltern auf diese Angebote verzichten. Sevgi verweist zum Beispiel auch darauf, dass Platzmangel ein Grund sein kann („weil es sich nicht rentiert oder weil kein Platz für das Kind da ist“).

All diese Aspekte finden sich auch in anderen Interviews. Dass sich die Inanspruchnahme einer elementarpädagogischen Angebots inklusive einer Nachmittagsbetreuung und Mittagessen in Kombination mit einer Erwerbstätigkeit kaum „rentiert“, stellt beispielsweise Katja in ähnlicher Weise dar: Sie kritisiert die hohen Kosten, vor allem für die Mittagsbetreuung und das Mittagessen. Bei ihrem Gehalt würde das bedeuten, dass ein hoher Anteil dafür in die Kinderbetreuung fließt: „Und da denke ich mir: Für was? Damit jemand das Kind betreut gehe ich jetzt schaffen und muss trotzdem wieder zahlen“. Sie hat ihre Tochter schließlich wieder abgemeldet und nimmt für die jetzt Vierjährige keine elementarpädagogischen Angebote in Anspruch:

Katja: „Ich habe das Kind am Morgen um sieben in die Kleinkindbetreuung gefahren, Mittag wieder geholt, weil sonst hätte ich wieder Mittagsbetreuung, Mittagessen, - wär's wieder ins Geld gegangen. Also du gehst eigentlich nur schaffen, damit jemand das Kind betreut. Das macht für mich keinen Sinn.“ (Katja, Pos. 57)

Jedoch sind es nicht ausschließlich die Kosten der Elternbeiträge, die Katja davon abhalten, ihre Tochter weiterhin in den Kindergarten gehen zu lassen. Da sie ausschließlich am Wochenende erwerbstätig ist und unter der Woche frei hat, möchte sie ihre Tochter selbst betreuen. Sie möchte nicht einer anderen Familie „die es dringend nötig hat, weil beide Vollzeit schaffen“ den Platz „wegnehmen“, wie sie betont. Das heißt, sie richtet den Blick auf die Platzknappheit – und zeichnet an anderer Stelle doch auch das Idealbild der Mutter, die bei den Kindern zuhause ist („wer würde nicht gern mit den Kindern daheim sein und spielen?“).

Auch Max nennt die Kosten des Mittagessens als offenbar entscheidenden Faktor dafür, ob seine einjährige Tochter an zwei oder drei (halben) Tagen den Zwergengarten besuchen soll:

Int.: „Was zahlen Sie da, wenn ich das fragen darf?“

Max: Ja, Das sind. - (überlegt). Also genau kann ich es jetzt nicht sagen, - also das sind zwei halbe Tage in der Woche. Und wir zahlen glaub also circa 170 €.

Und dann kommt noch gegebenenfalls, wenn man will, ein Mittagessen, was man extra zahlt. Und Snacks gibt es, die so eins fünfzig am Tag kosten. Für jedes Mal, wo sie das in Anspruch nehmen. Also muss man AUCH sagen, finde ich, gar nicht so wenig Geld. Weil, ich glaube, wenn man dann drei halbe Tage nimmt, sind es gleich mal 244 €. Und, ja, das muss man sich dann schon auch überlegen.“ (Max, Pos. 34ff)

Ob Max' Tochter den Zwergengarten überhaupt besucht, stellen die Eltern nicht Frage. Es geht ausschließlich um das Ausmaß der Besuchstage; im Hinblick auf die (Mittagessen-)Kosten müsse „man sich dann schon auch überlegen“.

Felix greift den Aspekt auf, inwieweit sich eine Erwerbstätigkeit mit Blick auf die Kinderbetreuungskosten rentiert. Er stellt die rhetorische Frage, ob sich das „arbeiten gehen“ für ihn überhaupt lohnt. Er nimmt indirekt Bezug auf die soziale Staffelung, von der sie als Doppelverdiener-Paar nicht profitieren können:

Felix: „Und sobald du ein bisschen mehr verdienst, sind die Förderungen halt weg. Dann bist du genauso reich oder arm wie jemand, der wenig verdient. Und dann fragt man sich: Warum soll ich dann eigentlich noch arbeiten gehen (lacht bitter)? Das ist ein bisschen das Negative.“ (Felix, Pos. 29)

Felix und seine Frau kommen aus einem wohlhabenderen Milieu. Er findet es nicht gerecht, dass die soziale Staffelung jene fördert, die finanzschwächer sind. Denn da sie als gut verdienendes Paar keine Förderungen erhalten, würde ihr Einkommensvorteil quasi gleich wieder in die Kinderbetreuung reinvestiert („dann bist du genauso reich oder arm wie jemand, der wenig verdient“):

Felix: „Es hätte keinen Unterschied gemacht, wenn sie (= seine Frau) ihren Job wirklich hingeschmissen hätte, wir haben für die Kinderbetreuung und für das Pendeln gearbeitet. Also die (Frau). Und DAS war, glaube ich, schon für uns der riesen Einschnitt, dass man sagen muss, als Familie, wenn man unser Einkommen anschaut, war der Knick eigentlich nur die Kinder. Davor waren wir eher in die Richtung ‚wir sind reich irgendwann mal‘. Und danach waren wir plötzlich: Ja, jetzt sind wir wieder unten im unteren Mittelstand angekommen. Und das, obwohl ich eigentlich mehr verdiene als der Durchschnitt. Und das ist schon das, wo ich sagen muss: Das ist ein bisschen ärgerlich, dass man das sieht.“ (Felix, Pos. 29)

Felix' Unmut hält sich in Grenzen, er schwächt ab, indem er sagt, es sei „ein bisschen ärgerlich“ oder „ein bisschen das Negative“. Das heißt, auch für Felix sind die Kosten schließlich nicht entscheidende Faktor für oder gegen eine Inanspruchnahme. Zwar stellt er die provokante Frage, inwieweit es sich lohnt, erwerbstätig zu sein, wenn ein Teil dieses Einkommens direkt wieder für die Betreuungskosten verwendet wird. Der Unmut verbleibt aber auf der rhetorischen Ebene. Felix und seiner Partnerin war klar, dass sie beide, nach Inanspruchnahme der zwei-jährigen Elternkarenz, weiterhin in ihrem Beruf arbeiten wollen und deshalb eine außerfamiliale Betreuung in Anspruch nehmen würden – ungeachtet der Kosten.

Trotzdem gibt es eben Unzufriedenheiten – nämlich gerade unter jenen Eltern, die sich nicht für ein Gratis-Angebot oder Reduktion der Elternbeiträge qualifizieren. Das ist zum Beispiel bei der 31-jährigen Aliyah der Fall, alleinerziehende Mutter zweier Kinder im Alter von zwei und zehn Jahren. Sie wünscht sich eine „gratis“ Kinderbetreuung. Auf Nachfrage, ob sie keine Unterstützung diesbezüglich erhält, sagt sie:

Aliyah: „(...) wie gesagt, die Staffel gibt es nicht zum Beispiel bei mir. Das würde, wie ich gesagt habe, - sie rechnen so, da steht dann da, du verdienst über 3.000 etwas, ein Erwachsener, zwei Kinder, du kommst drüber, keine Förderung.“
(Aliyah, Pos. 135)

Als alleinerziehende Mutter gehört sie einer Gruppe an, die besonders armutsgefährdet ist. Mit einem monatlichen Haushaltsnettoeinkommen von 3.000 EUR liegt sie jedoch über der Einkommensgrenze, ab der eine Reduktion oder ein Wegfall des Elternbeitrags gewährt wird.

Auch in ihrem Fall sind die Kosten der Betreuung nicht der ausschlaggebende Faktor für eine geringere Inanspruchnahme. Vielmehr hat Aliyah schlechte Erfahrungen in der Kleinkindbetreuung gemacht und hat deshalb die Stundenzahl auf elf Stunden pro Woche festgelegt.

Das letzte Beispiel gehört Nina. Sie erhält zwar Zuschüsse („ein Anteil wird übernommen“), aber „gewisse Förderungen“ stünden ihr wiederum nicht zu, weil sie als Doppelverdiener „über einer gewissen Grenze“ liegen. Sie kritisiert eher generell, dass die staatlichen Unterstützungen zu niedrig bemessen sind, um die in letzter Zeit rasant angestiegenen Lebenshaltungskosten abzufedern:

Nina: „Ein Anteil wird übernommen, jaah, ist richtig. Aber es wird nicht annähernd so viel übernommen, dass du wirklich im Endeffekt leben kannst. Weil, die denken NICHT dran, dass Lebensmittel und so weiter, einfach alles viel teurer wird. Die Löhne steigen jetzt nicht so an wie die Lebensmittel, Heizkosten, und und und. Dann, wenn du zwei Leute hast (= Doppelverdiener), liegst du einfach über einer gewissen Grenze. Und, ja, dann kriegst du gewisse Förderungen nicht.“
(Nina, Pos. 148)

Ninas Reaktion auf das Gedankenspiel zu Gratis-Angeboten ist besonders erwähnenswert: Es geht um die Frage, ob die soziale Staffelung eventuell aufgelöst werden sollte, damit alle Eltern bzw. Kinder von gratis Angeboten profitieren könnten. Die Interviewerin wirft diesen Gedanken in die Runde:

Int.: „Es ist ja die soziale Staffelung, - ich weiß nicht, sagt Euch das was als Begriff? Es wird ja diskutiert, die eben ganz fallen zu lassen und gratis anzubieten, also die Betreuung für Null- bis Fünfjährige? (...)“

Nina: Also wie gesagt, bei mir definitiv. WENN es finanziell möglich wäre, dann bliebe ich definitiv daheim. Ganz sicher.“
(Nina, Pos. 149ff)

Nina würde also ein mögliches Gratis-Angebot für sich so nutzen, dass sie ihre Erwerbstätigkeit aufgeben würde. Denn es wäre dann finanziell nicht mehr notwendig, dass sie und ihr Partner Vollzeit-Wechselschichten in einer Fabrik arbeiten müssten, um das Familieneinkommen zu sichern. Ob sie das Gratis-Angebot für die Kinder dann in Anspruch nehmen würde oder ihre Kinder selbst betreuen würde, bleibt an dieser Stelle offen. Jedenfalls macht ihre Reaktion deutlich, dass die Wirkrichtung(en) politischer Maßnahmen vielfältig sein können. Sollte ein Gratis-Angebot für alle außerfamilialen Bildungs- und Betreuungsleistungen flächendeckend eingeführt werden, ist damit nicht „automatisch“ garantiert, dass diese (1) in Anspruch genommen werden und (2) erwerbstätige Eltern ihre Erwerbstätigkeit beibehalten; vor allem, wenn diese in erster Linie als unabdingbare Einkommensquelle und nicht als besonders sinnstiftend erlebt wird.

8. Elternsein: Zwischen Selbst- und Fremdansprüchen

In diesem Kapitel geht es darum, mit welchen Erwartungen sich Mütter und Väter in punkto Kinderbetreuung und elementare Bildung konfrontiert sehen und wie sie damit umgehen. Wie sehr die Erwartungen des sozialen Umfelds eine Rolle spielen und widersprüchliche Meinungen verunsichern können, zeigt bereits das ausdrucksstarke Zitat von Nina:

Nina: „Scheiße, mache ich es richtig? Mache ich es nicht richtig? Mache ich es, - was ist falsch, was ist richtig? Auf wen kann ich mich verlassen? Wo kann ich drauf vertrauen? Weil, es gibt so viele unterschiedliche Meinungen, ab wann wäre die Betreuung gut? Ab wann ist sie notwendig? Andere sagen, sie ist überhaupt nicht notwendig, ‚das Beste ist, wenn das Kind durchgehend daheim ist.‘ Es ist. - (seufzt).“ (Nina, Pos. 138)

Es wird also im Folgenden darum gehen, was von Eltern erwartet wird, woher ihre eigenen Überzeugungen kommen und inwieweit sie den Ansprüchen ihres Umfelds (Eltern, Freundschaften, Gesellschaft), aber auch den Erwartungen, die sie an sich selbst haben, gerecht werden können.

8.1 Ausdrucksstarke Semantiken: Weggeben, Abgeben, Verstellen

„Wieso soll ich ein kleines Kind abgeben?“ fragt Hilde, als sie erläutert, warum sie ihre zweijährige Tochter lieber selbst betreuen möchte. Später stellt sie die Frage in den Raum, ob ihre Beobachtung, „dass immer mehr Kinder psychische Probleme haben“ vielleicht auch etwas damit zu tun habe, dass es das „früher nicht gegeben (hat), dass man Kinder so früh abgegeben hat“. Aliyah wiederum erzählt, dass ihre Eltern in Kenia nicht nachvollziehen können, dass Aliyahs Tochter eine Spielgruppe besucht. Und sie haben Aliyah gefragt: „Warum bringst du sie mit zwei Jahren zu fremden Leuten?“ Das Vokabular des „Weggebens“ ist vielfältig und in den Interviews vielfach enthalten: Das Kind wird weggegeben, abgegeben, extern betreut oder fremdbetreut, sogar abgeschoben. All diese Formulierungen kamen in den Interviews vor und enthalten eine kritische Semantik, dass nämlich Eltern ihre Rolle als „eigentlich“ Zuständige für die Betreuung in dem

Moment nicht wahrnehmen (= abgeben), wo sie ihr Kind an einen anderen Ort bringen. Besonders deutlich ist der Vorarlberger Begriff des „Verstellens“, der – wenn man ihn linguistisch betrachtet – das Ändern einer Position beinhaltet („stellen“), die eigentlich so nicht sein sollte, die irgendwie falsch ist („ver“):

Julia: „(...) Wenn ich als Frau Karriere machen will, meinem Beruf nachgehen möchte, dann muss ICH das Kind verstellen. Und dann, -

Int.: (unterbricht) Verstellen? Jetzt muss ich fragen -

Julia: Tschuldigung, das Kind in eine Betreuung geben! Verstellen heißt, irgendjemand kümmert sich um sie.“ (Julia, Pos. 199)

Auch die „Fremdbetreuung“ beinhaltet Negatives. Im allgemeinen Sprachgebrauch ist „Fremdes“ nicht unbedingt vertrauenswürdig, da es vom „Eigenen“ verschieden ist. Das eigene basiert auf einem Normen- und Wertesystem, das man kennt und das eine zuverlässige Orientierung bietet. Das Fremde ist ungewiss und wird daher als potenziell unsicher empfunden.²¹

Die Ambivalenz, die mit einer außerfamilialen Betreuung einhergeht, wird also bereits in diesen Begriffen deutlich. Dabei sind sie sowohl Teil unserer Alltagssprache als auch der Fachterminologie. Wenn die hier zitierten Erzählpersonen sie verwenden, bedeutet das also nicht, dass sie die dazu interpretierten Bedeutungen unbedingt so teilen. Vielmehr soll darauf aufmerksam gemacht werden, dass bereits diese Begriffe etwas enthalten, das in den Ansprüchen mitschwingt, die Eltern an sich selbst stellen oder die ihnen von anderen mitgeteilt werden – zum Beispiel in dem oben zitierten Satz, den Aliyah von ihren Eltern hörte: „Warum bringst du dein Kind zu fremden Leuten?“

8.2 Eigene Kindheit: Lebt man weiter, was man kennt?

Ein offenbar sehr relevanter Aspekt für die Entscheidung, wie man Erwerbs- und Sorgearbeit kombiniert, ist die eigene Kindheit. Fast alle Interviewpartner:innen setzen

²¹ Auch die soziologische Theorie beschäftigt sich seit den Klassikern immer wieder mit der Konstruktion der Fremdheit durch die Unterscheidung vom „Eigenen“ und „Fremden“ (vgl. z.B. Bauman 1997).

ihre Erfahrungen von damals fort, sei es im Zusammenhang damit, dass sie als Eltern für ihr Kind „da“ sein wollen, dass sie die Abneigung ihres Kindes gegenüber dem Kindergarten nachfühlen können oder dass sie als Mutter erwerbstätig und finanziell unabhängig sein wollen, weil auch die eigene Mutter darauf Wert legte.

8.2.1 „Sie war immer da – und das möchte ich meinen Kindern auch schenken“

Einige Mütter erwähnen, dass sie gern eine präsen- te Mutter sein wollen, weil sie das als Kind auch so „gehabt“ haben:

Ruth: „Ich möchte schon daheim bleiben. Ich habe das einfach auch so gehabt: Die Mama ist bei mir daheim geblieben.“ (Ruth, Pos. 45)

Dabei muss eine „Mutter daheim“ nicht unbedingt heißen, dass sie nicht erwerbstätig ist. Das zeigt das Beispiel von Nora, die das ihr aus der Kindheit vertraute Modell exakt so weiterführt: Sie erledigt zu Hause hin und wieder Aufträge als Illustratorin, doch vor allem ist sie Hausfrau und Mutter und für die Kinder immer verfügbar. Auch ihre Mutter hat „immer geschafft, aber daheim“. Sie ist mit drei Geschwistern aufgewachsen; sie selbst hat nun drei Kinder:

Nora: „Und ich (habe) das im Nachhinein das nochmal reflektiert, wie wir aufgewachsen sind: Wir haben eine Mama gehabt. Also meine Eltern waren geschieden, wir waren auch vier Kinder. Sie hat sich schon, wo wir klein waren, scheiden lassen. Und hat immer geschafft, aber daheim gearbeitet. Sie war immer da. Und das war für UNS einfach so eine Ressource, dass die Mama immer da war. Und das alles ersetzt hat und aufgefangen hat. Und halt, - das möchte ich einfach meinen Kindern auch schenken.“ (Nora, Pos. 27)

Auch Sevgi hat das Gefühl aus ihrer Kindheit geprägt, dass sie ihre „Mama immer bei (sich) gehabt“ habe. Für sie war diese Nähe bedeutsamer als materieller Wohlstand, inklusive Spielsachen, die sie sich mit einer Erwerbstätigkeit der Mutter vielleicht hätten leisten können:

Sevgi: „Also ich erinnere mich schon, dass ich keine Bahn gekriegt habe, dass ich kein Fahrrad gehabt habe oder so. Okay - aber ich habe meine MAMA immer bei mir gehabt. (...) Aber ich habe mich halt selber gefragt, dieses Gefühl einfach, die Mama ist bei mir. Das prägt.“ (Sevgi, Pos. 164)

Gleichzeitig entwickelte Sevgi aber im Alter von knapp drei Jahren ein reges Interesse für den Kindergarten und drängte ihre Eltern so lange, bis sie ab und zu vorbeischaun durfte und schließlich regulär aufgenommen wurde. Sie sei „total gerne gegangen“:

Sevgi: „Also bei mir war es, ich war knapp drei Jahre, als wir nach Österreich gezogen sind. Und ich habe geweint und alles Mögliche halt gemacht, dass ich in den Kindergarten komme. Also meine Mama hat mich dann eben zum Kindergarten gebracht. Und dann haben sie eben gesagt: ‚Ja, sie ist noch nicht drei, erst nächstes Jahr vielleicht.‘ Und dann habe ich irgendwie so geweint und so getan, dass sie gemeint hat: ‚Ja, ab und zu darf sie mal am Nachmittag kommen‘ (lacht). Und dann ist das, glaube ich, jeden Tag mehr und mehr geworden, bis sie mich dann aufgenommen haben. Und ich bin total gern gegangen. Auch aus dem Grund, dass ich einfach jemanden habe zum Spielen. Und auch Spielsachen und alles Mögliche. Das hat mich total fasziniert. Ja, und eben die Sprache verstehen, das habe ich dann auch gleich einmal besser gelernt.“ (Sevgi, Pos. 169)

Die Parallelität bei Sevgi, dass sowohl der Kindergarten als auch die Mutter sehr wichtig waren, trägt sich in ihr heutiges Leben als Mutter von zwei Kindern weiter: Sie hat ihre „Begeisterung“ für den Kindergarten zum Beruf gemacht und arbeitet als Kindergartenassistentin. Gleichzeitig ist sie für ihre Kinder als Betreuungsperson dauernd präsent, und zwar doppelt: Erstens, weil die zwei- und vierjährigen Kinder dieselbe Einrichtung besuchen, in der Sevgi arbeitet, und zweitens, weil sie nur im Teilzeitausmaß dort beschäftigt ist und den übrigen Teil der Woche ihre Kinder zuhause betreut.

8.2.2 „Für sie war es normal, viel zu arbeiten – und das ist es für mich auch“

Iman unterscheidet sich von den anderen Erzählpersonen darin, dass sie nicht den Wert der Sorge-, sondern der Erwerbsarbeit in den Fokus ihrer Alltagsorganisation stellt. Für sie ist es wichtig und „normal“, dass sie als Frau erwerbstätig und damit „unabhängig“ ist. Auch ihre Mutter habe „viel gearbeitet“, als Iman und ihre beiden Brüder klein waren und in Bosnien lebten. Sie hatte die Familie als Alleinerziehende ernährt, nachdem der Vater noch vor der Geburt Imans in den Jugoslawien-Kriegen verstorben war:

Iman: „Ich arbeite seit meinem 18. Lebensjahr und wollte nie von jemandem abhängig sein.“

Int.: Mhm. War das in Ihrer Familie auch so? Hat Ihre Mutter auch gearbeitet?

Iman: Ja. Ja. Viel arbeiten. Mein Papa ist gestorben. Ich war im Bauch von der Mutter, und er ist gestorben.

Int.: Oh, da kennen Sie ihn gar nicht.

Iman: Nein. Ich und meine zwei Brüder. Und für sie war es normal viel (zu) arbeiten, und das ist für mich auch normal.“ (Iman, Pos. 170ff)

Bislang scheitert Imans Vorstellung von einer Vollzeitbeschäftigung noch an der Umsetzung, da sie noch keinen adäquaten Betreuungsplatz für ihren zweijährigen Sohn gefunden hat.

8.2.3 „Bei mir war es dasselbe, ich war auch nicht im Kindergarten“

Drei Erzählpersonen beziehen sich darauf, dass sie ihre eigenen Kindergartenerfahrungen weitergegeben haben, entweder in positiver oder negativer Hinsicht. Rosa und Hilde waren bis zum Alter von vier Jahren nicht im Kindergarten, und ihre Kinder sind bzw. waren es auch nicht:

Rosa: „Ich als Kind war auch nicht in einer Fremdbetreuung, also bis ich vier war, und dann normal in den Kindergarten früher. Also das ist ja eine relativ neue Entwicklung. Also ich glaube, das passt. (lacht)“ (Rosa, Pos. 104)

Bei Hilde ging es so weit, dass ihre Mutter sie aus dem Kindergarten nahm, weil sie „ständig nur geweint“ hatte. Bei ihrer vierjährigen Tochter ist das aktuell genauso, die Eingewöhnung läuft schon seit mehreren Wochen recht schleppend, und Hilde lässt sich die Option offen, ihre Tochter auch wieder herauszunehmen, sollte es nicht besser werden:

Hilde: „Ich habe mir nur gedacht, wenn es dann absolut GAR nicht gehen würde, dann muss ich sie, - Ich habe gesagt, das erste Jahr ist eh kein Thema. Wenn es nicht geht, dann geht sie nicht. Denn bei mir war es damals dasselbe: Ich war AUCH nicht im Kindergarten. Aber halt auch, weil es mir einfach nicht gefallen hat und ich ständig nur geweint habe. Bis die Mama gesagt hat: ‚Passt, du musst nicht gehen! Wir nehmen dich raus.‘“ (Hilde, Pos. 147)

Umgekehrt möchte Frida ihre positive Kindheits- erfahrung mit dem Kindergarten gern an ihre Kinder weitergeben:

Frida: „Ich hab selber meine Kindergartenzeit so positiv in Erinnerung, dass ich das meinen Kindern nicht vorenthalten möchte.“ (Frida, Pos. 145)

8.2.4 „Warum bringst du sie mit zwei Jahren zu fremden Leuten?“

Es gibt aber auch zwei Fallbeispiele, die zeigen, dass die jungen Eltern die Erwerbs- und Sorgearbeit anders organisieren, als sie es aus ihrer eigenen Kindheit kennen.

Da ist zum einen die 31-jährige Aliyah. Bei ihr spielt der kulturelle Hintergrund eine Rolle. Sie ist in Kenia aufgewachsen und sagt: „Da, wo ich herkomme, sind wir das nicht gewohnt mit solchen Betreuungen“. Für ihre beiden Kinder hat sie „trotzdem“ schon im frühen Kindesalter außerfamiliale Betreuungsmodelle genutzt. Ihre Eltern, die weiterhin in Kenia leben, können nicht verstehen, dass Aliyah „Baby-Betreuung“ in Anspruch nimmt, das sei „so furchtbar“:

Aliyah: „Also wo ich herkomme, wir sind das nicht gewohnt mit solchen Betreuungen so (lacht etwas). Kinder sind nur zu Hause, bis sie in eine Spielgruppe, - oder halt nicht Spielgruppe. Bei uns ist es quasi wie Kindergarten. Und dann Vorschule. Also wir haben keine Baby-Betreuung. Da schauen alle in meiner Familie, und sagen: ‚So furchtbar! Warum bringst du sie mit zwei Jahren so zu fremden Leuten? Oh, die Arme!‘ Also das kennen wir nicht. Aber ich finde, - also besonders hier: Das Leben ist anders. Das System ist anders. Die Leute leben auch anders. Die brauchen Kinder. Diese Betreuung.“ (Aliyah, Pos. 102)

Aliyah hat sich auf „das System“ eingestellt, wie sie es formuliert. Hier „brauche“ man „diese Betreuung“. Ihr bleibt als alleinerziehender Mutter auch kaum eine andere Wahl, sie muss erwerbstätig sein, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten.

Auch Felix unterscheidet sich in seiner Betreuungspraxis von dem „extrem konservativen Elternhaus“, in dem er aufgewachsen ist. Er sei erst „extrem spät“ in den Kindergarten gegangen. Seine eigene Tochter allerdings hat schon mit einem Jahr eine außerfamiliale Einrichtung besucht, und es hätte ihr „nicht geschadet“. Im Gegenteil: Er hat festgestellt, dass sie sehr früh „Sachen dazulernen“ wollte:

Felix: „(...) Ich komme aus einem extrem konservativen Elternhaus. Also meine Mutter war zum Beispiel bei mir die ganze Kindheit daheim. Ich bin auch extrem spät in den Kindergarten gegangen und wollte das nicht. Weil ich gewohnt war, daheim kriege ich alles. Wozu soll ich in den Kindergarten gehen? Ich glaube, dass es (aber) zum Teil gar nicht schlecht ist, weil, bei der (Tochter) haben wir gesehen, dass es sehr früh anfängt, dass sie Sachen dazulernen will. Also bei ihr hat es mit einem Jahr nicht geschadet. Aber ich glaube, das ist extrem unterschiedlich.“
(Felix, Pos. 87)

8.3 „Karrierefrauen“ vs. „Gluckenmütter“ – Kritik von allen Seiten

Ein Thema, das in vielen Interviews präsent ist und das teils emotional diskutiert wurde, ist der gesellschaftliche Druck, den Mütter auf sich lasten spüren, wenn es um „richtige“ Entscheidungen geht. Aussagen darüber, dass Väter einem ähnlichen Druck ausgesetzt seien, finden sich in den Interviews nicht. Dies mag auch (ein wenig) damit zu tun haben, dass im Sample von 19 Personen lediglich zwei Männer vertreten waren. Dabei ist der Zwiespalt, in dem sich die Mutter zwischen „daheim sein“ und „schaffen gehen“ befindet, von sich widersprechenden gesellschaftlichen Ansprüchen gekennzeichnet. Einerseits werde von ihnen erwartet, erwerbstätig zu sein („gehst du nicht schaffen?“), ein „Daheimbleiben“ werde missbilligt. Andererseits stoße man auf Kritik, wenn man zu viel Zeit in den Beruf steckt:

Frida: „Und dann hast du noch oft in der Gesellschaft: ‚Gehst du nicht schaffen?!‘

Hilde: Jaja! Das kommt,- wie gesagt, das hört man oft. ‚Ja, gehen tut das ja finanziell nicht!‘ Dann kommt schon wieder das Finanzielle. ‚Aaah, kann man sich das leisten?‘ Ja. Also es ist schon, finde ich,- also in der Gesellschaft ist das schoooo (Stimme geht hoch) - joah! Nicht so schön angesehen, dass du daheim bleibst.

Julia: Aber zu viel schaffen sollst du dann auch nicht gehen!

Hilde: Jo eh! Das ist ja das!“
(Fokusgruppe 3, Pos. 111ff)

In den folgenden drei Abschnitten werden Vorbehalte zusammengestellt, die die Interviewpartnerinnen entweder selbst erfahren haben oder die sie selbst gegenüber anderen Müttern hegen.

Dabei gibt es drei Gruppen von Statements:

- Kritik gegenüber Müttern „daheim“ („Gluckenmütter“)
- Kritik gegenüber „Karrierefrauen“
- Kritik gegenüber Müttern, die „daheim“ sind, aber „trotzdem“ elementarpädagogische Angebote nutzen („gemütliche Mütter“)

8.3.1 „Das wird einfach immer so belächelt: ‚Du bist nur daheim‘“ („Gluckenmütter“)

Ruth teilt ihre Wahrnehmung, dass die Sorgearbeit von Müttern nicht wertgeschätzt und als Arbeit nicht ernstgenommen werde. Sie wünscht sich, „dass man sieht, was Mütter leisten“. Es sei ein „Fulltime-Job“, das würde oft übersehen. Stattdessen werde ihre Betreuungsarbeit zuhause „immer so,- eigentlich belächelt“:

Ruth: „Und dass das halt wertgeschätzt wird. Ja, dass man einfach sieht, was Mütter leisten. Und dass das schon ein Fulltime-Job ist. Und der hört nicht nach 40 Stunden im Geschäft oder 38 eineinhalb Stunden oder so, auf, sondern der geht weiter. Und zwar ziemlich 24/7. Und ich habe das Gefühl, das wird einfach immer so,- eigentlich belächelt.“

Nora: Du bist eh immer da!

Ruth: Genau. Oder ‚du bist nur daheim‘ so quasi.“ (Fokusgruppe 1, Pos. 134ff)

Die an sie gerichtete Formulierung „du bist eh nur daheim“ ist dabei so kurz wie prägnant: Es ist eine Geringschätzung der unbezahlten, innerhäuslichen Sorgearbeit. Es sei ja kein „Urlaub daheim“, betont auch Rosa, sondern ein „24-Stunden-Job“ – das würden „Außenstehende“ oft nicht sehen:

Rosa: „Ja, und das ist ja für mich eine bewusste Entscheidung. Und, ich meine, jeder von uns weiß, das ist kein Urlaub daheim, oder? Ich meine, manche sagen, ich gehe lieber schaffen als daheim zu sein (lacht) (...) Das sind Sachen, die Außenstehende oft einfach nicht sehen. Dass, wenn du daheim bist, dass du genau gleich einen 24-Stunden-Job hast. Weil du einfach präsent bist. Du bist da. Du bist,- und das sehen viele nicht. Wo ich sage ‚Mama‘ ist eigentlich mit einer von den härtesten Jobs – den du dir selber aussuchst.“
(Rosa, Pos. 201)

Dass sie als Mütter ihre Entscheidung, „nicht schaffen zu gehen“, vor anderen rechtfertigen müssten, erwähnen Sofia und Bernadette. Bei Bernadette ist es die Familie ihres Mannes, die ihr außerdem vorwirft: «He, du setzt dich nur ins Nest von deinem Mann, tust ja nichts»:

Sofia: „Ja, also ich muss mich öfters mal erklären in meinem Umfeld, wieso ich noch nicht wieder mehr schaffe, und wieso mein Kind noch nicht in einer Betreuung ist.“ (Sofia, Pos. 134)

Bernadette: „(...) also so, dass ich manchmal schon gefragt werde: ‚Warum gehst du nicht arbeiten?‘ Grad von der Verwandtschaft von meinem Mann, die sagen: ‚He, du setzt dich nur ins Nest von deinem Mann, tust ja nichts.‘ Obwohl ich eigentlich, denke ich, eine gute Mutter sein will. Ohne Fernseher, ohne Handy, ohne irgendwas, und mit ihnen viel Zeit verbringe. Mit ihnen Bücher lese und wir so viel wie möglich in die Natur gehen. Also,- schon zufrieden. Bekomme manchmal so ein bisschen,- nicht Anfeindungen, aber so ein bisschen so negative Kritik.“ (Bernadette, Pos. 15)

In Fridas Fall kommt die wahrgenommene Kritik von der Betreuungseinrichtung. Sie hatte dort für eine Betreuungseinheit pro Woche anfragt, weil sie an den anderen Tagen ihren Sohn selbst betreuen kann. Das Mindestmaß sind jedoch drei Vormittage. Frida findet das zu viel und überflüssig. Sie lehnt das Angebot ab, auch, weil sie sich in ihrer selbstbestimmten Entscheidung als Mutter eingeschränkt fühlt („nur weil sie mir vorgibt, er muss das haben“):

Frida: „Und dann haben wir bei der Kinderbetreuung angefragt, die für unseren Sprengel zuständig ist. Und dann hat es geheißt: Er MUSS drei Vormittage mindestens kommen, am liebsten hätten sie FÜNF Vormittage. Dass er einfach in die Gruppe findet. (...) Nur, weil sie mir vorgibt, er muss das haben, damit er in die Gruppe findet. Und das hat sich für mich sooo,- Also das war überhaupt nicht stimmig, diese Vorstellung.“ (Frida, Pos. 115)

Bei Fridas Absage zeigt sich die Mitarbeiterin der Einrichtung offenbar in ihrem Vorurteil bestätigt, dass die „Uhren“ in Fridas Dorf „noch ein bisschen anders ticken“. Sie versucht noch, ihren (offenbar missglückten) Kommentar zu entschärfen und zeigt gegenüber Frida Verständnis, indem sie sagt, sie selbst sei „auch so eine Gluckenmutter gewesen“. Frida empfindet diesen Verbündeten-Kommentar jedoch eher provokant, auch wenn sie den Hergang des Telefonats humorvoll präsentiert:

Frida: „Und dann haben wir das entschieden, habe ich angerufen und habe gesagt: ‚Wir haben das jetzt für uns entschieden, dass wir das nicht machen.‘ Und die Antwort war dann: Ja, sie haben sich das schon gedacht, dass die Uhren in (Dorf) noch ein bisschen anders ticken. Und dann habe ich gedacht: ‚Aha?! Wie jetzt? Wie sollen die ticken?‘ (kokett; lehnt sich zurück, Pause). Und dann im zweiten Satz war dann: Naaa naa, ich soll mich jetzt verkopfen, sie sei auch so eine Gluckenmutter gewesen. Und ich denke: ‚Ja, gute Frau, jetzt täte ich aufhören, weil BESSER machst du es jetzt nicht, was du erzählst‘ (Gruppe lacht herzlich).“ (Frida, Pos. 115)

Der Mangel an Verständnis und Respekt in der Gesellschaft gegenüber Müttern, die ihre Kinder überwiegend selbst betreuen, wird auch in einer anderen Fokusgruppe einstimmig kritisiert. Benannt werden „Selbstständige“, „Kinderlose“ und „Politikerinnen“, die „Kinder so viel wie möglich weg“, also außerfamilial betreut, sehen wollen. Nur die Vorgängergeneration („unsere Mütter“) würde noch nachvollziehen können, dass man als Mutter daheim bleibt und die Zeit mit den Kindern nutzt:

Nora: „Ja, ich finde, wenn, dann sind es Leute, jetzt grad Selbstständige,-

Pia: (gleichzeitig) Die keine Kinder haben (Gruppe lacht)

Nora: Genau, die keine Kinder haben. (...) Das hörst du ja bei den Politikerinnen auch oft. Die stehen ja voll dazu, Kinder so viel wie möglich weg. Aber ehrlich gesagt, ich kann mir die Frau, wenn ich sie dann so anschau, wie sie so redet und wie sie tut, kann ich mir die jetzt auch nicht vorstellen, dass sie daheim ihre Erfüllung findet (Gruppe lacht herzlich). Und das ist AUCH okay! Aber sie muss dann halt, wenn das ihre Meinung ist, dann müssen halt alle diese Meinung haben. Und genau so funktioniert das halt leider nicht. Also zum Glück nicht. Ja, und da finde ich schon auch, dass das etwas ist,- wenn ich jetzt rumschau bei den Älteren rundum, oder auch bei unseren Müttern, die vorherige Generation, DIE verstehen das besser. Die sagen: ‚Ja, nutz‘ die Zeit mit den Kindern.‘“ (Fokusgruppe 1, Pos. 145ff)

Im Beitrag von Nora zeichnet sich schon ein gewisses Unverständnis oder zumindest eine emotional gefühlte Distanz gegenüber denjenigen Müttern ab, die sich auf ihr berufliches Weiterkommen fokussieren und dabei ihre Kinder außerfamilial betreuen lassen – auch wenn sie betont: „Und das ist AUCH okay“. Um diese „Karrierefrauen“ wird es im nächsten Abschnitt gehen.

8.3.2 „Boah, du gibst dein Kind aber viel her!“ („Karrierefrauen“)

Julia ist eine junge Mutter, ihr Kind ist gerade mal acht Monate alt. Wie sie sich bezüglich der weiteren Betreuung ihres Kindes entscheiden wird, ist noch nicht ganz klar. Umso mehr hat sie schon eine präzise Vorstellung davon, was man von ihr als Mutter erwartet: Sie soll diejenige sein, die festlegt, von wem das Kind wie betreut wird. Nicht vom Elternpaar oder von ihrem Mann, sondern von ihr als Frau, erwartet man diese Entscheidung und beobachtet gespannt, ob sie für Kind oder Karriere fallen wird. Sie sagt den prägnanten Satz: „Wenn ich als Frau Karriere machen will, (...) dann muss ICH das Kind verstellen“. Sie erwähnt diese Erkenntnis im Zusammenhang mit der fehlenden Chancengleichheit zwischen Mann und Frau:

Julia: „Ja, mir fällt da halt die Chancengleichheit zwischen Mann und Frau ein. Also wenn man ein Kind kriegt, ist das noch mal ganz was anderes. Weil, vorher ist das sehr ausgeglichen und so weiter. Ja. Ist halt nicht. Weil, wenn ICH, - oder halt, wenn ich als Frau Karriere machen will, meinem Beruf nachgehen möchte, dann muss ICH das Kind verstellen. (...) Und dann bin ich aber die, die hört: ‚Boah, du gibst dein Kind aber viel her!‘ Und wenn ich daheim bleibe: ‚Boah, du bleibst aber viel daheim!‘ Und ich glaube kaum, dass irgendein Mann das hört. ‚Boah, dein Kind ist aber viel in der Betreuung (lachend), weil DU schaffen gehst.‘ Sondern, weil deine Frau schaffen geht. Also da finde ich, ist die Chancengleichheit sehr unterschiedlich, oder kann man nicht von einer Gleichheit reden.“ (Julia, Pos. 199ff)

Ihr Zitat beinhaltet drei Aspekte zur normativen Rahmung von Erwerb und Mutterrolle: Erstens fordert beruflicher Erfolg ein, dass man der Erwerbswelt nicht zu lange fern bleibt, sonst klappt es mit der „Karriere“ nicht. Zweitens erwartet das soziale Umfeld, dass die Frau (und nicht der Mann) diese Entscheidung trifft – sie ist als Mutter die Hauptzuständige für die kindbezogene Sorgearbeit bzw. für deren Umorganisation, sollte sie diese nicht selbst übernehmen. Und drittens zeichnet Julia das Dilemma nach, dass diese Entscheidung der Frau aus gesellschaftlicher Sicht kaum jemals „richtig“ getroffen werden kann. Entweder würde es heißen „Boah, du gibst dein Kind aber viel her“ oder umgekehrt: „Boah, du bleibst aber viel daheim“.

Julia ist also noch unentschlossen, ob sie diesen beruflichen Erfolg anstreben will oder nicht. Sie äußert sich neutral gegenüber beiden Modellen. Katja positioniert sich auch eher neutral, sie ist aber überzeugt, dass eine „Karrierefrau“ spätestens nach der Elternkarenz besser in der Berufswelt aufgehoben ist:

Katja: „Wenn man schon immer der Karriere, - ich sag’s jetzt mal, eine Karrierefrau (lacht bisschen) - wenn du immer schon eine Karrierefrau gewesen bist, und jetzt kommt halt Karenzzeit und Kind dazu, dann freust du dich wieder, wenn du schaffen gehen kannst.“ (Katja, Pos. 133)

Hilde hingegen ist mindestens überrascht, dass eine Bekannte, die „lange studiert“ und „einen guten Job“ hat, ihr Kind bereits im Alter von acht Monaten außerfamilial betreuen lässt. Das Paar sei doch finanziell gut abgesichert, die Betreuung sei in der Schweiz enorm teuer, „da könnte sie (= die Mutter) gut daheim sein“, findet sie:

Hilde: (erzählt von Bekannten) „Die Kleine kommt mit acht Monaten in die Betreuung. Und er zahlt alleine für die Betreuung 4.000 Franken im Monat. Man könnte es sich aber schon leisten, zuhause zu bleiben - das ist es nicht! Aber man will, - man hat lange studiert, man hat einen guten Job und will darum natürlich schaffen gehen.“

Frida: Aber 4.000 Franken musst du auch erst mal verdienen, dass du es zahlen kannst, oder?

Hilde: Das haben wir auch gesagt! Da könnte sie gut daheim sein. Sie haben natürlich keine Zeit gehabt. Sie haben beide studiert. Aber ich habe auch gesagt: ‚Also mir wäre es jetzt wichtiger, daheim zu bleiben.‘ Aber sie sagen: Nein, bei den Kindern sind sie nicht gefordert, sie wollen die Jobs. Sie wollen das.“ (Hilde, Pos. 87ff)

In Hildes Zitat finden sich gleich einige Überzeugungen: (1) Ein gewisses Unverständnis, dass man im Job (und nicht mit den Kindern) gefordert sein will, (2) dass man viel Geld in eine außerfamiliale Betreuung investiert – und (3) die Überzeugung, dass es die Mutter (und nicht der Vater) ist, die dann doch „gut daheim sein“ könnte.

Noch kritischer äußert sich Sevgi, die aus ihrer Perspektive als Kindergartenassistentin Mitleid mit den Kindern hat, die von Eltern in ihre Einrichtung gebracht werden, die „so karriereorientiert“ sind, dass sie „jetzt gleich nach einem Jahr“ der Elternkarenz wieder in den Beruf zurückkehren wollen und darauf drängen, dass die Eingewöhnung sofort funktioniert:

Sevgi: „Aber manche Eltern waren da eben so karriereorientiert. Also ein Jahr Karenz oder eineinhalb Jahre Karenz. Und: ‚Die Eingewöhnung muss sofort funktionieren, weil ich muss wieder arbeiten gehen, ich muss wieder meinen Job machen, dass ich die Position nicht

verliere' und so. (...) Ich bin halt immer der Meinung, man muss da schon einfach auch auf die Kinder ein bisschen achtgeben. Vor allem, wenn man dann selber entscheidet, ein Kind auf die Welt zu bringen und dann trotzdem zu sagen: ‚Ja, das Kind ist jetzt da, aber ich möchte jetzt gleich einmal wieder meinen Job weitermachen.‘“ (Sevgi, Pos. 156)

Gegen Ende des Zitats ist das Wort „trotzdem“ interessant: Man hat einen Kinderwunsch und kehrt „trotzdem“ nach einem Jahr in den Beruf zurück. In Sevgis Vorstellung impliziert der Kinderwunsch, dass man für dieses Wunschkind dann auch nach dem ersten Lebensjahr als wichtigste Bezugs- und eben auch hauptsächliche Betreuungsperson präsent sein soll, und dem steht die Rückkehr in den Beruf entgegen. Auch ihre Formulierung, da müsse man schon „auch auf die Kinder ein bisschen achtgeben“ ist aufschlussreich, weil sie damit andeutet, dass die Kinder sich nicht wohlfühlen in der Einrichtung. Daraus stammt auch ihre Überzeugung, denn sie hat als Fachkraft beobachtet, wie manche Kinder die Trennung von den Eltern (und vor allem von der Mutter) nur schwer verkraften, und sie empfindet Mitleid mit ihnen:

Sevgi: „Manche haben sich total schwergetan. Die haben wirklich alle möglichen Gelegenheiten ausgenutzt, um aus dem Fenster zu schauen: ‚Kommt jetzt die Mama?‘ Und das hat mir immer so, na ja, wehgetan.“ (Sevgi, Pos. 156)

Bernadette bringt noch einen Gedanken bezüglich Humankapital ins Spiel: Als Mutter von vier Kindern, die sie zuhause betreut, eröffnet sie sogar einen Wettstreit mit jenen Müttern, die erwerbstätig sind. Sie meint, dass diese Frauen, die ihr Kind „abschieben, egal, ob es krank ist“, nach ein paar Jahren so darunter leiden würden, „erschöpft“ seien, dass Bernadette „nach zehn Jahren die bessere Arbeitskraft“ sei, weil sie emotional gesünder gehandelt habe:

Bernadette: „Also meine Meinung ist, dass, wenn wir zuhause bleiben, und deshalb auch weniger Stress erleben mit dem ganzen Hin und Her und am Arbeiten und trotzdem das Kind abschieben, egal, ob es krank ist und so weiter,- dann sind diese Frauen nach 15 Jahren einfach so erschöpft, dass ich behaupte, dass ich dann in zehn Jahren die bessere Arbeitskraft bin. Weil ich auch auf meine emotionale Gesundheit achtgegeben habe. Weil ich mir das auch nicht antue.“ (Bernadette, Pos. 73)

8.3.3 „Die ist in Karenz, aber das Kind ist trotzdem in Betreuung“ („Gemütliche Mütter“)

Eine letzte Gruppe von Müttern, die kritisiert werden, sind jene, die zwar auch zuhause sind – aber „trotzdem“ außerfamiliale Angebote nutzen. Hierzu äußert sich zum Beispiel Hilde. Eine Freundin habe sie darauf hingewiesen, dass es „total wichtig ist für ein zweijähriges Kind (ist), dass das in einer Betreuung ist“. Es bräuchte fremde Bezugspersonen und könnte dort auch singen lernen. Hilde sieht das nicht so und vermutet, dass diese Vorschläge vielleicht nur deshalb kommen, weil die Freundin die Betreuung ihres eigenen Kindes rechtfertigen wolle und diese Mütter eigentlich doch „ein schlechtes Gewissen haben (...), weil sie es ja so früh schon abgeben“:

Hilde: „Ja, dann kommen Kommentare, so: ‚Ja, es muss ja singen lernen.‘ Joa! Aber halt nicht mit zwei Jahren! Und dann frage ich mich dann immer: Ist das jetzt,- argumentieren die, weil sie ihr eigenes Gewissen befriedigen wollen, weil sie es so früh ja schon abgeben? Oder was ist der Grund? Weil, ich kenne nicht viele, die ihr Kind bis vier daheim betreuen. Also auch nicht,- also es sind sogar welche, die daheim BLEIBEN. Habe ich jetzt auch eine im Bekanntenkreis, die ist in Karenz, aber das Kind ist TROTZDEM in Betreuung. Das Erste, weil sie muss sich ja ums Zweite kümmern. Wo ich jetzt der Meinung bin: Ja, ich kann mich ja ums andere AUCH kümmern. Wenn ich sowieso daheim bin. Aber es ist natürlich gemüthlicher. Natürlich. Wenn ich eins abgebe, oder?“ (Hilde, Pos. 31)

Ihr etwas ironischer Kommentar, „natürlich (sei es) gemüthlicher“, wenn sie das Kind „abgebe“ ist Namensgeber für diese Gruppe von Müttern geworden, die von anderen Interviewpartnerinnen sehr ähnlich beschrieben werden – zum Beispiel von Lina. Sie kritisiert erwerbstätige Mütter, die nach dem zweiten oder dritten Kind auf eine Teilzeitstelle in ihren Beruf zurückkehren und die älteren Kinder betreuen lassen – damit sie „einfach von den Kindern mal Pause haben“. Sie findet das „falsch“. Aus ihrer Sicht ist eine Erwerbstätigkeit mit Inanspruchnahme einer ausgedehnten Kinderbetreuungszeit nur dann vertretbar, wenn man es finanziell „nötig“ hat:

Lina: „Zurzeit höre ich auch, zum Beispiel von meiner Umgebung, die jetzt das zweite oder dritte Kind kriegen, im Freundeskreis, und die sagen zu mir: ‚Ich gehe arbeiten, Freitag Samstag oder Donnerstag, Freitag, Samstag.‘ Sage ich: ‚Ja, und die Kinder?‘ – ‚Joah, der Kleine, der ist von acht bis drei und die andere bis fünf.‘ Sage ich: ‚Ja, ist das nicht anstrengend? Der ist doch noch klein?!‘ – ‚Ja, ich muss auch mal Zeit

für mich haben.' - Es geht manchmal auch gar nicht um das Finanzielle, sondern einfach, dass sie einfach von den Kindern mal Pause haben. Gibt's auch. Und ich selber finde das nicht okay. Wenn ich es wirklich nicht brauche, also das Finanzielle, aber manchmal braucht man es ja auch, dann kann ich es verstehen. Aber ich höre eigentlich in letzter Zeit von vielen, zwei drei Freundinnen von mir, die beide jetzt arbeiten, Teilzeit, die haben es eigentlich gar nicht nötig, aber die sagen, sie wollen es einfach einmal anders. Sie wollen die Kinder in die Kinderkrippe. Und die drei Tage braucht sie für sich. Nicht, weil es finanziell gerade notwendig ist, aber sie will es einfach nicht, es sei ihr zu viel. Das ist wieder was anderes. Ich denke, das ist falsch, meiner Meinung nach." (Lina, Pos. 59)

Nora ist in derselben Fokusgruppe und versucht zu relativieren:

Nora: „Ja, ich glaube, falsch oder richtig gibt es da nicht. Das muss man total situativ betrachten. Und wenn die Mutter die übrige Zeit dann supergut aufgelegt ist und sich auf die Kinder einlassen kann, dann sind die zwei Tage, an denen sie schaffen geht (Lina: 'Ist okay!') Genau! Das ist dann mehr wert, als wenn sie zu Hause ist.

Lina: Aber die Kinder sind Montag bis Freitag, acht bis 12, und dann von zwei bis fünf, obwohl sie daheimhockt und einen Kaffee nimmt.“ (Fokusgruppe 1, Pos. 60f)

Doch Lina bleibt dabei: Lange Betreuungszeiten sind für sie nicht akzeptabel, besonders, wenn die Mutter „daheimhockt und einen Kaffee nimmt“ – auch in diesem Bild tritt die „gemütliche Mutter“ in Erscheinung.

In einer anderen Gruppe wird das Bild der „kaffeetrinkenden“ Mutter nochmals bemüht, diesmal von Katja. Sie ist quasi diese verantwortungsbewusste, solidarisch handelnde, Mutter, die Lina sich wünscht: Katja ist unter der Woche zuhause (arbeitet am Wochenende), hätte einen Betreuungsplatz, nimmt diesen aber nicht in Anspruch, weil sie niemandem „den Platz wegnehmen“ will, „der ihn dringender braucht“. Weil ihre Kinder also immer bei ihr sind, verzichtet sie auf den „Spaziergang am Morgen“ oder auf das „Kaffeetrinken mit der Freundin“:

Katja: „Wieso soll ich jemandem den Platz wegnehmen, der ihn dringender braucht? Und ich finde, dass da doch einige Eltern, einige MÜTTER größtenteils, die das Kind einfach drin lassen: ‚Ja, das ist jetzt ein Tag für MICH! Ich brauche auch ein bisschen eine Auszeit.‘ Jeder braucht eine

Auszeit. Aber wir haben einfach einen Mangel an Kleinkindbetreuungsplätzen, dass wir uns das nicht leisten können für unseren Spaziergang am Morgen, Kaffeetrinken mit der Freundin. Und jemand, der (es) wirklich dringend hat, weil beide Vollzeit schaffen, dass wir da den Platz wegnehmen für ein Kind.“ (Nina, Pos. 57)

Die „gemütlichen Mütter“ werden also deshalb kritisiert, weil sie die ihnen zugedachte Rolle als Hauptbetreuerin nicht wahrnehmen, weil sie zum Beispiel in Elternkarenz gehen, jedoch diese „Auszeit“ vom Job eben nicht für das „Elternsein“ nutzen, um ihr Kind während des gesamten Tages selbst betreuen. Oder weil sie erwerbstätig sind, um „eine Pause vom Kind“ zu haben. Oder aber, wenn sie einfach nur „daheimhocken und einen Kaffee nehmen“, während ihr Kind fremdbetreut wird. Nur jenen Müttern, die aus finanziellen Gründen auf eine Erwerbsarbeit angewiesen sind, wird zugestanden, das Angebot einer außerfamilialen Betreuung zu nutzen. Sie haben es „nötig“.

Damit wird ein weiterer, ganz entscheidender Punkt sichtbar, der ebenso für das kritische Bild der „Karriere-mutter“ und der „Glückenmutter“ gilt: Immer geht es um den Aspekt der Kinderbetreuung, also darum, wer sich um das Kind „kümmert“. Es geht darum, wer für das Kind „da“ ist, ob man es „weggibt“ oder nicht. Aspekte wie Kinderbildung oder auch Betreuungsqualität wird in diesen Bildern nicht thematisiert. Das heißt, es wird inhärent immer davon ausgegangen, dass die Eltern (und besonders die Mutter) allein durch ihre Präsenz die beste Betreuung bieten bzw. bietet. Dass eine außerfamiliale Betreuung auch Vorteile bringen kann, in emotionaler, sozialer und kognitiver Hinsicht, wurde nur von einer Interviewpartnerin relativierend eingeworfen; namentlich von Nora, die versucht hat zu hinterfragen, ob es dem Wohl des Kindes dient, wenn es ganztätig von einer Mutter betreut wird, die sich insgeheim nach einer Rückkehr in ihren Beruf sehnt.

Mit Blick auf die Mütter wird deutlich, dass sie offenbar (immer noch) einen enormen Druck verspüren, sich „richtig“ zu entscheiden, wenn es darum geht, ob und in welchem Ausmaß sie als Betreuungsperson zur Verfügung stehen bzw. außerfamiliale Angebote in Anspruch nehmen wollen.

8.4 „Daheimbleiben“ vs. finanzielle Absicherung und Selbstfürsorge

Im folgenden Abschnitt geht es darum, inwieweit Eltern – und vor allem Mütter – sich der Norm verpflichtet fühlen, dass vor allem Kinder unter drei Jahren „daheim“ betreut werden sollten. Gilt dieses kollektive Ideal weiterhin? Und wie würden sich Mütter hinsichtlich der eigenen Erwerbstätigkeit entscheiden, wenn diese aus wirtschaftlichen

Gründen nicht zwingend erforderlich wäre? Mit Blick auf die finanzielle und sozialrechtliche Absicherung wird sich zeigen, dass Müttern durchaus bewusst ist, welchen „Preis“ sie für ein längeres Fernbleiben vom Erwerbsmarkt zahlen. Zuletzt geht es um das Thema der Selbstfürsorge. Hier reflektieren die Eltern, inwieweit ein „Zeit haben für sich selbst“ bzw. „Zeit haben für sich als Paar“ letztlich auch dem Kind und der Familie zugutekommen kann.

8.4.1 „Jede Mutter würde gern bei ihrem Kind sein“ – ein kollektives Ideal?

Es wurde bereits dargelegt, dass besonders jene Mütter, die ihre Kinder hauptsächlich selbst betreuen, dies aus Überzeugung tun, weil es dem Kind, aber auch ihnen selbst, guttut (vgl. Leitmotiv 1, Kapitel 5). Manche von ihnen gehen davon aus, dass jene Frauen, die ihr Kind tagsüber nicht selbst betreuen, leiden. Bernadette sagt: „Mir tut es eigentlich enorm weh, wenn Mamas nicht Mama sein können“ (Pos. 205). Und Frida fragt sich, wie es wohl Frauen gehe, die ihr Kind weinend in einer Einrichtung „abgeben“ und dort zurücklassen:

Frida: „Dann musst du das Kind jeden Tag weinend abgeben. Und ich glaube, das zerreißt dich innerlich. Und ich glaube, - das würde ich echt gern einmal ehrlich wissen von ganz vielen Frauen: Geht es Euch allen gut damit? Oder können wir da können wir da drüberstehen, dass wir die Kinder weinend abgeben?“ (Frida, Pos. 151)

Ihre provokant formulierte, aber vielleicht auch nur rein empathisch gemeinte Frage „Geht es Euch allen gut damit?“, findet Antworten in den Interviews anderer Erzählpersonen. Die 22-jährige Sarah aus Kolumbien würde Fridas Frage vermutlich mit „nein“ beantworten. Sie hat eine zwei Monate alte Tochter und hält bereits Ausschau nach einem Betreuungsplatz, da sie, wenn die Tochter ein Jahr alt ist, Vollzeit arbeiten möchte. Ihre Idealvorstellung ist das jedoch keinesfalls:

Int.: „Was wäre so Ihre Idealvorstellung?“

Sarah: Ahm - Ich bin mir nicht (versteht nicht, was gemeint ist)

Int.: Also, wenn Sie sich wünschen dürften, - also, wenn Sie ganz reich wären. Sagen wir, Sie wären eine reiche Mutter, wären Sie -, wie lange wären Sie dann bei Ihrem Kind? Wären Sie dann, - würden Sie dann nicht arbeiten gehen?

Sarah: Ja, natürlich. (lacht)

Int.: Ja.

Sarah: Ich würde bei meinem Kind immer bleiben.“ (Sarah, Pos. 84ff)

Wenn sie nicht unter einem finanziellen Erwerbsdruck stehen würde, würde sie „bei ihrem Kind immer bleiben (sic!)“. Ähnlich positioniert sich Nina, die Vollzeit erwerbstätig ist und aktuell beklagt, dass sie keinen Kindergartenplatz für ihre dreijährige Tochter bekommen kann. „Wenn es jetzt genügend Plätze geben würde, würde ich sie sicher dorthin schicken“, sagt Nina. Doch in einem anderen Zusammenhang bejaht sie die Frage, ob sie sich „als Mutter sehen könnte, die zuhause wäre“, wenn sie es sich leisten könnte:

Int.: „Aber da muss ich dich jetzt fragen: Könntest du dich als Mutter sehen, die zuhause wäre, wenn du es dir leisten könntest?“

Nina: (antwortet sehr schnell) Wenn ich es mir leisten könnte, ja! Absolut. Ja.“ (Nina, Pos. 145)

Später betont sie noch einmal: „Also wie gesagt, bei mir definitiv. WENN es finanziell möglich wäre, dann bliebe ich definitiv daheim. Ganz sicher“ (Pos. 152). Zwar kann man aus Ninas Antwort nicht unbedingt schließen, dass sie im hypothetischen Fall als „Mutter daheim“ auf eine außerfamiliale Betreuung verzichten würde. Zumindest aber wird deutlich, bei Sarah wie bei Nina, dass der wirtschaftliche Aspekt zum entscheidenden Faktor wird: Wenn man es sich mit Blick auf das Familieneinkommen „leisten“ kann, wird ein Verzicht auf die Erwerbsarbeit in Betracht gezogen. Spätestens dann, in einem nächsten Schritt, wird man sich überlegen, ob das Kind eine außerfamiliale Einrichtung besuchen soll – oder eben nicht.

In Katjas Fall besteht kein Zweifel, dass ihre Idealvorstellung die Mutter als Hauptbetreuerin sieht. Zwar sagt sie, dass ihre vierjährige Tochter keine Einrichtung besucht, weil es einen Platzmangel gibt. Aber als andere Mütter aus der Runde darauf hinweisen, wie wichtig es doch ist, als Mutter das Kind selbst zu betreuen, reagiert sie fast ein wenig angriffslustig und wendet sich an eine andere Interviewpartnerin: „Klar, jede Mutter würde gern drei Jahre mit ihrem Kind verbringen“. Sie weist darauf hin, dass die soziale und finanzielle Lage eine Rolle spielt, und manche Mütter gezwungen seien, „schaffen zu gehen“ und das Kind „in eine Betreuung zu geben, auch wenn es erst 15 Monate alt ist“:

Katja: „Und (zu anderer Interviewpartnerin) nicht persönlich gemeint: Klar, JEDE Mutter würde gern drei Jahre mit ihrem Kind verbringen, weil es die wichtigsten sind. Aber dann denke ich mir, es gibt so viele Fälle, wo es einfach nicht möglich ist. Man hat die Unterstützung von den Eltern nicht. Ich meine, du selber machst ja die Kinder, es ist niemand anders, der dir die Kinder in die Welt setzt.“

Aber nicht jeder hat die Unterstützung von Eltern, Freunden, Schwester, Verwandte, ist ja egal, was. Und wenn du nachher aus finanzieller Sicht – egal, wie es dazu kommt, das kann vom Luxuskredit sein, es können auch Schulden sein, Vorbeziehungen, Ehen, Unterhaltszahlungen, ist ja egal, was – das sucht man sich selber nicht aus. Und dann MUSST du schaffen gehen. Dann MUSST du das Kind in Betreuung geben, auch wenn es erst 15 Monate alt ist.“
(Katja, Pos. 124)

An anderer Stelle illustriert sie noch mal ein sehr harmonisches Bild der Mutter, die die mit ihren Kindern „spielt“ und aktiv an deren Entwicklung teilnimmt, anstatt sie „jemand anderem abgeben“ zu müssen.

Katja: „Wer würde nicht gern mit den Kindern daheim sein und spielen? Und dabei sein, wenn sie jetzt gerade was am Lernen sind? Und du musst sie jemand anderem abgeben.“ (Katja, Pos. 64)

So zeigt sich: Das Bild, dass die Eltern (und vor allem die Mütter) während der ersten drei Jahre „daheim“ bei ihrem Kind sind, ist gesellschaftlich tief verwurzelt und kann auch für jene Mütter ein (vielleicht manchmal verborgenes) Ideal darstellen, die der außerfamilialen Kinderbetreuung gegenüber prinzipiell positiv eingestellt sind und die sie gern umfangreicher nutzen würden. Sobald jedoch der finanzielle Erwerbsdruck wegfällt, wird diese Frage neu verhandelt. So scheint es letztlich die soziale Lage zu sein, die darüber entscheidet, ob man es sich leisten kann, sich überhaupt mit der Frage auseinanderzusetzen, ob man als Eltern (häufig: als Mutter) als Hauptbetreuerin auf die Erwerbsarbeit verzichtet (wenn auch nur temporär) oder nicht.

8.4.2 Finanzielle Absicherung und der „Preis“ des „Daheimbleibens“

Die interviewten Eltern unterscheiden sich darin, welchen Nutzen und Stellenwert eine eigene Erwerbstätigkeit für sie hat. Manche sehen vor allem den finanziellen Nutzen bzw. die grundlegende Notwendigkeit: „Ich kann es nicht anders. Ich muss arbeiten, ich brauche Geld“, sagt zum Beispiel die alleinerziehende Aliyah. Andere betonen den sinnstiftenden Aspekt, sie haben Freude an der Arbeit, so wie etwa Frida („weil ich es gern mache“). Eine weitere Interviewpartnerin, die gebürtige Bosnierin Iman, betont, dass „Arbeiten gehen“ für sie «normal» ist, so wie es schon für ihre Mutter „normal“ war. Sie kann sich ein Leben ohne eigene Erwerbstätigkeit gar nicht vorstellen und schätzt zudem ihre finanzielle Unabhängigkeit.

Der Aspekt einer finanziellen und sozialrechtlichen Absicherung über die Erwerbsarbeit kann vor allem für jene Eltern relevant werden, kurzfristig wie auch langfristig, die dem Erwerbsmarkt aufgrund ihrer Sorgearbeit auf längere Zeit fernbleiben. Besonders für Mütter ist das ein Thema, da meist sie diejenigen sind, die einen Großteil der Betreuungsaufgaben übernehmen. Insofern zahlen Mütter einen „Preis“ für das „Daheimbleiben“, ein Thema, das ihnen durchaus bewusst ist.

Nora zum Beispiel ist Mutter von drei Kindern, ihr Mann sichert mehr oder weniger das Familieneinkommen; sie übernimmt kleinere Aufträge in Heimarbeit, ist aber nicht im Erwerbsmarkt integriert und hat „keine Ersparnisse“. Ihr ist durchaus bewusst, dass sie in dieser Konstellation wirtschaftlich von ihrem Mann abhängig ist und formuliert den eindrücklichen Satz: „Also mir wird totangst, wenn wir uns jetzt trennen würden“:

Nora: „Ich muss ganz ehrlich sagen, für mich selber als Frau, ICH habe keine Ersparnisse mehr. Also mir wird totangst, wenn wir uns jetzt trennen würden oder in einer Situation wären, wo ich gehen müsste, - also ich tät' auch schlecht dastehen, muss ich ganz ehrlich sagen. Ich wäre auch auf meinen Mann angewiesen. Und Armut ist weiblich, sagt man immer wieder. Und das kann ich nur unterstreichen. Oder auch, jetzt fangen im Freundeskreis die ersten Scheidungen an. Und da siehst du ganz klar, dass die Frauen, oder die, die halt die Kinder betreuen, schon sehr schlecht aussteigen. Und dass es ganz viel nachher davon abhängt, wie kulant der Mann ist. Was er einem mitgeben will oder auch nicht.“ (Nora, Pos. 101)

Ihr Hinweis, dass sie im Fall der Fälle – bei einer Trennung – auf die „Kulanz“ des Mannes angewiesen wäre, und dass „Armut weiblich“ ist, zeigt, dass sie die Risiken einer längerfristigen, ausschließlich mütterlichen innerfamilialen Betreuung durchaus vor Augen hat. Für sie bestünde ein Ansatz zur besseren Absicherung für sie als Frau und Mutter darin, dass sie und ihr Partner jeweils einer Teilzeitbeschäftigung nachgehen und dies „bis Ende von der Hauptschule“ möglich wäre:

Nora: „Dass die Möglichkeit besteht, dass man das einfach untereinander, miteinander aufteilt. Und ich finde eigentlich auch ganz wichtig, ehrlich gesagt: Elternteilzeit, bis Ende von der Hauptschule.“ (Nora, Pos. 104)

Es ist schwierig, den Wunsch von Nora eindeutig zu interpretieren und mit der bestehenden Rechtslage abzugleichen.²² Erkennbar wird jedoch, dass sie sich eine partnerschaftlichere Aufteilung der Sorgearbeit wünscht und vermutlich eine zeitgleiche Inanspruchnahme der Elternteilzeit, was gesetzlich prinzipiell möglich ist und ausschließlich mit dem jeweiligen Arbeitgeber individuell zu vereinbaren ist. Allenfalls ihre Forderung der Elternteilzeit „bis Ende von der Hauptschule“ ist gesetzlich so nicht vorgesehen; der Anspruch auf Elternteilzeit endet (vereinfacht dargestellt) mit dem achten Geburtstag des Kindes; die Hauptschule verlassen die Jugendlichen mit etwa 14 Jahren.

Nora gehört zu den Müttern, die ihre Kinder aus Überzeugung selbst betreuen und deshalb auf außerfamiliäre Angebote verzichten. Das Gehalt ihres Mannes sichert das Familieneinkommen, wodurch die Familie wirtschaftlich gut aufgestellt ist. Den Wert einer eigenen Erwerbsarbeit sieht sie eher in Bezug auf eine finanzielle Absicherung in der Zukunft, zum Beispiel im Falle einer Trennung. Ähnlich lebt und denkt Bernadette. Sie betreut ihre vier Kinder selbst und thematisiert die fehlende Absicherung im Zusammenhang mit der Altersvorsorge. Sie wünscht sich deshalb eine Pension, „für das, dass da quasi fähige Mütter zuhause bleiben“:

Bernadette: „Und da müsste man eigentlich für das, dass da quasi fähige Mütter zuhause bleiben, - sollte der Staat uns Pension zahlen. Für diese Arbeit. Für das, dass unsere Kinder nachher stärker sind. Und von dem lebt dann die Gesellschaft.“
(Bernadette, Pos. 67)

Das Thema Pension kam ein paarmal in den Interviews auf, wurde aber jeweils nur kurz angerissen. Pia sagte etwa: „Pension ist halt auch ein Thema“, und Nora: „Ja genau, Pension. Das finde ich ganz wichtig, dass das endlich anerkannt wird“. Vermutlich kritisieren sie, dass Mütter, die vor der Geburt ihres Kindes nicht erwerbstätig waren, keinen Anspruch auf die Anrechnung von Kindererziehungszeiten haben. Denn nach gegenwärtiger Rechtslage werden durchaus Kindererziehungszeiten für die Pension angerechnet, und zwar im Ausmaß von 48 Monaten, also vier Jahren, ab der Geburt des Kindes. Jedoch erhält diese Kindererziehungszeiten nur, wer bis zum Eintritt der Schwangerschaft erwerbstätig war. Es gibt keine anrechenbaren Betreuungszeiten für Frauen, die bis kurz vor Eintritt der Schwangerschaft (oder noch nie) erwerbstätig waren.

Insofern gibt es jene Mütter, die mit ihrem Partner das männliche Ernährermodell leben, aus Überzeugung die Kinder selbst betreuen, die sich aber sehr wohl bewusst sind, dass eine längere Abwesenheit aus dem Erwerbsmarkt Risiken für ihre Zukunft bergen kann – besonders wenn die Partnerschaft nicht halten sollte.

Es gibt aber auch jene Mütter, die ihre Familienplanung im Kontext der Erwerbsarbeit und sozialrechtlichen Absicherung sehr strategisch angehen. Sie achten darauf, dass sie pensionsrelevante Kinderbetreuungszeiten sammeln und ihren Anspruch auf Rückkehr auf ihren Arbeitsplatz beibehalten. „Man hat ja diese Wiedereinstiegsgarantie nach zwei Jahren“, sagt Frida. Sie bezieht sich damit auf die Elternkarenz, die für längstens zwei Jahre einen Entlassungs- und Kündigungsschutz gewährt. Sie war mit ihren beiden Kindern jeweils zwei Jahre als Hauptbetreuerin zuhause, ist aber dann jeweils in ihren Job zurückgekehrt – zum einen, weil sie ihre sozialrechtliche Absicherung nicht verlieren und finanziell unabhängig bleiben wollte („weil ich immer schon eigenes Geld verdient habe“), zum anderen, weil sie ihren Beruf gern ausübt:

Int.: „Was war der Anlass für dich, dass du wieder eingestiegen bist in die Erwerbswelt?“

Frida: Einmal, weil ich es gern mache. Ich war bei beiden Kindern zwei Jahre zu Hause. Habe aber immer wieder projektbezogen geringfügig gearbeitet, wenn es möglich war. (...) Eben, weil ich es gern mache. Weil ich immer schon eigenes Geld verdient habe. Und das einfach jetzt auch gern weitermachen würde. Und weil mein Job einfach, - man hat ja diese Wiedereinstiegsgarantie nach zwei Jahren. Wenn man die Karenz beendet hat. Und weil ich das einfach nicht verlieren wollte.“
(Frida, Pos. 20-22)

Ähnlich strategisch geht Hilde vor, die gerade ihr drittes Kind erwartet. Sie wurde schon an anderer Stelle damit zitiert, dass sie ihre Familienplanung „wirklich von Karenz zu Karenz“ getimt hat, um einerseits jeweils zwei Jahre bei ihrem Kind sein zu können und um andererseits ihren Arbeitsplatz nicht zu verlieren.

²² Zur Einordnung: Einen Anspruch auf Elternteilzeit haben nur Mütter und Väter, die in einem Betrieb mit mindestens 21 Mitarbeiter:innen arbeiten und seit mindestens drei Jahren durchgehend beschäftigt sind. Es gibt einen Anspruch, jedoch kein Recht auf Elternteilzeit. Der Arbeitgeber kann den Antrag ablehnen, muss aber eine schriftliche Begründung abgeben. (Stand: August 2025, vgl. <https://www.sozialministerium.gv.at>)

So lässt sich für diese Fallbeispiele feststellen, dass das Instrument der Elternkarenz sozusagen gut funktioniert, weil es jenen Eltern (v.a. Müttern) die Möglichkeit gibt, die für zwei Jahre Betreuungsaufgaben wahrnehmen wollen, aber gleichzeitig ihren bisherigen Beruf nicht riskieren wollen, auf diese Stelle zurückzukehren. Mit Blick auf das Thema der Kinderbetreuung heißt das jedoch nicht unbedingt, dass die dann wieder berufstätigen Eltern (Mütter) nach der Elternkarenz ihre zweijährigen Kinder für eine außerfamiliale Kinderbetreuung anmelden. Entweder teilen sich die berufstätigen Eltern ihre Erwerbs- und Betreuungszeiten gegengleich auf. Oder, wie gesehen, „erneuern“ manche Eltern die Karenz mit der Geburt eines weiteren Kindes wieder um zwei Jahre und betreuen dann ebenso die älteren Kinder zuhause, anstatt die Vierjährigen außerfamilial betreuen zu lassen.

Eine strukturell-finanzielle Benachteiligung können aber auch Frauen erleben, die nach einer zweijährigen Elternkarenz in ihren Beruf, auf ihre Position, zurückkehren. Eine Interviewpartnerin (ihr Pseudonym soll hier nicht genannt werden), berichtet davon, dass sie sich nach dem Wiedereinstieg ungerecht behandelt fühlt, sich „rechtfertigen muss, warum (sie) in der Kinderbetreuung“ war und offenbar Gehaltseinbußen hinnehmen muss, weil sie „zwei Jahre (...) nicht wertvoll fürs Unternehmen“ war:

„Und dann denke ich mir: ‘Oah, so eine Ungerechtigkeit, unglaublich!’ Und eigentlich, haaa (atmet tief aus, winkt ab) – eigentlich bleib’ ich am besten gleich daheim! Wirklich! Na, wirklich! Wieso tu’ ich mir das an, wenn ich jetzt darum kämpfen muss, und dann nach (vielen) Jahren sagen muss, dass ich gut bin und dass ich das verdient habe, was ich für ein Gehalt kriege. Und dass ich mich nicht dafür rechtfertigen muss, warum ich jetzt in der Kinderbetreuung war.

Int.: Und was kriegst du da gespiegelt? Also ist es wirklich, dass du jetzt weniger Gehalt wieder bekommst?

Also es braucht jetzt wieder Einarbeitungszeit. Und es braucht,- die fachliche Kompetenz hat jetzt zwei Jahre gelitten. Und so: ‚Zwei Jahre warst du ja jetzt nicht wertvoll fürs Unternehmen‘ und so.“

Sie schließt mit dem Statement: „Wir Frauen haben beruflich bis zur Pension nur Nachteile, wenn wir Kinder haben. (...) Unglaublich, dass diese Schere zwischen Mann und Frau einfach bei uns immer noch so groß ist!“

8.4.3 Auszeit und Bewusstsein zur Selbstfürsorge: „Jeder liebt sein Kind, aber wir dürfen uns nicht vernachlässigen“

Katja findet wichtig, dass man sich auch als Mutter kleine Auszeiten gönnen sollte. Sie selbst ist am Wochenende erwerbstätig und unter der Woche die Hauptbetreuungsperson für ihre drei Kinder. Gegen Ende der Fokusgruppe wendet sie sich an die anderen Frauen und appelliert an sie: „Jeder liebt sein Kind, aber wir dürfen uns nicht vernachlässigen“:

Katja: (...) „Jeder liebt sein Kind. Aber wir dürfen uns nicht vernachlässigen. Und das habe ich erst mit dem dritten Kind gemerkt, dass, wenn ich nur mehr und mehr von mir einigebe - wo bin dann ICH zum Schluss?! Wenn ICH nicht fit bin, dann kann ich ja keine gute Mama sein?! Dann bin ich halt müde, dann bin ich traurig, gereizt, depressiv. (...) Und wir müssen uns die Zeit nehmen, und sei es eine Stunde am Abend, bevor wir ins Bett gehen, oder wir stehen alle eine Stunde früher auf. Einfach, keine Ahnung, um eine Gesichtsmaske raufzutun, eine Runde joggen, wirklich, naa, das MÜSSEN wir machen.“ (Katja, Pos. 234)

Katjas Selbstanspruch orientiert sich auf den ersten Blick am traditionellen Mutterbild: Sie betreut(e) ihre drei Kinder selbst, ist aber außerdem erwerbstätig. Sie hat für sich erkannt, dass eine Vernachlässigung der eigenen Bedürfnisse letztlich auch bedeutet, dass sie „keine gute Mama sein“ kann. Damit rückt sie den eher modernen Aspekt der Selbstfürsorge in den Blick – eine Überzeugung, die auch in der Neu-Interpretation der traditionellen Hausfrauen- und Mutterrolle in den sozialen Medien präsent ist:

Katja: „Und irgendwann hat es wirklich dann mal so ‚Klick‘ gemacht. Es liegt auch viel an Instagram mit diesen Möchtegern-Hausfrauen (alle lachen) - Ja, wirklich! Die so perfekt sind. Da denke ich mir: Warum nehme ICH mir doch nicht mal die Zeit? Sei es jetzt, dass ich eine Stunde früher aufstehe. Aber ich trinke meine Kaffee in Ruhe, ich tue meine Haare gemütlich waschen oder ich schicke alle um acht ins Bett: ‚Schatz, was tust du?‘ - ‚Fußballschauen‘ - Bitteschön, ich gehe in die Badewanne und nehme mir ein Buch. Und das langt mir schon als Me-Time.“ (Katja, Pos. 234)

Rosa fühlt sich von Katjas Plädoyer angesprochen und nimmt direkt Bezug darauf. Sie hat die plötzliche Erkenntnis, dass der Schlüssel zu „mehr Zeit für sich selbst“ in mehr Unterstützung durch den Partner liegt, und dass sie selbst dafür verantwortlich ist, diese einzufordern:

Rosa: „Wie du das erzählt hast eben, habe ich mir nämlich gedacht: Ein Stückweit ist es schon auch selber (gemacht), oder? (...) Nein, (ich habe) NICHT genug (Zeit für mich). Aber ich KÖNNTE es mir wahrscheinlich besser einteilen. Oder? Ich glaube schon, dass ich, - ich meine, nicht alles. Aber dass man halt: ‚Naaa, bitte mach‘ du das‘ (=deutet zum imaginären Partner). Es müssen einfach manchmal klare Anweisungen oder einfach eine klare Kommunikation sein: ‚Du, bitte, das brauche ich, bitte tu‘ DU das.‘ Und er MACHT das ja. Also ich glaube, da hast du schon recht, ja.“ (Rosa, Pos.235)

Auch Frida räumt ein, dass sie und ihr Mann als Eltern seit der Geburt der Kinder wenig Zeit für sich haben. Nicht einmal einen Gutschein zum Thermenbesuch konnten sie bislang einlösen; und die einzige „Me-Time“ habe sie, wenn sie einen Arzttermin wahrnimmt:

Int.: „Ist das bei dir ein Thema, Zeit für dich?“

Frida: Also bei dem Kleinen, - wir haben zur Geburt vom (jüngeren Sohn) vor zwei Jahren einen Wellnessgutschein bekommen von unserer Clique, für die Therme. Für einen Tag. Den haben wir bis jetzt noch nicht eingelöst. Ich traue mich gar nicht schauen, ob der noch gültig ist. Ja, es existiert einfach fast nicht. Also es ist halt wirklich, - ein Arzt-Termin, der dann so zur Me-Time wird (lacht).“ (Frida, Pos.135f)

Welchen Bezug aber hat das Thema „Auszeit“ oder „Zeit für sich“ zur Nutzung außerfamiliärer elementarpädagogischer Angebote? Zum einen fehlt die gemeinsame Zeit besonders jenen hauptbetreuenden Müttern und Paaren, die ganz oder überwiegend auf außerfamiliäre Angebote verzichten – sei es aus Überzeugung oder aufgrund mangelnder Angebote – und zeitversetzt zuhause sind (vgl. Kapitel 5, „Betreuung als partnerschaftliches Projekt“ oder „zeitversetzte Elternschaft“). Zum anderen könnte die Integration oder Ausweitung der Inanspruchnahme außerfamiliärer Angebote dazu beitragen, dass mehr dieser Zeit zur Verfügung steht. Dies sieht zum Beispiel Max so. Er hofft auf mehr Zeit zu zweit, wenn die aktuell einjährige Tochter etwas älter ist und man mehr außerfamiliäre Betreuung in Anspruch nimmt („da hoffe ich halt, dass wir dann einfach mal einen halben Tag für uns zwei haben“):

Max: „Die Familienzeit, die uns eigentlich fehlt, weil eigentlich immer jemand am Arbeiten ist. Und wenn, - also wenn sie dann größer ist und dann noch mehr Betreuung geht, hoffe ich halt, dass wir dann einfach mal einen halben Tag für uns zwei haben. Weil das sicher auch wichtig ist.“

Int.: Auch so Zeit als Paar.

Max: Genau, ja. Heute Morgen haben wir mal kurz eine Stunde gehabt, wo ich sie in die Eingewöhnung gebracht habe. Und da haben wir zu zweit in der Bäckerei einen Cappuccino getrunken und ein Croissant gegessen. Und DAS war schon fast ein Highlight. Einfach nur da zu zweit zusammenhocken.“ (Max, Pos.87ff)

Momentan sei noch der „Cappuccino“ das „Highlight“ gemeinsamer Paarzeit. Auch Katja hat in ihrem obigen Statement den „Kaffee in Ruhe trinken“ zur wichtigen Me-Time erhoben – und so wird das „Kaffeetrinken“ einmal mehr zum Anzeiger dafür, ob man es hin und wieder ein wenig „gemütlich“ angehen lassen kann oder nicht (vgl. das Bild der „gemütlichen Mutter“, Kapitel 8.3.3).

9. Geäußerte Wünsche an Politik und Gesellschaft

Gegen Ende jedes Interviews wurden die Erzählpersonen gefragt, ob sie Wünsche oder Anregungen im Bereich der Kinderbetreuung und Elementarpädagogik hätten. Fast alle haben sich dazu geäußert, manche werden mit mehreren Anliegen zitiert. Die Antworten werden nach Themen sortiert zusammengestellt, aber nicht mehr tiefer interpretiert. Sie sollen als Statements für sich stehen.

9.1 Ausbau des elementarpädagogischen Angebots

Einige Eltern wünschen sich einen weiteren Ausbau des elementarpädagogischen Angebots, so dass auf jeden Fall auch jüngere Kinder und Kinder mit nicht-deutscher Erstsprache einen Platz erhalten – idealerweise im eigenen Wohnort.

„Ich glaube, dass es schon mehr Plätze geben sollte.“

Max: „Ich glaube, dass es schon mehr Plätze geben sollte. Ich glaube, dass wir jetzt einfach Glück gehabt haben, dass wir gleich einmal,- oder naja, was heißt ‚gleich einmal‘,- wir waren ja trotzdem ein dreiviertel Jahr früher dort, haben wir uns schon angemeldet gehabt. Und wir haben jetzt ja auch nicht die Tage gekriegt, die wir gern gehabt hätten. Und ich glaube, dass man das mehr ausbauen muss.“ (Max, Pos. 85)

„Dass die Kinder da leicht reinkommen und es nicht so ein Kampf ist.“

Sevgi: „Und ja, vor allem finde ich eben, wegen der Sprache und eben auch diesem sozialen Umfeld für die Kinder. Für das wäre es wirklich sehr wichtig, dass die Kinder da in die Einrichtungen leicht reinkommen und es nicht so ein Kampf ist.“ (Sevgi, Pos. 72)

„Damit die Leute in ihrer näheren Umgebung ihre Kinder in die Betreuung schicken können.“

Elise: „Also ich habe ja da, wo ich wohne, eine Spielgruppe in der Nähe. Aber dort bringen auch Leute, die schon viel weiter weg entfernter wohnen, ihre Kinder, weil sie bei sich drüben keine Plätze haben. Wenn ich einen Wunsch hätte, dann würde ich mir wünschen, dass da einfach mehr Angebot zur Verfügung steht, damit die Leute in ihrer eigenen Um-, also näheren Umgebung ihre Kinder in die Betreuung schicken können.“ (Elise, Pos. 412)

9.2 Betreuungsqualität: Gruppengröße, Personalausbau, Qualifikation

Nicht nur der quantitative Ausbau um Plätze sollte weiter vorangetrieben werden, sondern es gehe vielmehr um die Qualität der Betreuung und frühen Bildung, betonen einige Erzählpersonen. Sie wünschen sich eine angemessene Gruppengröße, ausreichend Fachkräfte und deren pädagogische Ausbildung.

Förderung für kleinere Gruppengrößen in der Kleinkindbetreuung

Sevgi: „Ich finde es immer wichtig, dass eben vorher die Kleinkindbetreuung in kleinen Gruppen stattfindet. Dass DIE einfach von der Stadt, Land, Gemeinde unterstützt werden. Dass man nicht 12 Kinder in eine Gruppe reinstopft, damit eben die Eltern arbeiten gehen können.“ (Sevgi, Pos. 242)

„Dass wir einfach mehr Leute brauchen – und dann hat man auch kleinere Gruppen.“

Katja: „Also ich verstehe auch beide Seiten. Wenn die Personalmangel haben, dann ist es klar,- also ich merke es ja schon mit drei Kindern daheim. Geschweige denn, wenn ich jetzt neun oder 12 hätte. Und es ist wirklich, die anderen sind ruhig, die anderen sind,- da kannst du durchdrehen, kannst aus dem Fenster springen. Dass wir einfach mehr Leute brauchen. Und dann hat man auch kleinere Gruppen, und dann halt nicht die Reizüberflutung,- oder man spürt sie nicht so, wie wenn jetzt neun oder 12 Kinder da wären.“ (Katja, Pos. 245)

„Man braucht nicht mehr Plätze, man braucht mehr Personal.“

Sevgi: „Es geht ja nicht einfach darum, dass man mit solchen Statistiken und solchen Bewertungen sagt, ja, wir brauchen mehr Einrichtungen und so. Ja (lacht) - das nächste ist ja: Einrichtung okay. Aber dann muss man dann noch mal schauen, ja wie IST dann die Einrichtung? Wie viele Kinder? Wie viel Personal? Aber, ja, - (...)

Nina: Qualität und Quantität ist halt die ganze Geschichte.

Sevgi: Aber jetzt ist glaube ich, - man hat sich so fokussiert: Wir brauchen mehr, wir brauchen mehr, -

Nina: Man braucht nicht mehr Plätze, man braucht mehr Personal.

Sevgi: Eben. Ja.

Nina: Also man braucht beides.

Sevgi. Genau.

Nina: Es geht nicht nur drum, dass man Plätze schafft, die man dann mit keinem Personal besetzen kann. Das macht ja keinen Sinn.“ (Fokusgruppe 4, Pos. 248ff)

„Dass die Pädagogen da ausgebildet sind.“

Aliyah: „Weißt du, bei der Betreuung ist es ganz wichtig, dass die Pädagogen da ausgebildet sind. Also da finde ich es ganz wichtig, mit den Kindern umzugehen, - (...) Ich weiß, es gibt einen Mangel in der Betreuung, man freut sich über eine Aushilfe und so. Aber in die andere Richtung muss man schon schauen, dass sie ausgebildet sind.“ (Aliyah, Pos. 78)

„Dass die nach einem pädagogischen Konzept arbeiten können.“

Julia: „(...) eine qualitativ hochwertige Kinderbetreuung. Dass man auch auf das Wert legt, und nicht nur: Wie viele Plätze sind da? Und ich stelle da noch einen Container hin, und dort noch einen Container, dann haben wir noch mal 15 Plätze.

Int.: Kannst du es präzisieren, was dir wichtig wäre bei der Qualität?

Julia: Dass die, - wir haben ja eh schon vorher geredet. Aber eigentlich, dass die Betreuung, also die betreuenden Personen, dass das ausgebildete Personen sind. Dass da ein Konzept dahinter ist. Dass die Kleinkindbetreuung auch wirklich, - also dass die nach einem pädagogischen Konzept arbeiten können. Wo die Kinder im Mittelpunkt stehen und dass man so entscheiden kann, wie es für das Kind am besten ist. Und dass man wirklich, wenn sie so klein sind, noch durchschauen kann, was für die Babies oder die Kleinkinder am besten ist. Ja, was sie brauchen. Das wäre mir total wichtig.“ (Julia, Pos. 218ff)

„Dass die mehr Gehalt bekommen und auch mehr Anerkennung.“

Elise: „Ich finde es schade, dass Betreuer anscheinend doch recht gering verdienen und aus dem Grund vielleicht auch nicht so viele Leute sich dazu entschließen, diesen Beruf auszuüben. Und wir brauchen diese Berufsgruppen. Und vor allem aber, es geht um die Zukunft, und zwar nicht nur um die eigene, sondern auch um die Zukunft der Kinder. Und Kinder sind ja unsere Zukunft. Deshalb würde ich mir wünschen, dass die mehr Gehalt bekommen und auch mehr Anerkennung bekommen.“ (Elise, Pos. 421)

9.3 Kostengünstigere Angebote

Manche Eltern nehmen darauf Bezug, dass der Besuch elementarpädagogischer Einrichtungen kostengünstiger beziehungsweise gratis sein sollte – und zwar für alle Eltern (Wegfall der sozialen Staffelung). Auch Bedarf an einer besseren Orientierung des Fördersystems wurde angemeldet („dass einem jemand den Dschungel erklärt).

„Dass man weniger bezahlen muss für die Spielgruppe.“

Iman: „Ich würde zulassen, dass jeder arbeitet, wenn er will. Und dass man weniger bezahlen muss für die Spielgruppe.“ (Iman, Pos. 252)

Sollte gratis sein, oder?

Aliyah: „Kindergarten zum Beispiel sollte auch gratis sein, oder? (Denn) wie gesagt, die Staffel gibt es nicht zum Beispiel bei mir. Das würde, wie ich gesagt habe, - sie rechnen so, da steht dann da, du verdienst über 3.000 etwas, ein Erwachsener, zwei Kinder, du kommst drüber, keine Förderung.“ (Aliyah, Pos. 135)

„Dass einem jemand den Dschungel erklärt.“

Felix: „Zum Teil muss man halt schon so schauen, wo hat der Staat Vergünstigungen und wo hat er es nicht? Und ich muss dann zum Teil schon einfach das Know-How darüber haben, das ist nicht so ohne. (...) Und zum Teil ist es schwierig, sich in dem Dschungel da zurechtzufinden. Und das Schlimme ist, wir sind beide Akademiker. Wir sind eigentlich gewöhnt, mit Behörden umzugehen. (...) Und da würde ich schon einen Handlungsbedarf sehen, dass man zumindest eine Unterstützungsleistung hat, dass einem jemand den Dschungel erklärt.“ (Felix, Pos. 65)

9.4 Geschlechtergerechtigkeit bei Elternkarenz und Teilzeitarbeit

Im Hinblick auf die Geschlechtergerechtigkeit wird angesprochen, dass man sich mehr „Chancengleichheit“ für die Väter wünscht, im Sinne der Väterbeteiligung, und zwar einerseits bei der Teilzeitarbeit und andererseits als Elternkarenz der Väter. Der Wunsch bezieht sich auf eine gerechtere Verteilung von Erwerbs- und Betreuungsarbeit zwischen Müttern und Vätern – ohne dass explizit benannt wird, an wen man diesen Wunsch richtet.

„Bei Mama und Papa die Chancengleichheit auf Teilzeitarbeit.“

Nora: „Zum Beispiel bei Mama und Papa die Chancengleichheit auf Teilzeitarbeit. Dass man wirklich sagen kann, so und so viel ist es möglich, so und so viel fühlt es sich für uns alle gut an. Weil, es sprechen einfach alle mit. Nicht nur die Mama, die schaffen gehen will, und der Papa, und die Kinder haben auch ein Recht drauf.“ (Nora, Pos. 102)

„Dass der Vater Teilzeit schafft und die Mutter Teilzeit schafft.“

Pia: „Oder dass du die Möglichkeit hättest, wenn Ressourcen da sind in der Familie, dass du natürlich Teilzeit arbeiten gehen kannst, wenn das funktioniert mit innerfamiliärer Betreuung. Oder dass der Vater Teilzeit schafft und die Mutter Teilzeit schafft. So dass einfach die Möglichkeit zur Wahl besteht.“ (Pia, Pos. 119)

„Die Chancengleichheit für die Karenz ist, glaube ich, nicht gegeben.“

Felix: „Also das merkt man schon, dass die Karenz für Väter relativ schwierig ist. Also ich glaube, dass ich in meinem Unternehmen damit nicht unbedingt in der Masse mitgeschwommen bin, sondern eher weiter vorne war. Und beim (Sohn) ging es sich zeitlich nicht aus. Das war einfach nicht denkbar. Deswegen muss ich sagen, zum Teil ist es irgendwie schwierig, - die Chancengleichheit für die Karenz ist, glaube ich, nicht gegeben. Und bei den Müttern wird es irgendwie so selbstverständlich angenommen.“ (Felix, Pos. 157)

9.5 Wahlmöglichkeit und Anerkennung für elterliche Betreuung

In den folgenden Zitaten geht es den Eltern um die Themen Wahlfreiheit und Anerkennung einer ausschließlich innerfamiliären Betreuung. Die hier zitierten Eltern wünschen sich, dass ihre Wahl gesellschaftlich mindestens akzeptiert, aber bestenfalls wertgeschätzt und auch finanziell und sozialrechtlich (Pensionszeiten) stärker abgegolten wird. Gleich im ersten Zitat wird außerdem darauf Bezug genommen, dass die zweijährige Elternkarenz „echt wenig“ ist und ausgedehnt werden sollte:

Int.: „Habt Ihr so, - gibt es so Anliegen an politische Entscheidungsträger? Was würdet Ihr Euch wünschen, so im Bereich Kinderbetreuung, Kinderbildung? Fällt Euch da noch was ein? (Pause)

Nora: Ja, die freie Wahlmöglichkeit.

Pia: Ja, was wir eigentlich schon gesagt haben: Dass man wählen kann, ob man, - dass halt man nicht nach zwei Jahren schaffen gehen MUSS. Weil, sonst bist du eigentlich weg vom Arbeitgeber. Und, - mit der Versicherung. Pension ist halt auch halt ein Thema.

Nora: Ja, genau. Pension, das finde ich ganz wichtig, dass das endlich anerkannt wird, -

Pia: Ja, da hast du verloren, wenn du als Frau daheimbleibst.

Ruth: Ja

Int.: Also Kinderbetreuungszeiten, meinst du?

Pia: Ja. hmm.

Int.: Anerkennung

Lina: Hmhm (bejahend). Zwei Jahre ist echt wenig.

Pia: Weil, ab zwei, (...) Ich meine, da sind wir eh einer Meinung, dass das zu früh ist für Kinder.“ (Fokusgruppe 1, Pos. 107ff)

„Dass die Wahlmöglichkeit da ist.“

Julia: „Mir wäre es ganz wichtig, dass die Wahlmöglichkeit da ist. Dass man es wählen KANN. Dass es auch gesellschaftlich akzeptiert ist, die Wahlmöglichkeit.“ (Julia, Pos. 218)

„Dass man viel besser versichert ist als Mutter.“

Hilde: „Ja, dass man angesehen wird, dass man viel besser versichert²³ ist als Mutter. Und nicht einfach nur: ‚Jaja, Mutter, mein Gott. Die putzen eh den ganzen Tag nur, jetzt geht mal was schaffen!‘“ (Hilde, Pos. 209-210)

„Hey, vielleicht brauchen wir doch nicht so viele Kinderbetreuungsplätze?“

Frida: „Und mein Appell: Mir wäre das so wichtig, dass es die Entscheidungsmöglichkeit gibt, dass man nicht heute, - also überall hörst du ‚Kinderbetreuung!‘ Dieses Gesetz da mit den Zweijährigen. Und du hast jetzt fast das Gefühl, das MUSST du machen. Oder es bleibt dir ja nichts anderes übrig als die Kinderbetreuung. Sondern von dem einfach wieder wegkommt und sagt: Hey, vielleicht brauchen wir doch nicht so viele Kinderbetreuungsplätze, und wir müssen nicht überall neue Kinderbetreuungshäuser bauen. Wir geben diesen Frauen, die das GANZ bewusst wählen, von mir aus eine Pensionsversicherung, also wir zahlen in die Pensionskasse ein, wir versichern sie ordentlich. Und von mir aus noch irgendein Gehalt. Und bitte! Das ist mir ganz wichtig: Ich rede von keiner Herdprämie, überhaupt nicht, also das ist mir ganz ganz wichtig - Ich möchte einfach nur, dass die Frauen die Möglichkeit haben, zu wählen und für sich als Familie entscheiden können: ‚Will ich bei meinen Kindern daheim bleiben?‘ Dann habe ich finanziell keine Nachteile und auch in der Pension keine Nachteile.“ (08-11 Eltern Feldkirch, Pos. 213)

„Man soll die Wahlmöglichkeit haben“ - und gut abgesichert sein.“

Frida: „Man soll die Wahlmöglichkeit haben. Wenn man das mag, dann soll man da unterstützt werden, man soll das machen können, in seinem Beruf wieder zu schaffen. Und die, die das nicht möchten, die sollen daheimbleiben. Aber dann gut versichert und gut pensionsabgesichert. (08-11 Eltern Feldkirch, Pos. 109)

„Dass dort vielleicht mehr Geld da ist.“

Ruth: „Also ich denke mir, es sollte doch lieber, die Mütter, die daheim bleiben wollen, die ihr Kind betreuen wollen, dass dort vielleicht mehr Geld da ist: Und ich denke mir, die Mütter, die schaffen gehen WOLLEN, es gibt ja genug, die schaffen gehen wollen, die sollen auch schaffen gehen dürfen und dann das Kinderbetreuungsangebot in Anspruch nehmen können.“ (Ruth, Pos. 58)

„Dass man uns zahlen sollte für das, dass wir daheim sind.“

Nora: „Also ich glaube schon, dass es das braucht, die Betreuung und die Sachen. ABER, ich glaube, in Vorarlberg haben wir einfach eine Sonderstellung, was das angeht. Und eigentlich finde ich, da bin ich immer total sauer auf Vorarlberg, auf die ganzen Politiker, - könnten wir ja in eine Vorreiterrolle gehen. Und uns ja bestimmte Sachen wirklich selber zurechtbiegen. Es gibt ja die Möglichkeiten. (...)“

Int.: An was für Möglichkeiten denkst du da, die Ihr speziell habt?

Nora: Ja, ich denke an das, dass man uns zahlen sollte für das, dass wir daheim sind. Dass wir sagen: Wir kümmern uns um die Kinder. Weil ich finde, dass das so viel abfängt und so viele Möglichkeiten auftut. (...) Sie sollen mal ein Pilotprojekt machen, dass sich Frauen melden können, wirklich sagen können: Okay, ihre Familien werden finanziell unterstützt. Und dass man das mal für ein paar Jahre begleitet und schaut, wie entwickeln sich die Kinder? Rein schulisch schon.

23 Zur möglichen Einordnung ihrer Anmerkung: Solange man in Elternkarenz ist, ist man nicht sozialversichert. Das kann vor allem für jene zum „Problem“ werden, die als Variante das einjährige Kinderbetreuungsgeld (KBG) in Kombination mit einer zweijährigen Elternkarenz gewählt haben. Während sie im ersten Jahr über das KBG sozialversichert sind, endet die Versicherung im Folgejahr. Eheleute können sich dann über den Partner mitversichern lassen. Sofern sie das aber nicht tun, gehen Versicherungszeiten verloren.

Weil natürlich können wir sie ja besser fördern und zuschauen und mit ihnen lernen und solche Dinge. Aber auch sozial. Weil ich glaube, gerade das Soziale, das wird noch so wichtig, was man jetzt sagen kann. Also ich glaube, eigentlich, die große Chance bei uns ist wirklich auch das Soziale. So die Kinder tolerant erziehen, empathisch erziehen.“ (Nora, Pos. 219-221)

„Eine Aufwertung des Mutterschaftsstatus‘.“

Bernadette: „Also so eine Aufwertung des Mutterschaftsstatus‘ würde ich mir wünschen. Dass man sagt: ‘Weißt du, das ist das Beste, du bist angesehen von mir, Hut ab vor dir.’ - Ja so, das würde ich mir wünschen.“ (Bernadette, Pos. 205)

„Ein ehrliches Hinschauen, und nicht: ‚Liebe Frau, Chancengleichheit, du darfst jetzt arbeiten!‘“

Bernadette: „Also hinschauen, was das Kind wirklich braucht. Stresshormone zum Beispiel testen, das kennt man. Kinderkrippen-Kinder haben manchmal einen Stresshormon-Spiegel, so das Cortisol, das da ausgeschüttet wird, vergleichbar mit russischen Waisenhäuser-Kindern. Und einfach hinschauen auf das, diese Studie, die man da macht, wirklich ernstnehmen, und nicht sagen: Okay, ‚Egal! Chancengleichheit! Die Frau darf arbeiten gehen. Super! Egal!‘ - - Man schaut gar nicht: Was braucht das Kind? Was brauchen unsere nächsten Bürger? (...) Und wir müssen auch schauen: Wie funktionieren wir Menschen, dass wir weniger psychisch depressiv sind? Dass wir eine gesunde Gesellschaft entwickelt und da hinschauen. Was brauchen die Leute zwischen null und vier Jahren? Und ein ehrliches Hinschauen und nicht: ‚Liebe Frau, Chancengleichheit! Du darfst jetzt arbeiten gehen. Du bekommst gleich viel Geld. Und wir haben einen Kinderkrippenplatz für dich geschaffen. Freu‘ dich.‘“ (Bernadette, Pos. 207)

10. Zusammenfassung und Einordnung der Ergebnisse

Im Mittelpunkt der qualitativen Interviewstudie stand die Frage, welche Einstellungen, Motive und finanziell-strukturelle Bedingungen der Entscheidung zugrunde liegen, dass Eltern kaum oder gar keine außerfamilialen, elementarpädagogischen Angebote in Anspruch nehmen. Zielgruppe waren Mütter und Väter, die in Vorarlberg wohnen und ein Kind im Alter von maximal fünf Jahren haben. Die Erhebung hat im November 2024 stattgefunden. Die Interviews wurden in Fokusgruppen und (teilweise gedolmetschten) Einzelinterviews in Feldkirch und Bregenz durchgeführt.

Stichprobenbeschreibung

Insgesamt haben 19 Personen teilgenommen, davon 17 Mütter und zwei Väter. Abseits der (für sozialwissenschaftliche Studien leider typischen) Unausgewogenheit bezüglich der Geschlechtervariable ist es gelungen, ein variantenreiches Spektrum unterschiedlicher Lebensrealitäten abzubilden: Die interviewten Eltern sind zwischen 22 und 43 Jahre alt und haben zwischen einem und vier Kinder, sind alleinerziehend oder leben in Partnerschaft. Sie unterscheiden sich in ihrem Erwerbsstatus, Erwerbsummaß und ihrer sozioökonomischen Situation. Sie kommen aus allen vier Bezirken Vorarlbergs, wohnen in unterschiedlich großen Gemeinden, vom städtischen bis zum sehr ländlichen Bereich. Sieben von ihnen haben einen Migrationshintergrund mit nicht-deutscher Erstsprache.

Analyseergebnis: Zwei Leitmotive

Alle 19 Fallgeschichten lassen sich einem von zwei analytisch erarbeiteten Leitmotiven zuordnen, die ihrer Wahl für das Betreuungsarrangement zugrunde liegt. Sie liefern eine Orientierung, welche Eltern aus welchen Gründen kaum oder keine elementarpädagogischen Angebote nutzen – und welche Bedürfnisse diese Familien haben.

Leitmotiv 1: Familiäre Sorgearbeit aus Überzeugung

Eltern, die dem Leitmotiv 1 zugeordnet wurden, sind der außerfamilialen Betreuung für Kinder eher skeptisch gegenüber eingestellt, vor allem, wenn die Kinder unter drei oder vier Jahre alt sind. Sie betreuen ihre Kinder deswegen hauptsächlich innerfamiliär – wobei verschiedene Modelle praktiziert werden, um die innerfamiliäre Betreuung zu gewährleisten (durch die Mutter, durch beide Eltern oder mit Ergänzung der Großeltern). Diese Eltern gehören eher einem wirtschaftlich privilegierten Milieu an, man kann es „sich leisten“, „daheim“ zu sein – auch

wenn dafür Entbehrungen in Kauf genommen werden (z.B. zeitversetztes Doppelverdienermodell, Einbuße von Paar- und Familienzeit, Verzicht auf Urlaub oder ein zweites Auto). Der Begriff vom „Luxus“ wurde genannt. Diese Eltern haben das Privileg, dieses von ihnen bevorzugte Modell leben zu können, weil sie finanziell gut abgesichert sind.

Leitmotiv 2: Strukturell-finanzielle Bedingungen und Hürden

Eltern, die dem Leitmotiv 2 zugeordnet wurden, sind der außerfamilialen elementarpädagogischen Betreuung gegenüber prinzipiell positiv eingestellt, nutzen sie aber nicht in dem Ausmaß, wie sie das gern würden – entweder, weil keine Plätze verfügbar sind, weil sie diese als zu teuer empfinden bzw. weil es sich nicht „rentiert“ („du gehst eigentlich nur schaffen, damit jemand das Kind betreut“) oder weil man bereits schlechte Erfahrungen gemacht hat („beim zweiten Kind will ich da sein“). Zu dieser Gruppe gehören typischerweise Eltern, für die die Erwerbstätigkeit einen hohen Stellenwert hat: entweder weil sie sinnstiftend ist, weil eine Erwerbstätigkeit als „einfach normal“ empfunden wird – aber besonders oft, weil sie unverzichtbar für das Familieneinkommen ist. Deshalb entstammen diese Eltern häufig einem finanziell weniger privilegierten Milieu. Sie können es sich nicht „leisten“, überhaupt die Frage zu stellen, ob ein Elternteil die Kinder „daheim“ betreut.

Verschiedene Elterngruppen erreichen

Wie könnten die verschiedenen Elterngruppen (Leitmotiv 1 und 2) erreicht werden, wenn es darum geht, außerfamiliale elementarpädagogische Angebote attraktiver zu gestalten? Die Eltern aus Gruppe 1 sind mit ihrem gewählten Betreuungs-Arrangement zufrieden. Die Skepsis gegenüber außerfamilialen Angeboten wurzelt oft in persönlichen Überzeugungen, so dass sie für eine generelle oder ausgedehntere Nutzung elementarpädagogischer Angebote für Kinder im Kleinkindalter nur schwer erreichbar sind. Das pädagogische Angebot des Regelkindergartens ist hier explizit auszunehmen, denn hier gibt es eine hohe Zufriedenheit. Mit Blick auf die Frage, wie diese Eltern für eine Inanspruchnahme früher Bildungsangebote für ihre Kinder zu gewinnen sind, könnte man allenfalls bei Maßnahmen ansetzen, die das Vertrauen in Einrichtungen stärken. Eltern aus der Gruppe 2 nennen hingegen konkrete Mängel bezüglich der elementarpädagogischen Angebote, denen sie aber prinzipiell positiv gegenüber eingestellt sind. Hier bieten

sich offenbar konkrete Ansatzpunkte, diesen Familien mit einem besseren Angebot entgegenzukommen, etwa was Kosten, Infrastruktur, aber auch die Betreuungsqualität betrifft.

Verfügbarkeit von Plätzen

Einige Eltern berichten von einem Mangel an Betreuungsplätzen, wobei dies „von Ort zu Ort unterschiedlich“ sei und vor allem für die jüngeren Kinder gelte. Von „sehr dünn gesäten Betreuungsplätzen“ war genauso die Rede wie von genügend Plätzen „bei uns im Dorf“. Für einige Interviewpartner:innen wird der Platzmangel zur Herausforderung, darunter ein Doppelverdiener-Paar in Vollzeit, das keinen Platz für das dreijährige Kind bekommen hat. Andere Eltern berichten v.a. von logistischen Herausforderungen, die sich daraus ergeben, dass die gewünschten Betreuungszeiten sechs Monate im Voraus angegeben werden müssen („Bedarfserhebung“ im März für September), dass Eltern mit mehreren Kindern Einrichtungen in unterschiedlichen Gemeinden ansteuern müssen oder dass die Öffnungszeiten nur schwer mit den Arbeitszeiten vereinbar sind.

Versorgungsauftrag der Gemeinden und überlastete Einrichtungen

Der im §6 KBBG formulierte Versorgungsauftrag soll sicherstellen, dass alle Kinder, deren Eltern einen Bedarf an einem elementarpädagogischen Betreuungsplatz anmelden, diesen auch erhalten – und zwar unabhängig von ihrem Erwerbsstatus. In der Praxis beobachten manche Eltern jedoch, dass dieses Verteilungskriterium nach Erwerbsstatus der Eltern nach wie vor (zumindest im Betreuungsjahr 2023/24) seine Gültigkeit hat („die, die Vollzeit arbeiten, werden natürlich bevorzugt“). Es wurde die Beobachtung geäußert, dass der Versorgungsauftrag einen Mangel an Betreuungsplätzen nicht immer beseitigen kann, sondern im ungünstigsten Fall verschiebt: Eine höhere Kinderzahl in den Einrichtungen könne dazu führen, dass das Qualitätskriterium einer angemessenen Fachkraft-Kind-Relation nicht mehr erfüllt würde und das Personal überlastet sei („die sind eigentlich dankbar für jedes Kind, das weniger da ist; und zwar nicht, weil sie böse Menschen sein wollen“).

Sprachentwicklung und multikulturelle Gruppen-Zusammensetzung

Hinsichtlich positiver Erfahrungen und Vorteile einer außerfamilialen Betreuung wurde besonders betont, dass Kinder mit nicht-deutscher Erstsprache vom Besuch profitieren können. Mit Blick auf die Gruppengröße (Fachkraft-Kind-Relation) und Zusammensetzung von Kindergruppen wurde jedoch von einigen Eltern thematisiert, dass sie eine multikulturelle Zusammensetzung von Kindergruppen als herausfordernd erlebt haben, und zwar sowohl aus der Perspektive von Kindern mit

deutscher als auch mit nicht-deutscher Erstsprache. Ihre Sprachentwicklung und die soziale Integration würden dadurch erschwert. Wie mit dieser Herausforderung umzugehen ist, ist mit Blick auf die Ausgestaltung der Betreuungsqualität sicher eine wichtige Frage.

Wunsch nach Erwerbstätigkeit = Wunsch nach außerfamilialer Betreuung?

Die Analyse der Interviews zeigt, dass das Vorhaben mancher Frauen und Männer, als Eltern (Vollzeit) erwerbstätig zu sein, nicht notwendigerweise in den Wunsch nach außerfamilialer Kinderbetreuung mündet. Es gibt Eltern, bei denen der Wunsch, erwerbstätig zu sein, ebenso stark ausgeprägt ist wie der Wunsch, das Kind innerfamilial zu betreuen (vgl. Leitmotiv 1). So finden sich Beispiele, in denen der eine Partner während der Arbeitszeiten des anderen die Betreuung des Kindes übernimmt – und umgekehrt. Im Extremfall werden die Kinder täglich von ihren erwerbstätigen Eltern betreut, die ihre Arbeitszeiten perfekt gegengleich gelegt haben, sodass stets ein Elternteil bei den Kindern ist, während der andere abwesend ist (z.B. Werktag vs. Wochenend- und Nacharbeit). Eine gemeinsame Familienzeit und auch Zeit zu zweit (Paarzeit) ist in diesen Fällen nahezu nicht existent. Das Paar „opfert“ diese Zeit den Kindern zuliebe, da sowohl die innerfamiliale Betreuung als auch die Erwerbstätigkeit einen hohen Stellenwert innehaben.

Anspruch auf partnerschaftliche Aufteilung – Väterbeteiligung

Sehr präsent ist in den Interviews das Ideal einer partnerschaftlichen Aufteilung der Sorgearbeit. Vor dem Hintergrund einer nach wie vor dominanten Rolle der Mutter bedeutet das vor allem, dass sich die Väter mehr beteiligen. „Partnerschaftlichkeit“ ist also quasi gleichzusetzen mit „Väterbeteiligung“. Damit verknüpft ist das Verständnis, dass unbezahlte Sorgearbeit nicht nur „Frauensache“ ist. Inwieweit diese Partnerschaftlichkeit praktiziert wird, bildet sich in den Fallgeschichten als Kontinuum ab: Für die eine Mutter reicht es, dass ihr berufstätiger Partner, wenn er zuhause ist, ebenso für die Kinder zuständig ist, damit „nicht einer vier Kinder hat“. Die andere sieht Partnerschaftlichkeit dort, wo ihr Mann die Lage seiner Arbeitszeiten umgeschichtet oder reduziert hat, so dass er zu bestimmten Zeiten für die Sorgearbeit verfügbar ist. Partnerschaftlichkeit kann schließlich auch so aussehen, dass man sich die Betreuungs- und Erwerbsarbeit zu gleichen Teilen aufteilt – und zwar entweder, weil man auf außerfamiliale Angebote unbedingt verzichten und die Kinder als Eltern betreuen möchte („Betreuung als partnerschaftliches Projekt“, Leitmotiv 1) oder weil man keine passenden außerfamilialen Angebote gefunden hat und nun gemeinsam anpackt, zum Beispiel indem man in Wechselschichten arbeitet („Zeitversetzte Elternschaft“, Leitmotiv 2).

Großeltern als innerfamiliäre Alternative

Was die Wahl des Betreuungsarrangements angeht (hauptsächlich innerfamiliär vs. außerfamiliär), können Betreuungsangebote der Großeltern diese Entscheidung noch einmal grundlegend ändern. Sie werden zu „Gamenchangern“, wenn etwa die Mutter den Betreuungsplatz aufgibt, sobald sich die Großeltern anbieten („und dann war ich sehr froh, dass wir es innerfamiliär haben lösen können“). Der innerfamiliären Betreuung durch die Großeltern traut man mehr als der außerfamiliären Betreuung – was etwa auch in Was-wäre-Wenn-Aussagen zu finden ist: „Wenn die Mama noch leben würde, dann hätte ich mich vielleicht getraut zu sagen: Okay, ich gehe wieder schaffen. Und ich weiß, bei der Mama ist sie gut aufgehoben“. Ein Betreuungsangebot der Großeltern wird jedoch nicht „automatisch“ gern in Anspruch genommen. Besonders bindungsbetonte Mütter („ich will alles mit ihr selber machen“) verzichten auf diese Form der Betreuung – nehmen aber eben auch keine außerfamiliären Angebote in Anspruch. Insofern wird ein Betreuungsangebot seitens der Großeltern nur bei jenen Eltern eine Chance haben, die ihnen vertrauen, die erwerbsaffin sind und die ihre Kinder nicht aus Überzeugung ganztägig selbst betreuen wollen.

Vorteile elementarpädagogischer Angebote

Die Einstellungen der Eltern dazu, welche Inhalte oder Fähigkeiten in einer elementarpädagogischen Einrichtung gefördert werden können, betreffen verschiedene Bereiche. Genannt wurden: das Erlernen neuer Fähigkeiten, miteinander oder auch voneinander („da schaut sie sich ab, wie man krabbelt“), das Erlernen oder Verfeinern der deutschen Sprache, das Erleben von Gemeinschaft mit anderen Kindern, das Erlernen von Selbstständigkeit, aber auch Rücksichtnahme innerhalb der Gruppe – und gemeinsam „Spaß haben“ („die hocken da umeinander und haben die größte Gaudi“). Auch der Aspekt des sozialen Umfelds, dass nämlich Freund:innen der Kinder dieselbe Einrichtung besuchen, kann motivierend sein. Schließlich wurde die Chancengleichheit genannt, die sich darauf bezieht, dass Kinder aus benachteiligten Familien durch elementarpädagogische Angebote bessere Entwicklungschancen in punkto Bildung erhalten („wo man Bücher liest“), wo sie aber auch eine gute Grundversorgung erhalten („wo sie warm Mittag essen können“) und Unbeschwertheit erleben („wo man fröhlich ist“).

Einstellungsebene: Was haben Eltern institutionellen Angeboten voraus?

Alle Interviewpartner:innen wurden gebeten, zu erläutern, was sie als Eltern außerfamiliären Angeboten möglicherweise voraushaben. Die Antworten konzentrierten sich in erster Linie auf die Kleinkindphase. Einige meinen, in besonderer Weise Geborgenheit und Individualität bieten zu können („Du bist so und so, und ich spür‘

dich“). Auch sehen sich manche Eltern als die besseren Wertevermittler für „Benehmen, Höflichkeit und nettes Auftreten“. Auch „Empathie“ und „Toleranz“ werden genannt, für deren Vermittlung man sich eindeutig und exklusiv zuständig fühlt. Der Begriff der „elementaren Bildung“ wird für Kleinkinder entweder gänzlich aufgelöst („Der muss nichts lernen, sie dürfen einfach Kind sein“) oder bewusst vom institutionellen Kontext gelöst und in den häuslichen Bereich geholt („Daheim lernst du überall, das ist auch elementare Bildung“). Auch das Elternhaus als Ort des freien Lernens und sich Ausprobierens wurde betont – wobei die Kinder den Tag im eigenen Rhythmus verbringen können, ohne sich an der Tagesstruktur einer Einrichtung orientieren zu müssen („Weil man da noch bis mittags im Pyjama ummirennen kann“).

„Eine Mutter kann Vieles ersetzen, aber niemand kann eine Mutter ersetzen“

In der Betonung der elterlichen Rolle als emotionale Basis und primäre Sozialisationsinstanz wird von manchen eine Konkurrenzsituation geschaffen: Vor allem Mütter, die ihre Kinder zu Hause betreuen, positionieren sich mitunter als Konkurrentin zu außerfamiliären Angeboten. Weil man sich in dieser exklusiven Rolle sieht, scheint eine institutionelle Einrichtung nicht das „Richtige“ zu sein und wird deshalb nicht in Anspruch genommen. Eine Interviewpartnerin sagte: „Eine Mutter kann vieles ersetzen, aber niemand kann eine Mutter ersetzen“. Diese Einstellung zur großen Bedeutung mütterlicher Betreuung deckt sich mit aktuellen Daten des Generations and Gender Programmes (GGP 2022/23). Sie zeigen, dass Personen in Österreich eine besonders ablehnende Haltung gegenüber der Vorstellung einnehmen, dass die Mutter eines Kindes im Vorschulalter erwerbstätig ist – und dass Vorarlberger:innen (vor allem aber die Männer!) hier nochmal skeptischer sind als die restliche Bevölkerung Österreichs.

Kindliche Entwicklung: Ab wann ist eine außerfamiliäre Betreuung denkbar?

Ab welchem Kindesalter kann man sich vorstellen, dass das Kind eine elementarpädagogische Einrichtung besucht? Dazu gibt es unterschiedliche Einstellungen: Einige nennen ein konkretes Alter („Bis die Kinder drei sind, brauchen sie eigentlich keine anderen Kinder“), andere bestimmte Voraussetzungen („Nicht, bevor er sich nicht ausdrücken kann“). Manche können sich eine außerfamiliäre Betreuung frühestens ab zwei Jahren vorstellen, wieder andere erst ab vier, denn „mit vier wird man kommunikativer und braucht das“. Wieder andere betonen das individuelle Tempo des Kindes („Ich werde drauf schauen, dass ich mich am Kind orientiere“) und vertrauen ihrem zeitlichen Gespür („Das ist ein Prozess, dem man Raum geben muss“). Jedenfalls wird die Einstellung gegenüber außerfamiliären Angeboten mit

zunehmendem Alter der Kinder positiver, diese Beobachtung trifft auf alle Interviewpartner:innen zu. Was jedoch eine Ganztagsbetreuung angeht, sind alle (bis auf eine Mutter) skeptisch – unabhängig vom Kindesalter. Ein ganzer Tag sei für sie „anstrengend“, gerade für die Kleinen wäre die „Reizüberflutung“ zu viel. „Das ist wie ein Arbeitstag für uns“, formulierte eine Interviewpartnerin.

Zurückhaltung bei der Ganztagsbetreuung

Die Zurückhaltung bei der Inanspruchnahme von Ganztagsangeboten zeigt sich auch auf statistischer Ebene. Die Kindertagesheimstatistik zeigt für Vorarlberg die Besonderheit, dass hier der ausschließliche Vormittagsbesuch dominiert, sowohl unter den (jüngeren) Kindergruppen-Kindern (74,1 %) als auch unter den (älteren) Kindergarten-Kindern (82,1 %). Im Österreich-Schnitt sind es zum Vergleich 36,7 % (Kindergruppe) und 46,6 % (Kindergarten) (Kindertagesheimstatistik, Statistik Austria 2024a). Damit ist die Anwesenheitsdauer von Vorarlberger Kindern kürzer als von Kindern in den anderen Bundesländern. Es liegt die Vermutung nahe, dass die Nutzung um einiges hinter dem Angebot zurückbleibt, da zum Beispiel 79,8 % der Kleinkindgruppen als Ganztagsbetrieb geführt werden, aber nur 17,9 % der Kleinkindgruppen-Kinder ihre jeweilige Gruppe ganztags besuchen. Diese statistischen Daten kann man nicht unmittelbar aufeinander beziehen, da sie auf Fallebene nicht miteinander verknüpft ausgewiesen sind. In der qualitativen Erhebung jedenfalls bestätigt sich dieser Eindruck der elterlichen Zurückhaltung gegenüber der Ganztagsbetreuung.

Ausdrucksstarke Semantiken: „Dass sie halt nicht nur verstellt wird“

Manche Eltern sehen eine außerfamiliale Betreuung generell kritisch: „Es gibt gar kein Alter; ob sie jetzt drei ist, ob sie jetzt fünf ist, ich gebe sie ja ungern weg“. Das Wort des Weggebens ist dabei typisch und in den Interviews variantenreich enthalten: Das Kind wird weggegeben, abgegeben, extern betreut oder fremdbetreut, sogar abgeschoben – oder auf Vorarlbergerisch: verstellt. All diese Formulierungen kamen in den Interviews vor und enthalten auf sprachlicher Ebene die implizite Kritik, dass Eltern ihre Rolle als „eigentlich“ Zuständige für die Betreuung in dem Moment nicht wahrnehmen (= abgeben), wo sie ihr Kind an einen anderen Ort bringen – weg vom „Daheim“. Diese negativ konnotierten Begriffe sind deshalb von Bedeutung, weil sie in unserer Alltagssprache allgegenwärtig sind eine starke normative Kraft haben. Eine Mutter betont, dass sie ihrer Tochter vermitteln möchte, „dass sie halt nicht nur verstellt wird“.

Kritik von allen Seiten: „Gluckenmütter“, „Karrierefrauen“ und „gemütliche Mütter“

Viele Mütter haben davon berichtet, dass sie einen Druck verspüren, sich als Mutter „richtig“ zu entscheiden.

Dabei ist der Zwiespalt, in dem sich die Mutter zwischen „daheim sein“ und „schaffen gehen“ wiederfindet, von widersprüchlichen gesellschaftlichen Ansprüchen gekennzeichnet. Einerseits werde von ihnen erwartet, erwerbstätig zu sein („gehst du nicht schaffen?“), genauso werde aber ein „Daheimbleiben“ nicht wertgeschätzt („das wird eher so belächelt“). Mütter, die erwerbstätig sind und außerfamiliale Betreuungsangebote nutzen, geraten ebenso in die Kritik („boah, du gibst dein Kind aber viel her“). Es konnten schließlich drei Bilder von Müttern herausgearbeitet werden, die jeweils aus unterschiedlichen Perspektiven kritisiert werden:

- Kritik gegenüber Müttern „daheim“ („Gluckenmütter“)
- Kritik gegenüber „Karrierefrauen“
- Kritik gegenüber Müttern, die „daheim“ sind, aber „trotzdem“ elementarpädagogische Angebote nutzen („gemütliche Mütter“)

„Ein richtig schönes Kindergartenjahr“ vs. Nachmittagsbetreuung

Eine wichtige Erkenntnis der Studie ist, wie stark manche Erzählpersonen zwischen dem pädagogischen Angebot des Regelkindergartens und anderen Angeboten differenzieren. So berichten Mütter von äußerst positiven Erfahrungen mit dem Kindergarten, haben aber Vorbehalte gegenüber der Kleinkindbetreuung oder Nachmittagsbetreuung im Kindergarten. Erfahrungen mit dem Kindergarten werden beschrieben als „1A“, „ein Traum“ oder als „richtig schönes Kindergartenjahr“. Positive Aspekte sind eine lernanregende Umgebung mit Musik, Bewegung und Naturerlebnissen („Allein, weil es draußen ist, ist es schon cool“) sowie eine ausgewogene Fachkraft-Kind-Relation. Auch, dass die Betreuungsqualität von der jeweiligen Fachkraft und ihrer (menschlichen) Kompetenz abhängt, wurde angemerkt („Also es gibt Betreuer und Betreuer“). Einige Eltern haben schlechte Erfahrungen mit der Nachmittagsbetreuung im Kindergarten gemacht. Sie äußern einen Mangel an pädagogischer Unterstützung („das ist eigentlich nur Spielen“; „ich dachte immer, das ist wie in der Früh“) und kritisieren den Einsatz von Quereinsteiger:innen.

Frühkindliche Angebote: „Dann schaut sie sich ab, wie man krabbelt“

Die Einstellungen und Erfahrungen bezüglich einer frühkindlichen Betreuung in Spielgruppen oder Kleinkindgruppen gehen deutlich auseinander. Jene Eltern, die einer Kleinkindbetreuung gegenüber kritisch eingestellt sind, begreifen frühkindliche Angebote als Ort der Betreuung für Kinder, der jene Eltern entlastet, die wegen ihrer Erwerbstätigkeit darauf angewiesen sind („wirklich nur zum Arbeiten gehen“) – aber nicht als Ort für frühkindliche Bildung („da spielen sie halt nur“). Andere Eltern erkennen im gemeinsamen Spielen durchaus einen

Vorteil oder sehen, dass bereits die jüngsten Kinder von den knapp älteren lernen können („dann schaut sie sich ab, wie man krabbelt“). Positive Erfahrungen beziehen sich außerdem darauf, dass die Betreuungskräfte den Kindern emotional zugewandt sind und ihnen genügend Zeit widmen, zum Beispiel beim morgendlichen Ankommen („da nimmt sich wirklich jemand Zeit, holt den ganz in Ruhe ab“).

Vertrauen als Schlüsselbegriff

Ein Begriff, der vielen Einstellungen und Entscheidungen zugrunde zu liegen scheint, ist das Vertrauen. Einige Eltern lassen einen Vertrauensmangel erkennen, wenn es darum geht, ihre Kinder in „fremde Hände“ zu geben. Dies zeigt sich als Verunsicherung oder zumindest als Vorsicht, vor allem für Kinder im Säuglings- und Kleinkindalter, die sich sprachlich noch nicht ausreichend äußern können („Bevor ein Kind sich nicht ganz so ausdrücken kann, fällt es mir schwer, es in eine Betreuung zu geben“). Im Raum steht die Frage, ob Grundbedürfnisse erfüllt werden (Wird mein Kind wettergemäß gekleidet? Wird es emotional aufgefangen?). Dieser Aspekt berührt vor allem die Betreuungsqualität und dabei besonders die so genannte Interaktionsqualität. Sie ist, wie andere Studien bereits gezeigt haben, ein besonders wichtiger Aspekt für die geglückte Beziehung zwischen der Betreuungsperson und dem Kind, aber auch zwischen dem Betreuungspersonal und den Eltern (sog. „Familienbezug“). In den Interviews wurde das Beispiel genannt, wie beruhigend eine Textnachricht von Betreuerinnen aus der Spielgruppe wirkte: „Es geht ihr wieder gut“.

Wunsch nach Anerkennung der Betreuungsleistung – institutionell und innerfamiliär

Gefragt nach Wünschen an Politik und Gesellschaft drücken viele Eltern aus, dass ihnen daran gelegen ist, dass nicht nur ihre Kinder das bekommen, was sie „wirklich brauchen“, sondern dass die Betreuungspersonen dafür weitreichendere Anerkennung erfahren sollen. Wer damit gemeint ist, unterscheidet sich: Manche legen den Fokus auf die Elementarpädagog:innen („dass die mehr Gehalt bekommen und auch mehr Anerkennung“), andere auf eine weitreichendere Anerkennung der innerfamiliären Sorgearbeit, meist mit der Mutter als Hauptbetreuungsperson. Es geht um eine finanzielle Anerkennung („dass man uns zahlen sollte für das, dass wir daheim sind“) und die sozialrechtliche Absicherung (z.B. eine ausgedehntere Elternkarenz und Anrechnung von Kindererziehungszeiten). Vor allem aber geht es auch um gesellschaftliche Wertschätzung („also so eine Aufwertung des Mutterschaftsstatus‘ würde ich mir wünschen“).

Der Kostenfaktor: Was macht er wirklich aus?

Zwar äußern manche Eltern durchaus ihre Unzufriedenheit damit, dass die Kosten für außerfamiliäre Angebote zu hoch sind („Sobald du ein bisschen mehr verdienst,

sind die Förderungen halt weg“), und manche verzichten aus Kostengründen auf das Mittagessen (sie kochen zuhause) oder auf die Inanspruchnahme der Nachmittagsbetreuung. Doch erscheinen die Kosten für außerfamiliäre Angebote nie als Hauptgrund für einen Verzicht auf die generelle Inanspruchnahme außerfamiliärer Betreuung. Auch fielen die Antworten auf die Frage, wie man mit einem Gratis-Angebot umgehen würde, ambivalent aus. Eine Interviewpartnerin reagierte darauf gar mit der Antwort, dass sie dann ihre Erwerbstätigkeit aufgeben würde. So liegt der Schluss nahe, dass ein Gratis-Angebot für alle außerfamiliären Bildungs- und Betreuungsleistungen und alle Eltern nicht „automatisch“ garantiert, dass diese (1) in Anspruch genommen werden und (2) erwerbstätige Eltern ihre Erwerbstätigkeit beibehalten; vor allem, wenn diese in erster Linie als unabdingbare Einkommensquelle und nicht als besonders sinnstiftend erlebt wird. Jedenfalls konnten die in der Studie enthaltenen Fallbeispiele vorherige Studienergebnisse nicht bestätigen, wonach kostengünstigere Angebote die Erwerbsneigung von Müttern aus einkommensschwachen Milieus unmittelbar steigern. In den vorliegenden Fallbeispielen sind diese Frauen in erster Linie erwerbstätig, weil es finanziell notwendig ist. Die Organisation der Kinderbetreuung wird erst in einem zweiten Schritt geregelt und kann auch so aussehen, dass man die Kinder trotz Erwerbstätigkeit (z.B. mit gut bezahlten Wochenend- und Nachtschichten) hauptsächlich selbst betreut.

„Klar, jede Mutter würde gern drei Jahre mit ihrem Kind verbringen“

Was wäre, wenn Familien, die eine Kinderbetreuung aus strukturell-finanziellen Gründen nicht in Anspruch nehmen (Leitmotiv 2), passendere Angebote vorfinden würden? Wenn sie kostengünstiger wären, wenn es mehr Plätze gäbe? „Wenn es jetzt genügend Plätze geben würde, würde ich sie sicher dorthin schicken“, sagt eine Mutter. Doch später sagt sie dann: „Wenn es finanziell möglich wäre, dann bliebe ich definitiv daheim“. Eine anderer Mutter betonte, es käme eben auf die Ressourcen an, die einer Familie zur Verfügung stünden – und eigentlich würde doch „jede Mutter gern drei Jahre mit ihrem Kind verbringen“. So zeigt sich: Das Bild, dass die Eltern (und vor allem die Mütter) während der Kleinkindphase „daheim“ bei ihrem Kind sind, ist gesellschaftlich tief verwurzelt und kann auch für jene Mütter ein Ideal darstellen, die der außerfamiliären Kinderbetreuung gegenüber prinzipiell positiv eingestellt sind und die sie gern mehr nutzen würden – wenn sie denn günstiger und in dem gewünschten Ausmaß zur Verfügung steht. Doch sobald der finanzielle Erwerbsdruck wegfällt, mischen sich die Karten noch einmal grundlegend neu. So scheint es letztlich die soziale, und hier v.a. die finanzielle, Lage zu sein, die darüber entscheidet, ob man es sich leisten kann, sich überhaupt die Frage zu stellen, ob man als Eltern (häufig: als Mutter) „daheim“ bleibt oder nicht.

Gibt es das perfekte Timing?

Die Frage nach dem richtigen Zeitpunkt oder Timing zieht sich wie ein roter Faden durch die Interviews. Es geht um Arbeitszeiten, Betreuungszeiten, Öffnungszeiten, Eingewöhnungszeiten, Auszeiten und Familienzeiten. Es geht um das richtige Alter für eine außerfamiliale Betreuung und um den richtigen Zeitpunkt, um in den Erwerbsmarkt zurückzukehren. In den letzten beiden Fällen wird häufig der zweite Geburtstag des Kindes genannt. Für unselbstständig beschäftigte Eltern endet rund um den zweiten Geburtstag des Kindes die Elternkarenz, die den karenzierten Eltern eine Rückkehr auf den bisherigen Arbeitsplatz garantiert. Und auch um die Verfügbarkeit von Betreuungsplätzen ist es für zweijährige Kinder besser bestellt als für jüngere. Manche Mütter gehen sehr strategisch vor und takten ihre Familienplanung im Zwei-Jahres-Abstand, „wirklich von Karenz zu Karenz“, so dass sie einerseits jeweils zwei Jahre karenziert bei ihrem Kind sein können und andererseits ihren Arbeitsplatz nicht verlieren. Andere Mütter sind ganz aus dem Erwerbsmarkt ausgestiegen, um ihre Kinder selbst zu betreuen. Dabei ist ihnen der längerfristige Erwerbsverzicht als Risiko durchaus bewusst, einmal bezüglich ihrer sozialrechtlichen Absicherung („Pensionszeiten“) wie auch im Hinblick auf die Abhängigkeit vom Partner („also mir wird totangst, wenn wir uns jetzt trennen würden“).

Kernkategorie: Was kann oder will ich mir leisten?

So unterschiedlich die Fallgeschichten in der vorgestellten Studie sind, ist es im Grunde eine Frage, die sich alle Eltern stellen: „Was kann oder will ich mir leisten?“ Man überlegt, wie viel Zeit und Geld man aufbringen kann und möchte, um seinem Kind in den ersten Lebensjahren das Bestmögliche an betreuender, emotionaler Zuwendung und bildungsbezogener Fürsorge zukommen zu lassen. So einfach sich diese Frage anhört, beinhaltet sie doch eine Vielzahl an weiteren Fragen, die das Wohlergehen des Kindes, aber auch das der Eltern sowie deren sozioökonomische Situation und Absicherung im Alter angehen:

- Kann ich es mir (v.a. als Frau) leisten, eine längere Zeit aus dem Erwerbsleben auszustiegen, um als hauptsächliche Betreuungsperson für mein Kind da zu sein? Oder riskiere ich damit meine Absicherung im Alter? (Stichwort: Pensionszeiten oder auch Risiko der Abhängigkeit innerhalb der Partnerschaft)
- Kann ich es mir leisten, dass ich erwerbstätig bin und während dieser Zeit mein Kind in größerem Ausmaß außerfamilial betreut wird – wobei ich mir nicht sicher bin, ob es ihm in psychosozialer Hinsicht „guttut“? (Stichwort: Vertrauen, Betreuungsqualität)
- Können wir es uns als Elternpaar leisten, gemeinsam und komplett die Betreuung zu übernehmen, so dass wir auf eine außerfamiliale Betreuung verzichten können und dafür in „Gegenschichten“ arbeiten – oder verlieren wir dafür wertvolle Zeit als Familie und Paar?

Eltern, Mütter, Väter beantworten diese Fragen unterschiedlich für sich, und insofern gibt es eine Reihe von unterschiedlichen Modellen, wie Eltern ihre Sorge- und Erwerbsarbeit organisieren.

Für diejenigen, die sich auf der Anbieterseite elementarpädagogischer Angebote damit auseinandersetzen, wie sie den Bedürfnissen von Kindern und Eltern gerecht werden können, ergibt sich die Schwierigkeit, dass jene Bedürfnisse eben sehr vielfältig sind – und teilweise in gegenläufige Richtungen gehen. Sie reichen von der Forderung nach mehr und günstigeren Betreuungsplätzen bis hin zur (finanziellen) Wertschätzung einer ausschließlich elterlichen Sorgearbeit.

11. Generalisierbarkeit der Studienergebnisse

Wie alle methodisch qualitativ orientierten Studien hat auch die vorliegende nicht den Anspruch, statistisch repräsentative Ergebnisse zu formulieren. Auch geht es nicht um eine „Gruppenmeinung“ oder quantitativ basierte Argumentationen („alle Eltern finden, dass...“). Vielmehr sollen die Ergebnisse zeigen, dass es unterschiedliche Erfahrungen und Perspektiven gibt. Schließlich kristallisierten sich in der Analyse bestimmte „Typen“ heraus, die durch die jeweiligen Kombinationen von Werthaltungen und Handlungsstrategien entstehen. In der vorliegenden Studie sind das die zwei Gruppen von Eltern, die entweder dem Leitmotiv 1 oder 2 zugeordnet werden und die ihre Betreuungs- und Erwerbsarbeit unterschiedlich organisieren.

Was das in der quantitativ orientierten Forschung als Gütekriterium der „Repräsentativität“ gilt, kann hier nicht gelten. Jedoch gibt es auch in der qualitativen Forschung den Anspruch, dass die Ergebnisse eine gewisse Allgemeingültigkeit haben, also generalisierbar sind. Man spricht jedoch von inhaltlicher Repräsentation statt statistischer Repräsentativität (vgl. Kruse 2015). Für diese Studie heißt das: Wir gehen davon aus, dass die Einteilung der Eltern-Gruppen, wie wir sie hier vorgenommen haben (Leitmotiv 1 und 2) für all jene Eltern in Vorarlberg vorgenommen werden kann, die ihre Kinder im Alter unter fünf Jahren nicht oder kaum außerfamilial betreuen lassen. Insofern sind diese Ergebnisse inhaltlich repräsentativ, also generalisierbar.

Damit ist bereits eine Limitation der Studie und ihrer Ergebnisse angesprochen: Es wurde auf diese spezifische Gruppe an Eltern fokussiert, also jene, die für ihre Kinder kaum oder gar keine außerfamilialen Angebote in Anspruch nehmen. Über diese Gruppe wollten wir möglichst viel erfahren und haben sie exklusiv in den Fokus genommen. Das heißt aber auch: Es fehlt die Perspektive derjenigen Eltern, die ihr Kind in einem größerem Ausmaß außerfamilial betreuen lassen. Über sie haben wir keine Erkenntnisse gewonnen. Vermutlich würden diese Eltern ihre Verantwortung als primäre Betreuungspersonen weniger stark akzentuieren. Auch hätten sie einen reicheren Erfahrungsschatz, was die Nutzung elementarpädagogischer Angebote angeht. Ob die Inhalte von positiven und negativen Einstellungen und Erfahrungen mit elementarpädagogischen Angeboten gänzlich andere wären, muss offen bleiben. Jedenfalls ist die Intensität, mit der manche der hier interviewten Mütter und Väter ihre Vorbehalte vorbringen, typisch für das Sample dieser Studie. Das muss bei der Rezeption der Ergebnisse jedenfalls berücksichtigt werden.

12. Literaturverzeichnis

- Amt der Vorarlberger Landesregierung:** Vorarlberger Kindertagesheimstatistik 2023/24. Online verfügbar unter https://vorarlberg.at/documents/302033/472652/Kindertagesheimstatistik+2023_2024.pdf/ad364676-fba2-0ea1-b9d7-05562e2b8e13?t=1715585945293, zuletzt geprüft am 25.06.2025.
- Anders, Yvonne (2013):** Stichwort: Auswirkungen frühkindlicher institutioneller Betreuung und Bildung. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 16 (2), S. 237–275. DOI: 10.1007/s11618-013-0357-5.
- Arbeiterkammer Vorarlberg (2024):** Kinderbetreuung in Vorarlberg. AK Umfrage zur Kinderbetreuung in Vorarlberg.
- Baker, Michael; Gruber, Jonathan; Milligan, Kevin (2008):** Universal Child Care, Maternal Labor Supply, and Family Well-Being. In: Journal of Political Economy 116 (4), S. 709–745. DOI: 10.1086/591908.
- Barnes, Jacqueline; Leach, Penelope; Malmberg, Lars-Erik; Stein, Alan; Sylva, Kathy; Team, the FCCC (2010):** Experiences of childcare in England and socio-emotional development at 36 months. In: Early Child Development and Care 180 (9), S. 1215–1229. DOI: 10.1080/03004430902943959.
- Bäuerlein, Kerstin; Linkert, Christine; Stumpf, Eva; Schneider, Wolfgang (2013):** Kurz- und langfristige Effekte außerfamiliärer Kleinkindbetreuung auf die kognitive und sprachliche Entwicklung unter besonderer Berücksichtigung der Betreuungsqualität. In: Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie 45 (2), S. 57–65.
- Bauernschuster, Stefan; Schlotter, Martin (2015):** Public child care and mothers' labor supply—Evidence from two quasi-experiments. In: Journal of Public Economics 123, S. 1–16. DOI: 10.1016/j.jpubeco.2014.12.013.
- Baum, Charles L. (2002):** A dynamic analysis of the effect of child care costs on the work decisions of low-income mothers with infants. In: Demography 39 (1), S. 139–164. DOI: 10.1353/dem.2002.0002.
- Bauman, Zygmunt (1997):** Postmodernity and its discontents. Cambridge: Polity Press.
- Becker-Stoll, Fabienne (2018):** Entwicklungspsychologische Grundlagen pädagogischer Interaktionsqualität. Online verfügbar unter <https://paedagogische-beziehungen.eu/entwicklungspsychologische-grundlagen-paedagogischer-interaktionsqualitat/>, zuletzt geprüft am 12.08.2025.
- Beckh, Kathrin; Mayer, Daniela; Berkic, Julia; Becker-Stoll, Fabienne (2014):** Der Einfluss der Einrichtungsqualität auf die sprachliche und sozial-emotionale Entwicklung von Kindern mit und ohne Migrationshintergrund. In: Frühe Bildung 3 (2), S. 73–81. DOI: 10.1026/2191-9186/a000150.
- Bensel, Joachim; Haug-Schnabel, Gabriele (2018):** Aussagen der Forschung zu den Effekten institutioneller Betreuung in den ersten Lebensjahren auf die Entwicklung des Kindes. Expertise im Auftrag der Sophie von Liechtenstein Stiftung, Schaan/Liechtenstein. Hg. v. Sophie von Liechtenstein Stiftung. Kandern.
- Bensel, Joachim; Martinet, Franziska; Haug-Schnabel, Gabriele (2015):** Raum und Ausstattung in Kindertageseinrichtungen und Kindertagespflege. In: Susanne Viernickel et al., a.a.O., S. 317–402.
- Berger, Lawrence M.; Panico, Lidia; Solaz, Anne (2021):** The Impact of Center-Based Childcare Attendance on Early Child Development: Evidence From the French Elfe Cohort. In: Demography 58 (2), S. 419–450. DOI: 10.1215/00703370-8977274.
- Berghammer, Caroline; Schmidt, Eva-Maria (2020):** Familie, Partnerschaft und Geschlechterrollen. Befunde aus der Europäischen Wertestudie. In: „beziehungsweise“: Informationsdienst des Österreichischen Instituts für Familienforschung (ÖIF) (Januar/Februar), S. 1–4.
- Bird, Kate; Hübner, Wolfgang (2010):** Familien in benachteiligten und von Armut bedrohten oder betroffenen Lebenslagen als Adressaten von Elternbildung und Elternarbeit. Berlin: AWO Bundesverband (Schriftenreihe Theorie und Praxis).
- Blau, David M. (1999):** The Effect of Child Care Characteristics on Child Development. In: The Journal of Human Resources 34 (4), S. 786. DOI: 10.2307/146417.

- Bruneforth, Michael; Weber, Christoph; Bacher, Johann (2012):** Chancengleichheit und garantiertes Bildungsminimum in Österreich. In: Barbara Herzog-Punzenberger (Hg.): Nationaler Bildungsbericht Österreich 2012. Band 2. Fokussierte Analysen bildungspolitischer Schwerpunktthemen. Graz: Leykam, S. 187–226.
- Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung (Hg.) (2020):** Bundesländerübergreifender BildungsRahmen-Plan für elementare Bildungseinrichtungen in Österreich. Endfassung. Charlotte Bühler-Institut: Wien.
- Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz (BMSGPK) (Hg.) (2023):** Nationaler Aktionsplan zur Umsetzung der Europäischen Garantie für Kinder. Österreich.
- Carta, Francesca; Rizzica, Lucia (2018):** Early kindergarten, maternal labor supply and children's outcomes: Evidence from Italy. In: *Journal of Public Economics* 158, S. 79–102. DOI: 10.1016/j.jpubeco.2017.12.012.
- Chłoń-Domińczak, Agnieszka; Kotowska, Irena E.; Magda, Iga; Smyk-Szymańska, Magdalena; Strzelecki, Paweł; Bolesta, Karolina (2024):** Labour market gender gaps and childcare policies in countries with different social investment strategies. In: *Soc Policy Adm* 58 (4), S. 583–604. DOI: 10.1111/spol.13031.
- Chor, Elise; Andresen, Martin Eckhoff; Kalil, Ariel (2016):** The impact of universal prekindergarten on family behavior and child outcomes. In: *Economics of Education Review* 55, S. 168–181. DOI: 10.1016/j.econedurev.2016.10.002.
- Conti, Gabriella; Heckman, James; Pinto, Rodrigo (2016):** The Effects of Two Influential Early Childhood Interventions on Health and Healthy Behaviour. In: *The Economic Journal* 126 (596), F28–F65. DOI: 10.1111/econj.12420.
- Drange, Nina; Havnes, Tarjei (2019):** Early Childcare and Cognitive Development: Evidence from an Assignment Lottery. In: *Journal of Labor Economics* 37 (2), S. 581–620. DOI: 10.1086/700193.
- European Commission / EACEA / Eurydice (2025):** Key data on early childhood education and care in Europe – 2025. Eurydice report. Luxemburg: Publications Office of the European Union.
- Fischer, Michaela; Grössenberger, Ines (2024):** Elementare Kinderbildung- und -betreuung im Bundesland Salzburg 2023/2024. Hg. v. Arbeiterkammer Salzburg. Salzburg.
- Flick, Uwe (1999):** Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Fort, Margherita; Ichino, Andrea; Zanella, Giulio (2020):** Cognitive and Noncognitive Costs of Day Care at Age 0–2 for Children in Advantaged Families. In: *Journal of Political Economy* 128 (1), S. 158–205. DOI: 10.1086/704075.
- Gelber, Alexander M.; Isen, Adam (2011):** Children's Schooling and Parents' Investment in Children. Evidence from the Head Start Impact Study. Cambridge, MS: National Bureau of Economic Research.
- Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (1967/2010):** Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. 3. Aufl. Bern: Huber.
- Häfele, Eva (2021):** Frühe Bildung in Vorarlberg. Chancengerechtigkeit durch Bildung von Anfang an. Feldkirch: AK Vorarlberg. Online verfügbar unter https://vbg.arbeiterkammer.at/service/zeitschriftenundstudien/Studien/Studie_Fruehe-Bildung-in-Vorarlberg.pdf, zuletzt geprüft am 12.08.2025.
- Harms, Thelma; Clifford, Richard M.; Cryer, Debby (2015):** Early childhood environment rating scale. Third edition. New York: Teachers College Press.
- Haug-Schnabel, Gabriele; Bensel, Joachim (2013):** Altersmischung braucht Qualität. Bedingungen gelingender Arbeit mit altersgemischten Gruppen. In: *Theorie und Praxis der Sozialpädagogik (TPS)* (2), S. 4–7.
- Havnes, Tarjei; Mogstad, Magne (2011):** No Child Left Behind: Subsidized Child Care and Children's Long-Run Outcomes. In: *American Economic Journal: Economic Policy* 3 (2), S. 97–129. DOI: 10.1257/pol.3.2.97.
- Havnes, Tarjei; Mogstad, Magne (2015):** Is universal child care leveling the playing field? In: *Journal of Public Economics* 127, S. 100–114. DOI: 10.1016/j.jpubeco.2014.04.007.
- Heckmann, James J. (2011):** Effective Child Development Strategies. In: Edward Zigler, Walter S. Gilliam und W. Steven Barnett (Hg.): *The pre-K debates. Current controversies and issues*. Baltimore, MD.: Paul H. Brookes Pub, S. 2–8.
- Heckman, James J., Seong Hyeok Moon, Rodrigo Pinto, Peter A. Savelyev; Yavitz, Adam Q. (2010(a)):** Analyzing Social Experiments as Implemented: A Reexamination of the Evidence From the HighScope Perry Preschool Program. In: *Quantitative Economics* 1 (1), S. 1–46.

- Heckman, James J., Seong Hyeok Moon, Rodrigo Pinto, Peter A. Savelyev; Yavitz, Adam Q. (2010(b)):** The Rate of Return to the HighScope Perry Preschool Program. In: *Journal of Public Economics* 94 (1-2), S. 114-128.
- Horn, Hans-Peter (Hg.) (2012):** Klinkhardt Lexikon Erziehungswissenschaft KLE. Unter Mitarbeit von Stefan Iske und Christel Adick. Bad Heilbrunn: Klinkhardt (UTB Erziehungswissenschaft, 8468).
- Howes, Carollee (1997):** Children's Experiences in Center-Based Child Care as a Function of Teacher Background and Adult: Child Ratio. In: *Merrill-Palmer Quarterly* 43 (3), S. 404-425.
- Jessen, Jonas; Spieß, Christa Katharina; Waights, Sevrin (2022):** Centre-Based Care and Parenting Activities*. In: *Oxf Bull Econ Stat* 84 (6), S. 1356-1379. DOI: 10.1111/obes.12505.
- Keller, Heidi (2011):** Kinderalltag. Kulturen der Kindheit und ihre Bedeutung für Bindung, Bildung und Erziehung. Berlin, Heidelberg: Springer.
- Kluczniok, Katharina (2017):** Längsschnittliche Analysen der Auswirkungen frühkindlicher Lernumwelten. Chancen und Risiken außerfamiliärer Betreuung. In: *Pädagogische Rundschau* (3/4), S. 247-259.
- Kluczniok, Katharina (2020):** Pädagogische Qualität im Kindergarten. In: Nina Hover-Reisner, Andreas Paschon und Wilfried Smidt (Hg.): *Elementarpädagogik im Aufbruch. Einblicke und Ausblicke*. Münster, New York: Waxmann (Beiträge zur Bildungsforschung, Band 6), S. 331-348.
- Koch, Bernhard (2021):** Elementarpädagogik-Ausbildung in Österreich. Zum Theorie-Praxis-Verhältnis bei einer Tertiarisierung. DOI: 10.25656/01:21791.
- Köppl-Turyna, Monika; Graf, Nikolaus (2021):** Kinderbetreuung und Elementarpädagogik im internationalen Vergleich: Best-Praxis Modelle. Endbericht. Studie im Auftrag der Julius Raab Stiftung. Unter Mitarbeit von Pia Molitor. Hg. v. Eco Austria. Wien.
- Kruse, Jan (2015):** Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz. Weinheim, Basel: Beltz Juventa (Grundlagentexte Methoden).
- Kuckartz, Udo (2018):** Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung. 4. Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Kuger, Susanne; Sechtig, Jutta; Anders, Yvonne (2012):** Kompensatorische (Sprach-)Förderung. In: *Frühe Bildung* 1 (4), S. 181-193. DOI: 10.1026/2191-9186/a000061.
- Lefebvre, Pierre; Merrigan, Philip (2008):** Child-Care Policy and the Labor Supply of Mothers with Young Children: A Natural Experiment from Canada. In: *Journal of Labor Economics* 26 (3), S. 519-548. DOI: 10.1086/587760.
- Lokhande, Mohini (2016):** Doppelt benachteiligt? Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund im deutschen Bildungssystem. Eine Expertise im Auftrag der Stiftung Mercator. Unter Mitarbeit von Thimo Niesel. Hg. v. Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration. Berlin.
- Love, John M.; Kisker, Ellen Eliason; Ross, Christine M.; Schochet, Peter Z.; Brooks-Gunn, Jeanne; Paulsell, Diane et al. (2002):** Making a difference in the lives of infants and toddlers and their families: The Impacts of Early Head Start, vol. 1: Final technical report. Washington, D.C.: U.S. Department of Health and Human Services.
- Melhuish, Edward; Ereky-Stevens, Katharina; Petrogiannis, Konstantinos; Ariescu, A.; Penderi, Efthymia; Rentzou, Konstantina et al. (2015):** A review of research on the effects of Early Childhood Education and Care (ECEC) upon child development. CARE project; Curriculum Quality Analysis and Impact Review of European Early Childhood Education and Care (ECEC).
- Mitterer, Karoline; Haydn, Marian; Hochholdinger, Nikola (2024):** Quo vadis elementare Bildung? Herausforderungen für die Weiterentwicklung der Elementarpädagogik aus Gemeindeperspektive. KDZ, Zentrum für Verwaltungsforschung. Wien.
- Müller, Kai-Uwe; Wrohlich, Katharina (2020):** Does subsidized care for toddlers increase maternal labor supply? Evidence from a large-scale expansion of early childcare. In: *Labour Economics* 62, S. 101776. DOI: 10.1016/j.labeco.2019.101776.
- Neuwirth, Norbert; Buber-Ennsner, Isabella; Fux, Beat (Hg.) (2023):** Familien in Österreich. Partnerschaft, Kinderwunsch und ökonomische Situation in herausfordernden Zeiten. Österreichisches Institut für Familienforschung. Wien.
- Neuwirth, Norbert; Lorenz, Theresa; Kaindl, Markus; Wernhart, Georg (2021):** Auswirkungen des beitragsfreien Kindergartens auf die Erwerbstätigkeit der Mütter. Zum induzierten Arbeitsangebotseffekt der Elternbeiträge. Wien (ÖIF Working Paper, 97).

- NICHD Early Child Care Research Network (2002):** Early Child Care and Children's Development Prior to School Entry: Results from the NICHD Study of Early Child Care. In: American Educational Research Journal 39 (1), S. 133–164.
- Nollenberger, Natalia; Rodríguez-Planas, Núria (2015):** Full-time universal childcare in a context of low maternal employment: Quasi-experimental evidence from Spain. In: Labour Economics 36, S. 124–136. DOI: 10.1016/j.labeco.2015.02.008.
- Oberhuemer, Pamela; Schreyer, Inge (2017):** Internationale Entwicklungen und Herausforderungen der Akademisierung in der Elementarpädagogik. Systeme der Elementarerziehung und Professionalisierung in Europa – revidiert. Plattform educare. Vortrag am 19.05.2017 in Salzburg.
- Pavolini, Emmanuele; van Lancker, Wim (2018):** The Matthew effect in childcare use: a matter of policies or preferences? In: Journal of European Public Policy 25 (6), S. 878–893. DOI: 10.1080/13501763.2017.1401108.
- Pözl-Stefanec, Eva Maria (2017):** Anforderungen an die Ausbildung von PädagogenInnen in Kinderkrippen. Dissertation. Budrich UniPress.
- Pözl-Stefanec, Eva Maria (2020):** Kritische Perspektiven auf die Ausbildung von Kindergartenpädagoginnen und Kindergartenpädagogen – mit Fokus auf die Arbeit mit Kindern in den ersten drei Lebensjahren. In: Nina Hover-Reisner, Andreas Paschon und Wilfried Smidt (Hg.): Elementarpädagogik im Aufbruch. Einblicke und Ausblicke. Münster, New York: Waxmann (Beiträge zur Bildungsforschung, Band 6), S. 227–244.
- Powell, Lisa M. (1997):** The Impact of Child Care Costs on the Labour Supply of Married Mothers: Evidence from Canada. In: The Canadian Journal of Economics 30 (3), S. 577. DOI: 10.2307/136234.
- Salchegger, Silvia; Höller, Iris; Herzog-Punzenberger, Barbara; Breit, Simone (2021):** Nachhaltiger Chancenausgleich durch mehrjährigen Kindergartenbesuch? Ergebnisse einer österreichischen Vollerhebung. In: ZfG 14 (2), S. 341–358. DOI: 10.1007/s42278-021-00114-x.
- Sandner, Malte; Thomsen, Stephan L.; González, Libertad (2024):** Preventing Child Maltreatment: Beneficial Side Effects of Public Childcare. In: The Economic Journal 135 (665), S. 321–353. DOI: 10.1093/ej/ueae070.
- Schmidt, Thilo; Smidt, Wilfried (2014):** Kompensatorische Förderung benachteiligter Kinder. Entwicklungslinien, Forschungsbefunde und heutige Bedeutung für die Frühpädagogik. In: Zeitschrift für Pädagogik 60 (1), S. 132–149.
- Schober, Pia S.; Spiess, C. Katharina (2013):** Early Childhood Education Activities and Care Arrangements of Disadvantaged Children in Germany. In: Child Indicators Research 6 (4), S. 709–735. DOI: 10.1007/s12187-013-9191-9.
- Stamm, Margrit (2010):** Frühkindliche Bildung, Betreuung und Erziehung. Bern, Stuttgart, Wien: Haupt.
- Stamm, Margrit (2013):** Wozu Bildung in der frühen Kindheit? Was wir wissen, wissen sollten und was die Politik damit anfangen kann. Hg. v. Universitäres Zentrum für frühkindliche Bildung. Fribourg.
- Stamm, Margrit; Edelmann, Doris (2013):** Handbuch frühkindliche Bildungsforschung. Wiesbaden: Springer VS.
- Stein, Alexis; Malmberg, Lars-Erik; Leach, Penelope; Barnes, Jacqueline; Sylva, Kathy (2013):** The influence of different forms of early childcare on children's emotional and behavioural development at school entry. In: Child: care, health and development 39 (5), S. 676–687. DOI: 10.1111/j.1365-2214.2012.01421.x.
- Sthamer, Evelyn; Schütz, Lea-Sophie; Stallmann, Ludger (2013):** Inklusive Gesellschaft – Teilhabe in Deutschland. Teilhabe von (benachteiligten) Familien – Welchen Beitrag können Einrichtungen frühkindlicher Bildung leisten? Frankfurt am Main: Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik.
- Statistik Austria (2024a):** Statistik über die elementare Bildung und das Hortwesen 2023/24 (Kindertagesheimstatistik). Wien: Statistik Austria.
- Statistik Austria (2024b):** Monitoring-Bericht über die elementare Bildung 2023/24. Wien.
- Sylva, Kathy (Hg.) (2010):** Early childhood matters. Evidence from the effective pre-school and primary education project. London, New York: Routledge. Online verfügbar unter <https://www.taylorfrancis.com/books/9781135189860>.
- Tietze, Wolfgang (Hg.) (2013):** Nationale Untersuchung zur Bildung, Betreuung und Erziehung in der frühen Kindheit. (NUBBEK). Weimar, Berlin: Verlag Das Netz.

Tietze, Wolfgang; Schuster-Lang, Käthe-Maria; Roßbach, Hans-Günther (1997): Kindergarten-Einschätz-Skala (KES). Deutsche Fassung der Early Childhood Environment Rating Scale von Thelma Harms und Richard M. Clifford. Neuwied, Kriftel, Berlin: Luchterhand.

Viernickel, Susanne; Fuchs-Rechlin, Kirsten (2015): Fachkraft-Kind-Relationen und Gruppengrößen in Kindertageseinrichtungen. Grundlagen, Analysen, Berechnungsmodelle. In: Susanne Viernickel et al., a.a.O., S. 11-130.

Viernickel, Susanne; Fuchs-Rechlin, Kirsten; Strehmel, Petra; Preissing, Christa; Bensel, Joachim; Haug-Schnabel, Gabriele (Hg.) (2015): Qualität für alle. Wissenschaftlich begründete Standards für die Kindertagesbetreuung. Freiburg im Breisgau: Verlag Herder.

Walter-Laager, Catherine; Meier Magistretti, Claudia (2016): Literaturstudie und Good-Practice-Kriterien zur Ausgestaltung von Angeboten der frühen Förderung für Kinder aus sozial benachteiligten Familien. Nationales Programm zur Prävention und Bekämpfung von Armut. Herausgegeben vom Bundesamt für Sozialversicherungen (Forschungsbericht Nr. 6/16, 6). Bern: Bundesamt für Sozialversicherungen.

Walter-Laager, Christa; Bachner, Christina; Geißler, Claudia; Eichen, Lisa; & Gütesiegel-Projektgruppe (2019): Policy Paper „Europäisches Gütesiegel für Qualität in Kindertageseinrichtungen“. Unveröffentlichtes Manuskript. Karl-Franzens-Universität, Graz.

Wernhart, Georg (2023): Kinderbezogene Tätigkeiten in Paarhaushalten: Wer ist dafür zuständig? In: Norbert Neuwirth, Isabella Buber-Ennser und Beat Fux (Hg.): Familien in Österreich. Partnerschaft, Kinderwunsch und ökonomische Situation in herausfordernden Zeiten. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung, S. 52.

Whitebook, Marcy; Howes, Carolee; Phillips, Deborah (1989): Who cares? Child care teachers and the quality of care in America. The National Child Care Staffing Study. Oakland: Child Care Employee Project.

13. Tabellen- und Abbildungsverzeichnis

Tabelle		Seite
1	Besuchsquote Null- bis Fünfjähriger (Einrichtungstypen)	14
2	Anteil der VIF-konform Betreuten (Alter, Jahr und Bezirk)	17
3	Anteil der VIF-konformen Gruppen in Vorarlberg (2024/2025)	18
4	Mütterliche Erwerbssituation & Begründung (Kind 0–1 Jahre; Bundesländer)	36
5	Mütterliche Erwerbssituation & Begründung (Kind 2–5 Jahre; Bundesländer)	37
6	Überblick über die Erzählpersonen	40

Abbildung		Seite
1	Kinder in VIF-konformen Einrichtungen (Bundesländer)	16
2	Anwesenheitsdauer (Vorarlberg und Österreich)	18
3	Einstellung: Leidet ein Kind bei erwerbstätiger Mutter? (international)	31
4	Einstellung: Leidet ein Kind bei erwerbstätiger Mutter? (Bundesländer)	32
5	Ideales Erwerbsausmaß für Mutter eines 2-jährigen Kindes (Österreich / Dänemark)	33
6	Ideales Erwerbsausmaß für Mutter eines 2-jährigen Kindes (Bundesländer)	33
7	Einstellung: Leidet ein Kind bei erwerbstätiger Mutter? (Mütter Vorarlberg)	34
8	Mütterliche Erwerbsbeteiligung (Kind 2–5 Jahre; 2024)	35
9	Leitmotive, Ankerzitate und Praxis	53

AK Vorarlberg
Widnau 4
6800 Feldkirch, Österreich
T +43 50 258-0
kontakt@ak-vorarlberg.at
ak-vorarlberg.at